P. O. germ.
1630 ck
Willkomm

Dichter und Apostel

von

Ernst Willkomm.

Dichter und Apoſtel.

Roman in vier Büchern

von

Ernſt Willkomm.

Erſter Band.

Frankfurt a/M.
Verlag von Meidinger Sohn & Comp.
1859.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Erstes Buch.

Seite

Erstes Kapitel: Die Ansiedler 1
Zweites Kapitel: Wendische Musikanten 13
Drittes Kapitel: Ein Geisteigener 31
Viertes Kapitel: Leichtes Blut und starrer Sinn 41
Fünftes Kapitel: Ein Freundesvorschlag und ein Brief . . 63
Sechstes Kapitel: Eine solide Familie 79
Siebentes Kapitel: Zwei leidenschaftliche Herzen 94
Achtes Kapitel: Woldemar's Mission 106
Neuntes Kapitel: Der Zufall siegt 116
Zehntes Kapitel: Nachbarn im Geiste 126
Elftes Kapitel: Doctor und Stadtpfeifer 136
Zwölftes Kapitel: Macht der Dichtung 148
Dreizehntes Kapitel: Ein Brief 164
Vierzehntes Kapitel: Freud' muß Leid haben 172

Zweites Buch.

Erstes Kapitel: Ein Abend in Bose's Garten 193
Zweites Kapitel: Mädchenlaunen 206
Drittes Kapitel: Ein Familienball 216

Seite

Viertes Kapitel: Ein liebendes Herz 228
Fünftes Kapitel: Ueble Folgen 242
Sechstes Kapitel: Sendlinge 253
Siebentes Kapitel: Ein Brief und seine Folgen 262
Achtes Kapitel: Verhängnißvolle Mittheilungen 274
Neuntes Kapitel: Paul macht eine Entdeckung 288
Zehntes Kapitel: Eine Audienz bei Zinzendorf 298
Elftes Kapitel: Stadtpfeifer und Doctor 309
Zwölftes Kapitel: Traurige Heimkehr 323
Dreizehntes Kapitel: Die Mutter grüßt 325
Vierzehntes Kapitel: Verstoßen 341
Fünfzehntes Kapitel: Wirklichkeit und Traum 348
Sechszehntes Kapitel: Gerettet 360

Erſtes Buch.

Die Geiſteigenen.

Erſtes Kapitel.

Die Anſiedler.

Am dunkelgrünen Waldſaume des Eulenholzes trabten zwei Reiter die ſehr ſchlecht gehaltene Straße entlang. Es war ein heißer Junitag, die Luft klar und ſtill. Ueber der dichten Tannenwaldung wölbte ſich der Himmel ſo durchſichtig blau, wie im Süden jenſeits der Alpen. Bei einer Biegung der ſandigen Straße, auf welcher die trabenden Roſſe ſchwere Staubwolken aufwühlten, ward über den Wipfeln der Bäume ein Strohdach ſichtbar. Bläulicher Rauch qualmte unter der trichterartig geformten Ueberdachung des Schornſteines hervor, und ſchrille Hammerſchläge zeigten an, daß ſich hier eine einſam gelegene Waldſchmiede befinde. Von dieſem Gebäude bog die Straße rechts ab in einen ſteilen Hohlweg und verlor ſich in der Tiefe wieder zwiſchen hochſtämmigen Bäumen.

„Halt!“ ſprach der eine Reiter, ein junger Mann von etwa dreiundzwanzig Jahren, mit offenen Zügen und lebhaften braunen Augen, indem er ſein Thier anhielt, „hier müſſen wir abſteigen. Ich kenne von früher her dieſen Hohlweg und ſeine Tücken. Stürzt das Pferd nicht auf dieſem Steingerölle, ſo iſt man doch ſicher, in der nächſten Schmiede anhalten zu müſſen, um es neu beſchlagen zu laſſen.“

Beide Reiter ſchwangen ſich darauf behend aus dem Sattel und führten ihre Pferde vorſichtig am Zügel über das Steinbett der halsbrecheriſchen Straße hinab in's Thal. Aus dem Walde, der jenſeits einer ſchönen breiten Wieſe die Höhen bedeckte, ſcholl jetzt das Geräuſch von Axtſchlägen. Die Reiter beſtiegen wieder ihre Thiere und ritten im Schritt weiter, einen begrünten Seitenpfad mit der entſetzlich ſtaubigen Landſtraße vertauſchend.

„Wenn die Wege in Deiner übrigens höchſt romantiſchen Heimath ſich nicht bald beſſern, Paul,“ ſagte jetzt der andere um einige Jahre ältere Mann zu ſeinem Begleiter, „ſo erreichen wir heute nicht einmal Löbau. Du haſt immer unſere ſchleſiſchen Straßen ſchlecht gefunden, hinter dem aber, was Ihr Lauſitzer von dieſer Sorte aufzuweiſen habt, bleiben ſie doch noch weit zurück.“

Paul lachte. „Nur Geduld, Freund Woldemar,“ erwiederte er. „Liegt erſt die Dresdener Haide glücklich hinter uns, dann ſollſt Du Deine Freude haben nicht blos

an der Natur, ſondern auch an den Wegen. In der Nähe unſerer ſchönen Reſidenz glättet ſich Alles. Da räumt die gute Geſellſchaft, mit der ſich unſer allergnädigſter Landesherr umgeben hat, ſo gründlich auf, daß die Bauern ſelbſt des Nachts keine Ruhe mehr haben. Auf die Koſten achtet man da nicht. Der Churfürſt braucht Geld, mithin muß es geſchafft werden, und es wird geſchafft, wenn auch das Land wenig Vergnügen davon ſpürt. Nur bis in unſere lauſitziſchen Wälder und in die wendiſchen Haiden dringt bis jetzt dieſe hauptſtädtiſche Cultur noch nicht. Hier iſt Alles ritterſchaftliches Beſitzthum, und weil unſer Marggrafenthum ſeine eigenen Geſetze und ſeine eigene Regierung hat, geht die übrige Wirthſchaft im Lande, mag ſie gut oder ſchlecht ſein, dieſe glückliche Provinz nichts an. Sieh, Woldemar, dies Alles rund herum iſt mein Grund und Boden."

„Dein eigener?"

„Das heißt, er könnte es ſein, wenn er nicht zufällig meinem lieben Vetter gehörte, und dieſer ſehr liebe Herr Vetter ein größerer Lebemann wäre."

„Du ſpeculirſt wohl auf ſeine Freigebigkeit?"

„Würde wenig fruchten," erwiederte Paul achſelzuckend, „es ſei denn, ich bequemte mich, Kopfhänger zu werden, täglich ein paar Kapitel aus der Bibel zu leſen, früh und Abends ein frommes Lied auf eine langweilige

Melodie zu ſingen und ſtatt des Rapieres den Federkiel zum Lobe Ehren Franke's und Conſorten zu führen.“

„Haſt Du denn unter Deiner Sippſchaft einen Pfaffen?“ fragte Woldemar verwundert. „Ich denke, Ihr ſeid Alle von altem Adel und habt dieſe jetzige geſellſchaftliche Stellung den derben Fäuſten Eurer ſchwertgewandten Vorfahren zu verdanken.“

„Freilich,“ ſagte mit komiſcher Geberde der lebensluſtige Paul, „der gute Vetter iſt nun aber einmal aus der Art geſchlagen.“

„Wie heißt er denn?“

„Kann Dich das intereſſiren? Glaube mir, es iſt ganz einerlei. Wäre mein Vetter nicht Graf, während ich einfacher Edelmann und leider Gottes ein ſehr mittelmäßig Begüterter obendrein bin, es kümmerte ſich kein Menſch um ihn, als ſeine Pfaffen und ſeine Betſchweſtern.“

„Dennoch möchte ich jetzt den Namen dieſes Entarteten kennen.“

„Nun gut, er heißt Graf von Zinzendorf, und der Grund und Boden, den gegenwärtig die Hufe unſerer Roſſe ſtampfen, iſt ſein Eigenthum. Wozu denn? frage ich mich jedesmal, wenn ich dieſes Weges ziehe. Was nützen dem Menſchen Wälder, Wieſen, Jagdgehege? Er reitet nicht, er jagt nicht, ich glaube, er fährt nicht einmal gern. Und doch müſſen ſolchem unadelig denkenden

Menſchen die prachtvollſten Ländereien, die wildreichſten Wälder zufallen.“

Während dieſes Zwiegeſprächs hatten die beiden Reiter, von denen Paul von Podelwitz in Leipzig Cameralia ſtudirte und Woldemar von Raſchau als Gutsherr in Schleſien lebte, die Anhöhe erreicht. Der hier dichter an die nur ſchmale Straße herantretende Wald bot mehr Schatten, und die jungen Edelleute ließen ihre Roſſe wieder austraben. Die Axtſchläge vernahm man jetzt viel näher.

„Ich glaube wirklich, Vetter Zinzendorf läßt Holz ſchlagen in ſeinem Urwalde,“ hob Paul auf's Neue an. „Iſt das der Fall, dann bekehrt er ſich nächſtens zum Weltmanne, oder er geht damit um, eine Verſorgungsanſtalt für alte Betſchweſtern zu erbauen.“

Ein ſtarkes Gepraſſel ward hörbar und ſchwer wuchtend ſchlug eine gewaltig hohe Tanne, einige kleinere Stämme zerſplitternd, wenige Schritte vor den Reitern nieder. Pauls Pferd ſcheute, ſprang zur Seite und warf den jungen Mann mitten in die mit ſcharfkantigen Steinen bedeckte Straße, worauf es in wildem Galopp davonſtürmte. Woldemar vermochte ſein weniger feuriges Thier noch zu rechter Zeit zu zügeln. Er ſtieg eiligſt ab, um dem Freunde beizuſpringen.

„Verdammte Beſtie, oder vermaledeite Holzſchlägerei!“ fluchte Paul von Podelwitz, ſich raſch wieder aufrichtend.

Er blutete lebhaft aus einer Stirnwunde und als er aufstehen wollte, gewahrte er, daß sein rechter Fuß verstaucht war. Fortwährend über sein Mißgeschick grollend, hinkte er, auf die Schulter des Freundes sich stützend, auf den Rain am Walde, wo er sich verdüstert niederließ.

„Es ist nicht das Bischen Schmerz," fuhr er fort, die bedauernde Rede Woldemars unterbrechend, „auch nicht das Loch über dem Auge, das meiner Physiognomie möglicherweise einen interessanten Ausdruck verleiht und dereinst mein Glück begründen helfen kann, mich verdrießt nur, daß ich nun ein bis zwei Tage zu spät nach Dresden komme und dort vielleicht meinen köstlichen Kumpan nicht mehr antreffe."

„Erwartest Du irgend wen so bestimmt?" fragte Woldemar.

„Du weißt es ja."

„Meinst Du den tollhäuslerischen Christian?"

„Sprich lieber, den genialen, den einzigen, den göttlichen Christian! Ich mag's nicht leiden, daß man ihn vernachlässigt. Du und alle Deine Landsleute, Ihr werdet auf diesen Ausbund von Geist noch einmal stolz sein. Aber freilich, wenn diese Einsicht Euch nicht bald kommt, ist es auch möglich, daß der prächtige Junge inzwischen zum Teufel geht. Naturen von seiner Ursprünglichkeit, Geister von seinem Talent und seiner Raschheit lassen nicht gerne lange mit sich scherzen."

Woldemar blieb auf dieſe Expectorationen des Freundes eine Antwort ſchuldig, weil ſoeben einige Männer aus dem Walde traten, von denen Einer das glücklich eingefangene Thier, deſſen Nüſtern noch dampften, am Zügel führte.

„Da haben wir die Uebelthäter, die Schuld an meinem Unfall ſind," murrte Paul. „Sie ſollen wenigſtens tüchtig von mir zurecht gewieſen werden."

Nur zwei der Männer ſchritten jetzt der Stelle zu, wo der verwundete Paul ſaß. Ihre Haltung hatte etwas Demüthiges, ja ſelbſt Gedrücktes. Ihre Kleidung war überaus einfach und gab ſie als Arbeiter oder Handwerker zu erkennen. Beide trugen blitzende Aexte und als ſie die jungen Herren gewahrten, entblößten ſie ſogleich ihre Häupter.

„Wer ſeid Ihr?" herrſchte der ärgerliche Paul die Männer barſch an. „Fällt Ihr auf Befehl des Herrn Grafen dieſe Bäume? Seht, was Ihr angerichtet habt!"

„Dieſer Unfall betrübt uns ſehr, lieber, junger Herr," erwiederte auf dieſe harte Anrede der Aelteſte mit mitleidsvoller Stimme. „Es muß aber doch der Wille des Heilands geweſen ſein, welcher ein Straucheln für ſegensreich hielt, damit die Herzen der Jugend, deren Dichten ſtets böſe iſt, ſich nicht überheben und übermüthig werden im Tannel eitler Weltluſt! So wir dienen können mit

unſern ſchwachen Kräften, ſind wir dazu bereit und bieten uns den Herren zu jeglicher Hilfeleiſtung an.“

Pauls Aergerlichkeit wich bei dieſer ſeltſamen Anrede ſogleich der luſtigſten Stimmung. Er gab Woldemar einen Wink und verſetzte, dem Sprecher ſeine Hand reichend:

„Ihr ſcheint mir vom Stamme der Samariter zu ſein, aus Eurer Rede zu ſchließen, und da Ihr mit ſo viel Liebe mir armen Verunglückten entgegen kommt, muß ich trotz Eurer Schuld doch wohl Gnade für Recht ergehen laſſen. Aber nun ſagt mir auch, was, zum Henker, fällt Euch denn ein, juſt hier an der Haupt- und Poſtſtraße mitten im Eulenholze am hellen lichten Nachmittage die Bäume umzuſchlagen? Mein Vetter, der Graf, hat das gewiß nicht angeordnet.“

War das Auftreten der Männer mit den Aexten bis jetzt etwas ängſtlich geweſen, ſo geſtaltete es ſich nach dieſen Worten weit zuverſichtlicher.

„Der Herr ſei geprieſen!“ ſagte der vorige Sprecher, beide Hände um den Stiel ſeiner ſchweren Axt haltend. „Ich werde ihn loben immerdar mit Mund und Herz, wenn er die erſten Schläge dieſer Axt alſo ſegnen will, daß er einen jungen Verwandten des großmüthigen Herrn Grafen dadurch abwende dem Eitlen und Unbeſtändigen, und ihn zuführe dem, was da dauert und kein Ende nimmt in Ewigkeit.“

„Weißt Du was, Woldemar," ſprach Paul nach dieſer zweiten Auslaſſung des Fremden, „wenn dieſer gute Mann mit dem vierkantigen Geſichte nicht etwa dem Tollhauſe entſprungen ſein ſollte, ſo iſt er ſicherlich irgendwo an der Angel meines begüterten Vetters hängen geblieben. Seine Worte duften ſo recht lieblich nach dem Köder des Grafen. Dieſe Redeweiſe iſt Weihrauch für ſeine Naſe und Caviar für ſeine Zunge. Wenn mein Geſchmack nun auch ganz anders geartet iſt, ſo will ich mich doch mit ihm einlaſſen. Waldteufel von dieſer Couleur können auch amüſiren. — Kennt Ihr den Grafen, lieber Mann?"

„Ob wir ihn kennen!" ſprachen wie mit Einem Munde alle Drei, denn auch der Pferdebändiger mit dem jetzt völlig beruhigten Thiere hatte ſich inzwiſchen zu ſeinen Gefährten geſellt.

„Der großmüthige Herr Graf iſt unſer Beſchützer und Freund," fuhr der Aelteſte fort, „und unter ſeinem mächtigen Schutze wollen wir die Hände rühren mit Freudigkeit und anheben zu bauen eine Stadt, in der da wohnen können Alle, ſo nur Ihm dienen und nichts lieben als den Heiland, und die wir ſtellen wollen unter des Herrn Hut, daß er ſeine allmächtige Hand halte über ſie bis an's Ende der Tage!"

Paul biß die Lippen zuſammen, denn trotz ſeines heftiger ſchmerzenden Fußes und ſeiner noch immer blu-

tenden Wunde kitzelte ihn eine faſt nicht zu überwindende Lachluſt. Woldemar bemerkte dies und um die Aufmerkſamkeit der auch ihm ſeltſam vorkommenden Männer von dem Freunde abzulenken, warf er die Frage hin:

„Wer ſeid Ihr denn eigentlich, liebe Leute, und wie ſollen wir Eure uns räthſelhaft klingenden Worte verſtehen?“

Der bisherige Sprecher legte ſeine Axt über die Schulter und erwiderte im Tone felſenfeſter Ueberzeugung:

„Um unſeres Glaubens willen Verfolgte ſind wir, Vertriebene, Blutzeugen Chriſti!“

„Und woher kommt Ihr? Wer hat Euch vertrieben?“

„Aus Mähren ſind wir ausgezogen, um zu ſuchen eine Stätte, der wir beilegen können den Namen des neuen Bethel. Die aber, die uns aus unſerer Heimath verjagt haben, führen wohl den Namen deſſen, den wir Alle bekennen, ohne doch ſeine Worte in einem feinen Herzen zu bewahren!“

Paul hatte ſich inzwiſchen wieder gefaßt, und da er einigermaßen mit den religiöſen Bewegungen bekannt war, welche damals viel von ſich reden machten, errieth er ſchnell den rechten Zuſammenhang.

„Dann gehört Ihr wohl zu den mähriſchen Brüdern?“ fragte er den ernſten Mann mit der Axt. „Von dem

Grafen, meinem Vetter, habe ich mehrmals von dieſen ſprechen hören."

„Wir nennen uns Brüder aus Mähren."

„Und Euer Name, lieber Mann?"

„Ich heiße David und bin ein Zimmermann meines Gewerbes," verſetzte der Mann mit der Axt. „Dieſe meine Gefährten aber ſind zwei Brüder, Namens Auguſtin und Jacob Neiſſer."

„Und wie kommmt es, daß Ihr hier in meines Vetters einſamem Forſte ſo wacker mit der Axt hanthiert? Hat er Euch denn dazu bevollmächtigt?"

„Edler junger Herr," ſprach David, „ſo Jemand eines wahrheitliebenden Mannes Zuſage empfängt und nicht darnach thut, würde man ihn einen Schalksknecht nennen müſſen. Der fromme Herr Graf ließ uns durch den Mund eines vom Herrn Geſalbten als ſeine Schützlinge begrüßen und wies uns oben an dem kahlen Hügel, den man den Hutberg nennt, einen Platz an, daß wir aufrichten könnten daſelbſt unſere Hütte, um ſpäter daneben zu erbauen den Tempel des neuen Zion zur Ehre und zum Lobe Gottes."

„Wenn dem ſo iſt, dann ſeid Ihr gerechtfertigt und ich will Euch nicht länger mehr hindern in Eurer preiswürdigen Beſchäftigung," ſagte Paul, einer größeren Ernſthaftigkeit ſich befleißigend. „Eins aber möchte ich, ehe wir uns trennen, doch zu Eurem eigenen Beſten noch

bemerken: verlaßt Euch nicht gar zu ſehr auf den Schutz meines frommen Vetters! Graf Zinzendorf iſt zwar ein Mann von Wort und ein vollkommen tadelloſer Charakter, die Luft aber, die er am liebſten athmet und die er gern überall hin verbreitet, macht anderen Mächtigeren gar arge Beſchwerden. Sollte ich Gelegenheit haben, alsbald meinen Vetter zu ſprechen, ſo werde ich mich Eurer erinnern. Jetzt aber, Ihr guten Leute, bitte ich Euch, helft mir auf mein wieder ſanft gewordenes Roß. Sitze ich erſt feſt im Sattel, ſo erreiche ich wohl die nächſte Herberge, wo dann ein Bader ſein Heil an meinem verſtauchten Fuße verſuchen mag."

Bereitwillig kamen die Exulanten dieſem Wunſche des jungen Edelmannes nach. Die Freunde grüßten die ernſten mähriſchen Männer freundlich herablaſſend und ritten vorſichtig ihres Weges, der ſie bald deren Blicken entzog. Als die Schatten des Waldes ſie wieder umfingen, dröhnten aufs Neue gewichtige Axtſchläge widerhallend durch den Forſt, und über den Wipfeln der Tannen rauſchte es, als ob gottbegeiſterte Männer einen Choral feierlich anſtimmten.

Zweites Kapitel.

Wendiſche Muſikanten.

Bald lichtete ſich der Wald, zur Rechten zeigte ſich die kahle Höhe des Hutberges und dieſem zur Seite die Thurmſpitze von Berthelsdorf. Die ſteinige Straße lief vielfach gekrümmt auf dem Saume des hohen Plateau's nördlich und gewährte wahrhaft bezaubernde Ausſichten nach allen Seiten hin. Am ſchönſten war die Anſicht des maleriſchen Grenzgebirges mit ſeinen vielen Kuppen und waldigen Bergrücken, und der Einblick in das fruchtbare Tiefland der fleißig angebauten Thäler mit lang geſtreckten Ortſchaften.

„Der mähriſche Zimmermann hat Dich ſchweigſam gemacht," redete Woldemar ſeinen jungen Begleiter an, „oder ſind es die Schmerzen, die Dich ſo ganz verſtummen laſſen?"

Paul ſah den Freund ſpöttiſch an.

„Ich meine, Du ſollteſt mich und mein Weſen beſſer kennen, um mir eine ſolche Albernheit nicht einmal zuzumuthen," erwiderte er. „Was mein frommer Herr Vetter auf ſeinem Grund und Boden beginnt, ob er die Wüſteneien zwiſchen ſeinen Forſten von Heiden oder Türken urbar machen läßt, ficht mich nicht an. Der Mann kann wohl nicht anders. Seine Natur iſt einmal ſo zugeſchnitten, daß ſie offenbar beſſer für einen Superintendenten paßt, als für einen Juſtizrath. Wäre mein Vetter ein kleiner Souverän mit reichen Mitteln, er würde gewiß irgendwo in der neuen Welt ein Stück Land kaufen, um es zu coloniſiren und eine Bevölkerung nach ſeinem Sinne dahin zu verpflanzen. Schade, daß der Mann nicht katholiſch iſt, er wäre unter den Generalen der päpſtlichen Garde unbedingt der thätigſte! Ich bin ganz anders geartet, und das war es, was mich ſo ſtill machte."

„Der mähriſche Bauer hat demnach mit ſeinen Worten Deine Seele geritzt?"

„Wie Du willſt. Fürchte aber ja nicht, daß er mich bekehrt. Ich bin Weltmann und will es bleiben, und da ich, wie ſchon bemerkt, wenig irdiſche Güter beſitze, will ich mein Leben und Streben ſo einzurichten ſuchen, daß ich in kluger Weiſe ihm abringe, was die Geburt mir zu geben verſäumte. Um Carrière in der Welt zu machen, ſcheint mir ein Anſchluß an die verſchwenderiſchen Cavaliere

des polniſchen Königs jedenfalls geeigneter zu ſein, als wenn ich Theilnehmer würde an den Betſtunden meines Vetters."

„Du übertreibſt auch gar zu ſehr," ſprach Woldemar. „Ein kirchlich geſinnter Mann hält darum, weil er ein warmer Freund der Religion iſt, noch keine Betſtunden."

„Nöthig wäre es allerdings nicht, dennoch thut es mein Vetter."

„Mitten im Taumel des Reſidenzlebens?"

„Unter den Augen der Bewunderer Brühls."

„Wie iſt es möglich! Welche Widerſprüche! Und die vornehme Geſellſchaft läßt es geſchehen, ohne Einſprache zu erheben oder dagegen zu intriguiren?"

„Du berührſt genau den Punkt, der eben auch mir zu denken gibt," verſetzte Paul. „Es bereiten ſich Dinge vor in der Geſellſchaft, wie in der großen Maſſe, Volk genannt, die ſchwerlich ohne Einfluß auf das Geiſtesleben unſerer Nation bleiben werden. In Warſchau und Dresden herrſcht der Luxus, die Prunkſucht, die maßloſeſte Verſchwendung. An beiden Hoflagern iſt die Bewunderung des Scheins zur Adolatrie geſtiegen. Hier glänzt und ſchimmert Alles und doch findet ſich nirgends ein wirklicher Lichtfunke, der dieſe flimmernde Nacht des Scheins erleuchten könnte. Im Volke dagegen regieren Einfalt, ſtrenge Sitte, Sparſamkeit und nüchternes Weſen. Je mehr die Vornehmen ſchwelgen, deſto mehr

beſchränkt ſich das Volk. Jene leben in Saus und Braus, in einem ewigen Sinnentaumel, dieſes lernt nur den Ernſt, nicht die Freude der Welt kennen. Solche offen zu Tage liegende Widerſprüche geben an ſich ſchon zu denken, und gar oft geſchieht es, daß gerade der gemeine Mann, dem man es gar nicht anſieht, bei ſeiner harten Arbeit mehr darüber nachgrübelt, als der Genußmenſch, der gar keine Zeit zum Denken findet. Es fehlt nur an einem Impuls, um den Geiſtern eine andere Richtung zu geben, und ſoweit ich die Zuſtände kenne und mein unmaßgebliches Urtheil reicht, bereitet ein ſolcher Impuls ſich auf mehr als einem Punkte vor."

„Ich geſtehe, daß ich Dir nicht ſo viel Philoſophie zugetraut habe," ſagte Woldemar. „Du gabſt Dich mir immer als Lebemann und willſt, wie Du eben äußerteſt, durch die Welt und ihren Leichtſinn Carrière im Leben machen. Was mich betrifft, ſo fehlt es mir an Zeit und Gelegenheit, ſo tief gehende Betrachtungen und Vergleiche anzuſtellen."

„Nun, überheben will ich mich nicht," erwiderte in heiterm Tone Paul, ſein Pferd etwas raſcher antreibend. „Ein ganz klein wenig pflüge ich wohl mit fremdem Kalbe. Ich halte dies für erlaubt, weil ich glaube, daß man nur durch Benutzung geſcheidter Gedanken Anderer ein wirklich kluger Weltmann werden kann."

Woldemar lachte und die beiden jungen Edelleute

ritten wieder eine Zeit lang ſchweigend nebeneinander fort, bis ſie die Thürme Löbau's am Fuße des Berges erblickten, der ſeinen Namen von dieſer uralten Stadt entlehnt hat.

„Da beginnt die Wendei", ſagte Paul, und wo wendiſches Volk wohnt, gibt's hübſche Mädchen, Mädchen von Milch und Blut, wie wir Lauſitzer ſagen. Dort wollen wir's uns gemüthlich machen und ich will meinen Fuß wieder in Ordnung bringen laſſen. Zeit wird es, das kann ich merken. Er hängt wie ein Klumpen Blei im Bügel und faſt fürcht' ich, man wird mir den Stiefel abſchneiden müſſen. Das hat man Alles dieſen verdrehten Pſalmiſten aus Mähren und den gottſeligen Neigungen meines nach Heiligkeit ringenden Vetters zu danken!"

In der halb deutſchen, halb wendiſchen Stadt angelangt, war ſchnell der Stadt- oder Rathschirurgus zur Stelle geſchafft, der den ſchmerzenden Fuß des jungen Edelmannes unterſuchte und dieſen mit der tröſtlichen Verſicherung verließ, daß ein Tag Ruhe Alles wieder in Ordnung bringen werde. Der Unfall war durchaus von keiner Bedeutung. Dieſer Ausſpruch des verſtändigen Mannes erheiterte die Freunde ſichtlich, und da nur Ruhe, nicht gerade Ausruhen im Bett vorgeſchrieben war, ſo zogen die jungen Herren es vor, im Gaſtzimmer zu bleiben, um doch einige Unterhaltung zu haben. Dieſe fand ſich auch alsbald und zwar in ganz unerwarteter Weiſe, indem ein

Mann mit zwei halb erwachſenen Kindern eintrat, Platz an einem der Tiſche nahm und nach Landesſitte einen Abendimbiß beſtellte. Man brachte Roggenbrot und Semmel nebſt friſcher Butter und goldgelbem Honig.

Als er ſeine Kinder aufforderte, dieſen guten Dingen zuzuſprechen, geſchah dies in wendiſcher Sprache. Woldemar horchte auf, denn er hörte dies ihm gänzlich unbekannte Idiom zum erſten Male in ſeinem Leben, und er konnte nur mit Mühe ein Lächeln unterdrücken.

„Es iſt unbedingt ein herumziehender Muſikant," flüſterte Paul dem Freunde zu. „Ich ſeh's an ſeiner ganzen Art, ſich zu haben. Auch die Packe, die ſie da unter die Bank geſtellt haben, verrathen es mir."

„Was können ſie enthalten?"

„Nichts anderes als einen Dudelſack, eine wendiſche Zither und eine Flöte."

Woldemar ward neugierig und machte ſich etwas in der Nähe der für ihn intereſſanten Leute zu ſchaffen. Der Mann war ſehr redſelig. Er ſprach fortwährend bald mit ſeinen eigenen Kindern, bald mit der Kellnerin, der es auch nicht an Worten zu fehlen ſchien. Paul, des Wendiſchen zwar nicht mächtig, aber doch ſo weit damit vertraut, daß er einige Worte mit geborenen Wenden wechſeln und ſich zur Noth verſtändigen konnte, richtete nach längerm Sinnen ein paar Fragen in dieſer Sprache an den Fremden, die auf die zuvorkommendſte Weiſe und mit offenbarem Ver-

gnügen beantwortet wurden. Der Mann ſchob den Reſt der Speiſen zurück, die Kinder folgten ſeinem Beiſpiele, und ein paar Minuten ſpäter erklang eine jener originellen, melancholiſch-ſüßen Volksweiſen im Gaſtzimmer, an denen die Wenden ſo merkwürdig reich ſind, und die man bei Wanderungen durch ihre Dörfer und Feldmarken überall und faſt zu jeder Tagesſtunde anſtimmen hört.

Dem ſchleſiſchen Gutsbeſitzer machte dieſe Muſik, die Art, wie die Wenden ſpielten und die ausdrucksvolle Geberdenſprache namentlich des Dudelſackpfeifers viel Vergnügen. Da der Mann ſehr gut Deutſch verſtand und es ziemlich geläufig ſprach, ſo ließ ſich Woldemar ſpäter mit ihm in ein längeres Geſpräch ein, um Näheres über Sitten und Gebräuche dieſes von Deutſchen rund umſchlungenen ſlawiſchen Volksſtammes zu erfahren. Dieſe Fragen gefielen jedoch dem Wenden nicht. Er beantwortete ſie kurz und ausweichend, und es würden höchſt wahrſcheinlich ſehr bald empfindliche Worte gefallen ſein, hätte Paul ſich nicht in's Mittel gelegt, um den wißbegierigen Freund zu entſchuldigen. Der wendiſche Muſikant war auch auf der Stelle wieder beſänftigt. Er reichte erſt Paul, dann Woldemar die Hand, packte ſeine Inſtrumente wieder ein und rüſtete ſich zum Aufbruche.

„Wohin des Wegs?“ fragte Paul, der es gern geſehen hätte, wenn der unterhaltende Mann noch länger geblieben wäre.

„Man erwartet mich in Berthelsdorf," verſetzte der Wende. „Ein junger Bauer hat ſich eine Tochter unſeres Landes zur Frau erkoren, morgen werden die jungen Leute getraut und da ſollen wir ſie, wenn ſie zurückkehren aus der Kirche, auf ihrem Hofraume mit wendiſchen Volksklängen begrüßen."

„Iſt es nun nicht zum Verzweifeln?" ſprach Paul, ſich an Woldemar wendend. „Wie gern wäre ich mit Dir Zeuge dieſer Hochzeit, auf welcher deutſche und wendiſche Ceremonien ſich harmoniſch in einander verſchmelzen werden. Statt dieſes Genuſſes muß ich hier hocken und kann zum Zeitvertreibe Grillen fangen."

„Begleiten uns die Herren Edelleute?" ſagte der Wende. „Mir wär' es ganz recht, denn man kann manchmal nicht wiſſen."

„Was?"

„Bei Hochzeiten geht's immer hoch her, und da fällt zuweilen 'was vor."

„Fürchtet Ihr, daß die Luſt den fröhlichen Gäſten zu Kopfe ſteigen könnte?"

„Wäre auch nicht das erſte Mal! Habe ich's doch mit erlebt, daß nach einer recht tollen Hochzeit Tags darauf der Todtengräber beſtellt wurde. Das gab damals eine böſe Unterſuchung, aber es kam doch nichts heraus. Wo gegen hundert aufgeregte junge Burſche ſich im Finſtern ſchlagen mit Schemelbeinen und Bierkrügen, da kann's

wohl paſſiren, daß Einer und der Andere einmal zu weit ausholt und ſtatt des Rückens die Schläfe eines armen Teufels trifft. Dergleichen geſchieht jetzt wol nicht mehr, und da drüben in Berthelsdorf ſchon gar nicht. Aber es kann dort andern Verdruß geben."

„Doch nicht für Euch?"

„Gewiß, gnäd'ger Herr! Es iſt dort nämlich ein neuer Paſtor eingeſetzt worden, und der mag alle Muſik nicht leiden."

„Das kann ihm doch gleichgiltig ſein," meinte Woldemar. „Eine Hochzeit ohne Tanz und Muſik iſt ja gar keine Hochzeit."

„Der neue Herr Paſtor iſt aber anderer Meinung," ſagte der wendiſche Muſikant. „Er will von weltlicher Muſik gar nichts hören, nur geiſtliche Lieder, Pſalmen und Litaneien liebt er ſehr, und darum hab' ich Sorge, es könnte zu ärgerlichen Worten kommen. Denn wenn ich einmal beſtellt bin, um den Dudelſack zu ſpielen und die Huslje*) dazu zu ſtimmen, dann laß ich mir ohne Widerſpruch nicht in meine Angelegenheiten reden."

„Wie heißt denn dieſer merkwürdig ſtrenge Mann?" fragte Woldemar.

„Der Name iſt mir entfallen," verſetzte der Wende.

---

*) Wendiſche Geige.

„Er hat aber große Gewalt, wie ich höre, und einen sehr vornehmen Mann zum Beschützer.“

„Natürlich!“ fiel Paul ein. „Wie konnte ich auch nicht gleich daran denken! Berthelsdorf gehört ja meinem Vetter!“

Der Wende trat offenbar erschrocken zurück. Er machte eine unbeholfene Verbeugung, indem er sagte:

„So hab' ich wahrscheinlich die hohe Ehre, einen hochgeborenen Herrn Grafen vor mir zu sehen?“

„Keineswegs, lieber Mann,“ erwiderte dieser, „ich bin weder Graf noch hochgeboren, sondern ein Mensch wie andere. Wenn aber der Graf von Zinzendorf den Berthelsdorfern einen Prediger nach seinem Sinne gegeben hat, so kann dies kein anderer sein, als der von ihm so hoch geschätzte Pastor Rothe.“

„Es ist der nämliche Mann, der dem Herrn Grafen die Exulanten aus Mähren so dringend empfohlen hat, die sich nun auch in der Nähe anbauen sollen,“ bemerkte der Wende.

„Habt Ihr von diesen Leuten auch in der Wendei schon sprechen hören? Sie gerade sind ja Schuld, daß ich hier sitzen muß und Eure lustige Hochzeit nicht mit feiern kann. Beim Himmel, ich vergesse es dem salbungsreichen Zimmermann nicht in zehn Jahren, daß sein fallender Tannenbaum mir in solcher Weise die Wege zu fröhlichem Lebensgenusse verlegt hat!“

„Von den Mähriſchen Exulanten iſt ſchon geraume Zeit bei uns die Rede," fuhr der Wende fort. „Verdenken kann man's den Leuten auch nicht, wenn man ſieht, wie ſie leben müſſen. Es hat Mancher ſchwer zu tragen, um fortzukommen in der Welt, und bei uns zumal gibt's für den armen Mann noch arge Plackereien von Oben und Unten. Bitten und Predigen hilft nicht dagegen und die großen Herren nehmen ſich nicht einmal die Mühe, auf armer Leute Reden zu hören. Da kommen nun Fremde in's Land von über den Bergen her. Exulanten heißen ſie die Schriftgelehrten, Mähriſche Brüder nennen ſie ſich ſelber. Wenn es ſich ſo verhält, wie man ſich allerorten erzählt, ſo haben die armen Menſchen wacker viel ausſtehen müſſen ihres Glaubens wegen, und es iſt ihnen wol zu gönnen, daß ſie inskünftige Gott verehren dürfen, wie's ihnen der Geiſt ſagt. Da hat denn der Herr Graf von Zinzendorf ein Einſehen gehabt und etwas Großes gethan, wie er dieſen Vertriebenen ſeine Beſitzungen öffnete und ſie als Brüder willkommen hieß. Mag er ſonſt ſein wie er will — Viele ſchelten ihn einen Kopfhänger — ein Herz für die Menſchheit muß er doch haben, und darum iſt ſeit der Zeit ſein Name in Aller Munde. Was aber den Fremden ein einzelner vornehmer Herr gewährt, danach ſehnt ſich umſonſt mancher Einheimiſche. Die Mähriſchen Exulanten erhalten Land von dem Herrn Grafen unentgeltlich, Holz und Steine dazu, und wer weiß, ob der groß-

müthige menſchenfreundliche Herr ihnen nicht auch Geld obenein gibt. Wir Andern müſſen immer nur zahlen, heute dem Grundherrn und morgen der Regierung, und wenn ein Unglück vom Himmel fällt, hat kein Einziger mit uns Erbarmen."

Der Wende ſprach anfangs gelaſſen, ward aber immer lebhafter und wärmer, und den letzten Aeußerungen miſchte ſich einige Bitterkeit im Ton der Stimme bei. Paul hätte ihn gern noch länger feſtgehalten, da er noch mehr als eine Frage auf dem Herzen hatte, der Muſikant aber wünſchte den Fremden noch einen guten Abend, empfahl ſich auf Wendiſch dem Vetter des Grafen und verließ mit ſeinen Kindern das Zimmer, in welchem die jungen Edelleute allein zurückblieben.

„Siehſt Du, Woldemar, daß ich Recht habe?" ſprach jetzt Paul. „Die Geſchichte beginnt zu rumoren. Das Landvolk ſpricht davon, und wenn der gemeine Mann von einer Sache ſpricht, ſo denkt er auch darüber nach. Es bedarf jetzt nur noch eines unbedeutenden Zufalls, um aus der Einwanderung dieſer handvoll Männer ein wichtiges politiſches Ereigniß zu machen. Wenn die Hochzeit, die morgen ein deutſcher Bauer mit einem wendiſchen Mädchen feiert, Anſtoß erregte und den glaubenseifrigen Paſtor zu einem Verbot der Muſik veranlaßte, meinſt Du, daß dabei ſich die Parteien beruhigten? Ein ſolcher Fall würde den heftigſten Prozeß hervorrufen, und dabei würde die

eigentliche Veranlaſſung des Streites nicht lange verſchwiegen bleiben! Wahrhaftig, ich fange an, Theil zu nehmen an den mähriſchen Männern, und wenn nicht gewichtige Gründe mich andern Sinnes machen ſollten, ſo verlaſſe ich Dresden nicht, ohne den Vetter Grafen geſprochen zu haben."

Woldemar theilte die Anſicht ſeines Freundes. Der Graf von Zinzendorf, den er bis auf dieſen Tag kaum dem Namen nach gekannt hatte, ward ihm plötzlich zu einer merkwürdigen Perſönlichkeit. Er wünſchte ihn zu ſehen, ſeine Bekanntſchaft zu machen. Gleichviel, ob er die Richtung, welche die religiöſe Ueberzeugung dieſes Mannes genommen hatte, billigen mochte oder nicht, ſchon die Thatſache, daß dieſe Richtung ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit für Viele ward, ſprach für deren Berechtigung oder doch für eine tiefgreifende Wirkung.

„Iſt Dein frommer Vetter leicht zugänglich?" fragte er Paul.

„Das weiß ich ſelber nicht."

„Ihr kennt Euch doch?"

„Höchſt oberflächlich. Seit fünf oder ſechs Jahren haben wir uns nicht mehr geſehen."

„War der Graf damals ſchon ſo fromm wie gegenwärtig?"

„Die Weltluſt wenigſtens reizte ihn nicht. Mir kam er ſpaßhaft vor, weshalb ich ihn denn auch tüchtig aufzog."

„Und das duldete der fromme Mann?“

„Er war damals kaum ſiebenzehn Jahre alt.“

„So jung noch iſt er?“

„Wir ſind im Alter kaum ein halbes Jahr auseinander. Vor kurzem hat ſich mein würdiger Herr Vetter verheirathet, und ich kann mir wohl denken, daß er ſeitdem noch viel geſetzter, gottergebener und pſalmiſtiſcher geworden iſt.“

„Willſt Du mich ihm vorſtellen?“ fragte Woldemar.

„Warum nicht? Wenn ich nur wüßte, unter welcher Form dies geſchehen ſollte.“

„Da könnte ich vielleicht Rath ſchaffen,“ ſagte Woldemar nachdenklich. „Auch in Schleſien gibt es verſchieden geartete Menſchen, und wenn die Heiligkeit bei uns auch noch nicht ſo herrlich zum Durchbruche gekommen iſt wie bei Euch, ſo befinden ſich Einzelne doch ſchon auf gutem Wege. Ich kenne oberflächlich einen Grafen Reuß, einen von der Linie Reuß, die mit Zahlen vor der Stirn durch's Leben wandern, damit man ſie nicht verwechſeln möge. Dieſer Mann ſteht ebenfalls in dem Rufe großer Religioſität. Auch ihm ſagt man nach, daß er es für ein beſonders gottgefälliges Werk halte, Religiöſe zu unterſtützen. Nur ſoll er dabei nicht immer Glück haben. Wenigſtens behauptet die böſe Welt, es verſtänden Heuchler und widerwärtige Frömmler, dieſe ſchwache Seite des Grafen klug zu benutzen und Mancher habe ihn ſchon getäuſcht. Von

dieſem Manne bringe ich Deinem Vetter einen Gruß, um mich einzuführen. Es iſt das allerdings auch eine Täuſchung, aber doch wol keine ſträfliche, weil ich zu ſolcher Nothlüge nur aus Wißbegierde meine Zuflucht nehme.“

Paul hatte den Freund ruhig ausſprechen laſſen. Jetzt ſah er ihn mit ſeinen klaren Augen heiter an und ſagte:

„Abrathen will ich Dir nicht, obgleich Dein Gedanke etwas in ſich trägt, das mich faſt beunruhigt. Die Frau meines Vetters iſt auch eine geborene Gräfin Reuß, alſo wahrſcheinlich Deinem Grafen verwandt. Verſuche denn, wenn Du über Nacht nicht andern Sinnes wirſt, Dein Heil. Es iſt ein Fädchen Deines Schickſals, das Du in die Luft flattern läßt, ob es ſich irgendwo auf gutem Grunde feſtſetzen mag. So bildet ſich unſer Leben und ſo werden wir Diener der Nothwendigkeit, die ſo oft die Rolle der Allmacht übernimmt, um uns das ſchwere Geſchäft zu erleichtern, immer aus freiem Entſchluſſe eine Wahl zu treffen.“

„Du ſprichſt ja faſt wie ein Philoſoph,“ erwiderte Woldemar. „Was kann Dich, den Lebemann, den Verehrer der Weltluſt, den ausgelaſſenen Studenten, der ſich hundert toller Streiche rühmt, veranlaſſen, auf einmal doctrinär zu werden?“

„Unſer heutiges Abenteuer, unſer Zuſammentreffen mit dem Muſikanten und die Luft, die wir den ganzen Tag eingeathmet haben. Was macht die Sorben-Wenden, meine

lieben Halbbrüder, ſo poetiſch-melancholiſch? Nichts als die Luft ihrer Haiden, ihre ſtillen Waſſer zwiſchen Wieſenland und endloſen Waldungen, und das ſchattenhafte Bild einer ſagenhaften Geſchichte, die wie der trauernde Genius des ganzen Stammes in weißer Gewandung um die Hütten und Höfe mit ihren weit leuchtenden Herdflammen ſchleicht. Die Luft, die wir einathmen, regulirt unſern Herzſchlag. Ich bin überzeugt, müßte ich nur vier Wochen lang in einem Kloſter leben, ich würde ſo mönchiſch geſinnt, daß man mich ohne Bedenken gleich zum Prior machen könnte."

Woldemar ſchüttelte den Kopf. Er wußte nicht recht, was er in den Aeußerungen Pauls für Ernſt, was für Scherz halten ſollte. Mehrmals ſchon hatte er Widerſprüche in dem Charakter ſeines Freundes entdeckt, ſo ſchreiend aber, wie ſie gerade heute ſich zeigten, waren ſie ihm noch nicht ſichtbar geworden. Abſichtlich gab er keine Antwort auf Pauls Bemerkungen. Es war ihm lieb, daß mehrere Perſonen eintraten und ein allgemeines Geſpräch über alltägliche Gegenſtände alsbald ſämmtliche Anweſende gleichſam zu einer Familie vereinigte.

Am andern Morgen fühlte Paul keine Schmerzen mehr an ſeinem Fuße, nur eine gewiſſe Spannung und eine unbedeutende Geſchwulſt, die ihn jedoch an willkürlicher Bewegung nicht hinderte, war noch geblieben. Auch die Wunde auf der Stirn hatte ſich geſchloſſen. Man wartete den Wundarzt ab, um deſſen Ausſpruch zu vernehmen. Dieſer

lautete vollkommen beruhigend, was denn die Freunde veranlaßte, die für ſie wenig intereſſante Stadt unverweilt zu verlaſſen.

Auf ihrer Weiterreiſe begegnete den jungen Edelleuten nichts Wichtiges. Nur ein langer Zug ſchwer beladener Frachtwagen, den ſie hinter Bautzen trafen und von denen die meiſten mit zehn bis zwölf Pferden beſpannt waren, erregte kurze Zeit ihre Aufmerkſamkeit. Dieſer Wagenzug kam von der Leipziger Meſſe und war bereits volle vierzehn Tage unterwegs, wie einer der ſtattlichen Fuhrleute, die truppweiſe nebenher gingen, den Herren mittheilte. Das Ziel dieſer Wagen, die nur ſehr langſam vorrückten, war die Stadt Zittau, wo Paul bei Verwandten ein paar Wochen gelebt hatte, um jetzt wieder auf die Univerſität zurückzukehren.

Ein zweites Begegniß von einigem Intereſſe hatten die Reiſenden in der Dresdner Haide. Es war ein Reiſewagen mit vier ſchönen Füchſen, der leidlich ſchnell im tiefen Sande an ihnen faſt geräuſchlos vorüberglitt. Ein junges Frauengeſicht, fein, blaß und von mildem Ausdruck ward den raſch Vorübertrabenden erkennbar, und gab beiden Freunden geraume Zeit zu denken. Es machte ihnen Vergnügen, alle vornehmen Familien der Reſidenz, ſoweit ihnen dieſe bekannt waren, durchzugehen und dann Fragen an ſich zu ſtellen, welcher von dieſen wol die blaſſe junge Frau angehört haben könne. Dies Räthſelſpiel verkürzte den

jungen Edelleuten wenigſtens in angenehmer Weiſe die Zeit; denn es gab Gelegenheit zu allerhand Anknüpfungen anderer Art, da mehr als eine Adelsfamilie in der prunkvollen Reſidenz Auguſt's III. lebte, die viel und mancherlei von ſich ſprechen machte. Nach langem Disputiren kamen Beide endlich dahin überein, daß die unbekannte Dame wahrſcheinlich eine Reiſe auf ihre Güter unternommen habe; denn in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts genoſſen die jetzt ſo berühmten Bäder Schleſiens noch keines ſo weit verbreiteten Rufes, daß ſie bei dem entſetzlichen Zuſtande der damaligen Straßen von entfernter Wohnenden oft beſucht wurden. Wer nicht eben durch unaufſchiebbare Geſchäfte genöthigt war, Reiſen zu machen, der blieb lieber daheim, die vornehme Welt aber lebte großentheils auf anmuthigen Beſitzungen unfern der Reſidenz oder begleitete den Hof nach Warſchau.

Die Freunde athmeten freier auf, als endlich die Thürme der Hauptſtadt aus dem Elbthale auftauchten, das jetzt im ſchönſten Schmuck des Frühlings einem wahren Zaubergarten glich. Fröhlichen Herzens zogen ſie hier ein, ritten über die belebte Brücke und ſtiegen in einem Gaſthauſe der Altſtadt ab, das vorzugsweiſe von Studirenden häufig beſucht ward.

Drittes Kapitel.

Ein Geisteigener.

Die erste Frage, welche Paul an den ihm schon bekannten Wirth des Hauses richtete, das in einer schmalen Gasse lag und allen Comforts entbehrte, galt dem erwarteten Freunde, der aus seiner schlesischen Heimat zurückkehren und hier mit mehreren seiner Studiengenossen zusammentreffen wollte. Woldemar war neugierig, diesen Landsmann kennen zu lernen, von dem Paul so viel sprach, und den er jederzeit ihm und Andern als einen ganz singulären Menschen geschildert hatte. Zu großem Leidwesen der Edelleute hatte aber der Erwartete weder geschrieben, noch sich in Person blicken lassen.

Paul verstimmte diese Nachricht momentan, doch war er schnell entschlossen, zu warten, weil er bestimmt an das Eintreffen des Freundes glaubte.

„Was iſt's denn eigentlich mit dieſem Chriſtian?“ fragte Woldemar. „Du thuſt ſo geheimnißvoll, als verberge ſich in Deinem Unbekannten wenigſtens ein Prinz.“

„Ich möchte wünſchen, er wäre es! Die Welt würde nur davon profitiren können! Sieh,“ fuhr er mit glänzenden Augen fort, „wäre ich ein vermögender Mann, da würde ich meine Glücksgüter ganz anders anwenden als mein Vetter, der Graf, der uns die Tage her ſo viel beſchäftigt hat. Ich würde dann jungen ſtrebenden Leuten von Geiſt und Talent, die mit tauſenderlei Widerwärtigkeiten zu kämpfen haben, darüber oft nicht zu ſich ſelbſt kommen oder auf die beklagenswertheſten Abwege gerathen, ein Aſyl auf meinen Gütern anbieten, damit ſie ſich hier ausruhen, erholen, ſammeln und ihres Geiſtes reiche Schätze zum Nutzen der ganzen Menſchheit erſchließen könnten. Solche Exulanten des Geiſtes, ausgeſtoßen, gehetzt, verfolgt, geſchmäht und verläſtert nur deshalb, weil ſie anders fühlen und urtheilen als die große Maſſe, weil ſie, originell in jeder Hinſicht, Anderer Art und Weſen ſich nicht aneignen können, verdienen eben ſo gut Unterſtützung, als Leute, die eines bibliſchen Ausſpruches halber eine beſondere religiöſe Secte zu gründen im Stande ſind. Ich möchte ſolche traurig Bevorzugte, denen der Stempel ihrer wahrhaft göttlichen Sendung deutlicher als tauſend Andern aufgedrückt ward, Geiſteigene nennen. Sie dienen immer nur ihren Ideen, ſie ſind ganz und gar Knechte des Geiſtes,

der in ihren Köpfen leuchtet und brennt, und dadurch eingeborene Kinder Gottes."

„Schade nur, daß mit so gearteten Geistern in der Regel auf die Dauer kein Umgang denkbar ist!" bemerkte Woldemar. „So sehr ich Deinen singulären Menschen kennen lernen möchte, so wenig, glaub' ich, werde ich Gefallen an ihm finden. Du sprichst so räthselhaft, immer nur in halben Andeutungen von ihm, daß ich beinahe fürchte, sein Leben ist schon jetzt nicht mehr ganz von groben Fehlern frei."

„Ich maße mir darüber kein Urtheil an," sagte Paul. „Ich wollte, er käme, Du sähst ihn in angeregter Stimmung und machtest einen guten Eindruck auf ihn. Letzteres ist allerdings nöthig, wenn er sich ungenirt in seiner eigensten Atmosphäre bewegen soll. Nur dann wird er liebenswürdig, und es dürfte Wenige geben, die er nicht bezauberte und unwiderstehlich an sich fesselte."

„Ist er denn Student?"

„Ja, gewissermaßen, aber ein höchst unglücklicher!"

„Weil er studiren soll?"

„Auch diese Frage kann ich nicht verneinen."

„Warum denn thut er es, wenn er keine Neigung dazu hat?"

„Wer sagt das! Unter tausend Studirenden beziehen nicht zehn die Universität mit so entschiedenen Anlagen zum Studiren, wie Günther. Freilich aber, wenn man einen

Geiſt, welcher das Univerſum umſpannen möchte, in ein Medizinglas einſperren will, da muß er wohl unruhig werden und zuletzt gewaltſam ſeinen Kerker ſprengen.“

„Und in dieſer Situation befindet ſich Dein Freund?“

„Leider, leider!“ ſeufzte Paul. „Und eben darum verzehrt mich die Unruhe um ihn! Ich muß wiſſen, wie die Sachen ſtehen, wie er ſich mit ſeiner Familie abgefunden hat! Daß er weder ſchreibt noch kommt, macht mich noch um Vieles beſorgter.“

„Wenn ſeine Aeltern verſtändig ſind, werden ſie den Sohn nicht zwingen, eine Laufbahn einzuſchlagen, für die er keine Neigung hat.“

„Wenn! Wenn!“ wiederholte Paul heftig. „Ueber ſolch ein Wenn kann auch der ehrlichſte Kerl, namentlich wenn er Geiſt hat, den Hals brechen oder den Kopf verlieren. Es gibt kluge Väter, lieber Freund, und wieder höchſt eigenſinnige Väter. Ferner kann man Mütter finden, die weichherzig und liebreich ſind, über ihre Männer aber gar keine Gewalt haben. Was beginnt dann ein Sohn, der vom Vater abhängig iſt, wenn dieſer befiehlt: ich will, daß Du ein Quackſalber wirſt, wie ich, denn mit ſothanem Geſchäft verdient man ein leidliches Stück Geld!“

Woldemar machte ein höchſt bedenkliches Geſicht. Dann ſagte er ausweichend:

„Ich bin noch niemals in die Lage gekommen, darüber nachzudenken. Wenn jedoch Dein intereſſanter Freund ſich

in einer ähnlichen Situation befindet, ſo bedauere ich ihn. Es iſt immer bedenklich, ſich ernſthaft denen zu opponiren, von welchen wir lernen, deren Anſehen uns Achtung einflößen ſoll. Und wenn ſich in ſolchem Falle überhaupt rathen läßt, möchte ich doch größte Vorſicht empfehlen. Oft täuſcht man ſich auch über ſich ſelbſt, und gerade die Begabteſten ſind ſolchen Täuſchungen häufiger unterworfen, als Menſchen mit alltäglichen Anlagen."

„Du ſprichſt wie ein Buch," ſagte Paul. „Man hört es Dir an, daß Du nie etwas mit Leidenſchaft ergriffen haſt. Mit Recht kannſt Du ausrufen: Beatus ille, qui procul negotiis etc. Dein Rittergut nährt Dich, kein Menſch hat Dir zu befehlen, und wenn Du nicht aufgelegt biſt, mit ſelbſteigenen Händen der herrlichen Beſchäftigung Adams ſich hinzugeben, ſo kannſt Du dies gegen Brod und Lohn Anderen überlaſſen."

„Ein Landmann iſt kein Philoſoph und es gehört wenigſtens zu den Ausnahmen, daß ein guter Schafzüchter, für den ich allerdings gelte, auch als Poet ſich auszeichnet. Indeß bin ich mit meinem Looſe zufrieden, da, wie Du ja weißt, der Sinn für das Schöne, für Kunſt und Poeſie mir wenigſtens nicht ganz abgeht. Hat etwa Dein Freund — Günther nannteſt Du ihn ja wohl — die Manie, horaziſche Oden in deutſcher Sprache zu ſchreiben?"

„Chriſtian Günther heißt mein Geiſteigener," ſprach Paul. „Ob er ſich in Oden verſucht hat, weiß ich nicht,

daß er aber ein Poet iſt von Kopf zu Fuß, und daß er als ſolcher auf dem Capitol gekrönt werden würde, hätte er das Licht zufällig im Lande der Hesperiden, nicht in Schleſien erblickt, wo zwar ganz vortrefflicher Roggen gedeihen, der Wein aber ſehr ſchlecht gerathen ſoll, werde ich ſo lange glauben, bis ein Menſch aufſtehen und mir das Gegentheil beweiſen kann."

„Der Mann hat aber noch nichts von ſich hören laſſen, ſo viel ich weiß."

„Es iſt gut, daß Du dies ſelbſt ſagſt," erwiderte Paul. „Du ſollſt jetzt von ihm hören, wenn Du nach Leipzig kommſt! Vorläufig wollen wir uns in Geduld faſſen und hier warten. Es kommt auf ein paar Tage nicht an. Trifft Günther in dieſer Friſt nicht hier ein, ſo iſt er wahrſcheinlich ohne Aufenthalt durchgereiſt, um ſein ihm ſo lieb gewordenes Leipzig wieder zu begrüßen; denn daß er länger daheim geblieben ſein ſollte, will mir nicht wahrſcheinlich vorkommen. Und nun laß uns abbrechen, damit ich nicht zu unruhig und zu aufgeregt werde. Es taugt das nichts, wenn man Beſuche machen will, die uns auf diplomatiſches Parquet führen. Morgen gedenke ich bei meinem Vetter zu antichambriren. Es ſteht Dir frei, ob Du mich gleich begleiten oder erſt abwarten willſt, welche Aufnahme ich bei dem frommen Manne finde. Die Wahrheit und zwar die ganze Wahrheit ſollſt Du von mir unumwunden erfahren."

Woldemar ward ſchwankend. Einige Geſchäftsgänge,

die er machen mußte, gewährten ihm Zeit zum Nachdenken, und je länger er mit ſich allein war, deſto ſchwächer wurde das Verlangen, ſich in Verhältniſſe zu drängen, die ihm ſo ganz fern lagen. Was kümmerte es ihn, den unabhängigen Gutsbeſitzer, was ein Mann, den er gar nicht kannte, für ihm ebenfalls unbekannte Menſchen that, mochten dieſe auch noch ſo fromm und fremder Unterſtützung würdig ſein? Je länger er über ſein Vorhaben nachdachte, deſto abenteuerlicher erſchien es ihm. Auch mußte er ſich ſagen, daß es ihm ſchwerlich gelingen werde, dem Grafen gegenüber ſeine Unbefangenheit zu bewahren. Und was mußte dieſer von ihm denken, wenn er ihn durchſchaute?

Dieſe Erwägungen brachten Woldemar auf andere Gedanken. In ſein Quartier zurückkehrend, das Paul nicht verlaſſen hatte, erklärte er dieſem, daß er ſich anders beſonnen habe und vorerſt abwarten wolle, welche Aufnahme der Graf dem eigenen Vetter werde zu Theil werden laſſen.

„Ich finde, daß Du Recht haſt und mehr Erfahrung beſitzeſt als ich," ſprach Woldemar. „Die Luft macht einen merkwürdigen Eindruck auf unſer ganzes Weſen. Ich glaube, ein nur monatlanger Aufenthalt in der Reſidenz wäre im Stande, meine ganze Natur zu ändern. Wirkt die Leipziger Luft ähnlich auf mich, ſo bleibe ich in Deiner geprieſenen Univerſitätsſtadt keine vier Tage. Ich muß mich unbeengt und frei fühlen, ich muß Waldesluft athmen und Lerchengeſang hören, ſonſt wird mir weh um's Herz. Spute

Dich alſo, ſo viel Du kannſt, damit wir alsbald dieſe dumpfigen Straßen mit den geſchwärzten hohen Häuſermaſſen verlaſſen können! Ich wünſche weiter nichts, als Deinem Freund ins Auge zu blicken und Dir den Dienſt zu leiſten, den Du von mir begehrſt. Du haſt mein Wort und das werde ich unter allen Umſtänden halten."

Paul war nicht in der Stimmung, mit ſeinem erprobten Freunde ſich in weitläuftige Erörterungen einzulaſſen. Es verdroß und beunruhigte ihn zugleich, daß Günther wortbrüchig ward, weil er ihm mehr denn einmal ſein Wort darauf gegeben hatte, in der zweiten Hälfte des Juni, und zwar ſpäteſtens am zweiundzwanzigſten in Dresden zu ſein. Nun waren ſchon ein paar Tage mehr vergangen und er kam doch nicht! Die Sorge ließ Paul keine Ruhe. Er eilte auf die Poſt, um nachzufragen, ob nicht vielleicht ein Brief unter ſeiner Adreſſe poste restante angekommen ſei. Aber auch dieſe Hoffnung täuſchte ihn. Nirgends war eine Spur von dem leidenſchaftlichen Studienfreunde zu entdecken, den er bei Beginn der Ferien in einem höchſt bedenklichen Zuſtande verlaſſen hatte.

Woldemar's nüchterne Erklärung machte daher wenig Eindruck auf ihn. Er hatte von Anfang an etwas Aehnliches vermuthet, da er den älteren Freund zur Genüge kannte. Es fiel ihm deshalb auch gar nicht ein, über dieſe Sinnesänderung ein Wort zu verlieren, denn er fand es ganz in der Ordnung, daß ein Mann, deſſen ganzes Thun und

Streben dem Praktiſchen zugewandt war, keinen Geſchmack an einer Richtung finden konnte, die gerade dem Entgegengeſetzten huldigte. Ohne ſich alſo weiter um den ſonſt höchſt ehrenwerthen und äußerſt zuverläſſigen Mann zu kümmern, verfügte ſich Paul um die übliche Viſitenſtunde in die Wohnung ſeines Vetters.

Zu ſeinem großen Bedauern erhielt er hier die Kunde, daß der Graf in höchſt dringenden Angelegenheiten auf ſeine Güter abgereiſ't ſei.,

Paul fragte nach der Frau Gräfin, um dieſe zu begrüßen. „Die gnädige Frau Gräfin hat den Herrn Grafen begleitet," lautete die Antwort. Aus weiteren Erkundigungen konnte Paul abnehmen, daß er dem jungen Ehepaare aller Wahrſcheinlichkeit nach Tags vorher in der Haide begegnet ſei. Die Beſchreibung des Haushofmeiſters paßte genau auf die Beſpannung des Reiſewagens, in deſſen Innern ihm und ſeinem Freunde die milde blaſſe Frau aufgefallen war. Auch machte der gräfliche Bedienſtete kein Geheimniß aus dem Ziel der Reiſe ſeines Gebieters. Dieſes Ziel war Berthelsdorf. Der Herr Graf habe, fügte der ſehr förmliche Mann hinzu, die Abſicht gehabt oder vielmehr das Bedürfniß gefühlt, die Geſellſchaft der Männer aus Mähren perſönlich kennen zu lernen, die der neu ernannte Paſtor zu Berthelsdorf ihm ſo warm empfohlen hatte.

„Diesmal ſchlägt mir doch Alles fehl," ſprach Paul zu ſich ſelbſt, als er die gräfliche Wohnung verließ. „Es iſt,

als verfolge mich das Unglück auf Schritt und Tritt. Am Beſten wird es ſein, ich eile, was ich kann, um wieder in meine gemüthliche Kneipe einzuziehen. Iſt die Luft da auch ein wenig von Manichäerſeufzern geſchwängert, ſie umfächelt mich doch vertraulich. Und dann habe ich ja auch meinen wackern Woldemar, den grundbeſitzenden Philiſter bei mir, der ſo brav geweſen iſt, mich aus aller Verlegenheit zu reißen. Fort, fort, und das noch heute, wenn es ſein kann! Innerhalb dreier Tage muß ich in meiner ſtillen Ecke ſitzen und mir an einem Humpen Merſeburger wieder recht nach Herzensluſt gütlich thun."

Als Paul ſeinen Entſchluß Woldemar mittheilte, war dieſer hoch erfreut. Er trieb zu möglichſter Eile und ſchon Abends verließen die Freunde die Thore der Reſidenz, um vorerſt ſich nach Meißen zu verfügen, wo ſie Nachtquartier zu halten gedachten.

Viertes Kapitel.

Leichtes Blut und ſtarrer Sinn.

Durch Fenſterſcheiben, die lange Zeit kein Waſſer mehr berührt hatte, ſchien die Morgenſonne voll und goldig in ein Zimmer, das ſich in größter Unordnung befand. Kein Stuhl ſtand am rechten Platze, auf dem Tiſche lagen Bücher und Schreibmaterialien kraus durcheinander. Am Boden ſah man ganze und zerbrochene Flaſchen. An der einen Wand hingen über einander gekreuzt zwei Schläger, zwiſchen dieſen ein großer Fechthandſchuh und daneben eine Silhouette in damals üblichem ſtudentiſchen Coſtüme. Die andere Wand war mit Knochen und drei Schädeln garnirt, und zwiſchen den Zähnen eines dieſer grinſenden Schädel ſteckte ein verwelkter Blumenſtrauß.

Gefegt mußte dies Zimmer, das einen nichts weniger als gemüthlichen Anblick darbot, wochenlang nicht mehr

ſein, denn die Diele war ſchmutzig und beinahe ſchwarz vom Staube. In den Ecken machten es ſich einige Spinnen bequem, da ſie offenbar Niemand ſtörte.

Die Ausſicht aus den nur ſehr niedrigen Fenſtern war traurig genug. Man ſah nur in und über Schornſteine, und der ſuchende Blick fiel am Horizont dieſer Ausſicht zunächſt auf eine hohe, grau gekalkte Wand, den hohen Giebel eines rieſigen Hauſes, welches die ſpitzigen Dächer der übrigen Häuſer noch überragte. Die einzige Zerſtreuung, die ein Bewohner dieſes im fünften Stock gelegenen Zimmers hatte, beſtand in Beobachtung des Dohlenſchwarmes, der faſt ununterbrochen um die Dachgiebel und Schornſteine kreiſ'te, oder in lautem Gekrächz ſich auf dem Mauergiebel unterhielt, indem er die Kante deſſelben zahlloſe Male auf- und niederhüpfte:

Augenblicklich war das Zimmer nicht bewohnt. Es mußte auch geraume Zeit von Niemand betreten worden ſein, denn auf dem Tiſch und den wenigen Mobilien, die es enthielt, lag dicker Staub.

Vor der Thüre dieſes Zimmers ſtand horchend ein junges hübſches Mädchen, blond, von reinem, roſigem Teint, mit großen tiefblauen Augen, die einen ſchwärmeriſchen Ausdruck hatten. Das hübſche Kind mußte, der beſcheidenen Kleidung nach, dem mittleren Bürgerſtande angehören. Es erhob jetzt den Finger und klopfte recht vernehmlich an die verſchloſſene Thüre. Nach wieder-

holtem Klopfen ergriff es den Drücker, um zu öffnen, aber die Thür wich nicht dem Drucke der Hand. Das Mädchen ſeufzte und wendete ſich zum Fortgehen. Als es ſich an dem glatten Stricke die ſteilen und ſehr dunklen Treppen glücklich hinabgegriffen hatte und die Hausflur betrat, begegnete ihm eine ſchon bejahrte Frau. Das Mädchen bot dieſer guten Morgen und fragte, ob der Herr Studioſus denn gar nicht mehr nach Hauſe komme?

„Der?“ verſetzte die Zimmervermietherin. „Meinen Sie den Mediciner?“

„Herrn Studioſus Günther.“

Die Frau lachte.

„Ja, du lieber Gott, meine Gute,“ erwiderte ſie dann, „ſehn Sie, das kann ich Sie wirklich nicht ſagen, wann der Herr Studioſus Günther zu Hauſe iſt. Verſtehn Sie, mein gutes Mamſellchen, eigentlich iſt er nie zu Hauſe, wenn er aber in ſein Logement zurückkomnt, iſt's meiſtentheils nachtſchlafende Zeit, oder ſo gegen Morgen um ſieben oder acht. Itzund aber iſt er gar nicht hier, ſondern in den Ferien.“

„Die Collegien ſind aber doch lange ſchon wieder angegangen,“ meinte das Mädchen.

„Ja, ſehn Sie, meine Guteſte, das weiß ich nicht ſo genau, denn es iſt das nicht meine Sache. Das aber kann ich Sie ſagen, der Herr Günther iſt ein Menſch, der ſich aus Vorſchriften und Geſetzen und Ordnung und

gutem Leumund ganz und gar nichts nicht macht, und ein recht wildes Burſchenleben auf ſeine eigene Hand führt. Ja, wenn ich Dem befehlen dürfte, der ſollte ſein blaues Wunder erleben!"

Das Mädchen ſchien durch dieſe Mittheilung ſehr beſtürzt zu werden. Sie heftete die Blicke auf den Boden und athmete ſchwer auf.

„Was wünſchen Sie denn eigentlich, mein gutes Mamſellchen?" fuhr die geſchwätzige Vermietherin fort, der es offenbar ſehr angenehm war, über ihren Einlogirenden ſprechen zu können. „Haben Sie vielleicht von meinem Herrn Studioſus 'was zu fordern?"

„O nein, ſo eigentlich nicht," erwiderte die Gefragte kühl. „Ich wollte den Herrn nur ſprechen."

„Ja, ſehn Sie, meine Guteſte, da werde ich Sie bitten müſſen, noch einmal die fünf Treppen heraufzuſteigen. Haben Sie aber etwas zu beſtellen und wollen Sie mir nur Ihren lieben Namen ſagen, Sie hübſche Kleine, da werde ich dem Herrn Mediciner Alles haarklein berichten. Es iſt ein ſehr eigener Menſch, der Herr Günther, aber ich komme doch mit ihm aus, und wenn ich ihm ſage, daß ein hübſches junges Mädchen nach ihm gefragt hat, da macht er mir gewiß ein freundliches Geſicht; denn auf die Mädchen, zumal auf die hübſchen, iſt er geradezu verſeſſen. Er läßt kein einziges in Ruhe, und darum halte ich auch kein Stubenmädel."

Das Mädchen erröthete bei dieſer Eröffnung der Vermietherin, brach abſichtlich eine weitere Unterhaltung, zu welcher dieſe ſehr aufgelegt zu ſein ſchien, ab, verbeugte ſich leicht und verließ das Haus.

„Gewiß eine neue Liebſchaft!“ ſagte die Vermietherin, der mit leichten Schritten Davoneilenden neugierig nachblickend. „Ja, ja, mein Herr Mediciner iſt ein ſchlimmer Geſell, ein böſer Suitier! Das iſt nun ſchon die fünfte, die nach ihm fragt! — Und alle ſehen ſie aus, als hätten ſie gar nicht mehr länger Zeit, auf den Leichtfuß zu warten. Geſchmack aber hat er, das muß man ihm laſſen; denn es ſind lauter hübſche Dinger, die er ſich ausſucht, und denen er mit ſeinen feurigen Worten und ſeinen noch feurigeren Augen die niedlichen Köpfchen verdreht! Wenn er zurückkommt aus den Ferien, will ich ihm doch einmal auf den Zahn fühlen. Wenn man mit ihm von Weibsleuten ſpricht, iſt er noch am allerumgänglichſten. Bei jeder andern Frage wird er grob, und wenn er ſich erhitzt, iſt mir immer bange um meine ſchönen Möbeln. Erzürnen will ich mir ihn ja nicht, ſonſt könnt' er mir zuletzt wohl gar durchbrennen, denn er hat bei mir noch ein ganzes Vierteljahr auf dem Kerbholze.“

Die Vermietherin ſtieg mit großer Selbſtzufriedenheit gemächlich die Treppen hinauf in ihr Logis. Hätte ſie gewußt, daß der Gegenſtand ihres Selbſtgeſpräches ſchon ſeit mehreren Tagen mit ihr in derſelben Stadt

lebe, dann würde ſie kaum ſo glimpflich über ihn geurtheilt haben. —

Es mochte neun Uhr vorüber ſein, als drei Studenten Arm in Arm vom Brühl her die Ritterſtraße hinaufgingen. Alle trugen an ihren Stiefeln entſetzlich große Sporen, deren faſt thalergroße Räder bei jedem Schritte wie Eiſenblech klirrten. Der Mittelſte hielt ſich genau auf der Linie der „breiten Steine," und Entgegenkommende, welche der Bequemlichkeit wegen ſich ebenfalls dieſe Steine als Trottoir ausgewählt hatten, verließen dieſelben, um zur Seite zu gehen, während das Dreiblatt noch zehn Schritt oder mehr von ihnen entfernt war.

Alle drei würde man für ſchöne junge Männer haben gelten laſſen, wäre ihr Auftreten nicht brutal, herausfordernd und bramarbaſirend geweſen. Man merkte es ihnen an, daß die humaniſtiſchen Studien bisher wenigſtens auf ihre Sitten keinen wohlthuenden Einfluß geübt hatten. Gang, Geberden, Blicke waren roh und mußten wirklich Gebildete eher abſtoßen, als anziehen. Dies Gebahren galt aber damals für gut ſtudentiſch, und wer unter den Studirenden ſich davon fern hielt, konnte ſicher ſein, daß er in die ärgerlichſten Händel verwickelt würde.

Ueberlaut ſprechend, nach jedem Fenſter grüßend, an dem ſich ein Mädchenkopf ſehen ließ, ab und an auch einem bekannten Bürger „Guten Morgen, Philiſter!" zurufend, ſchritten ſie lärmend die Straße hinauf bis nach dem

„ſchwarzen Brett.“ Nur am „rothen Collegium“ raſteten ſie ein paar Augenblicke, wie es ſchien, unſchlüſſig, ob ſie den Hof des uralten Gebäudes betreten ſollten oder nicht. Dieſe Unſchlüſſigkeit dauerte aber auch nur Augenblicke. Der Mittelſte zog die beiden Andern lachend mit ſich fort und das luſtige Dreiblatt verſchwand unter dem Thorwege des Hauſes, das damals wie noch heute den Namen „Schwarzes Brett“ führte.

Wir folgen dieſen Muſenſöhnen und betreten mit ihnen ein großes, düſteres Hinterzimmer, deſſen von Schlinggewächſen faſt ganz überſponnene Fenſter nur noch von einem ſchmalen Strahl der Sonne getroffen werden. Es iſt ein Gaſtzimmer, wie Tiſche und Bänke von roher, aber handfeſter Arbeit zeugen. Außer einem ſehr bejahrten Manne hinter dem Schenktiſche befindet ſich Niemand in der nur von Studenten beſuchten „Kneipe“. Dieſer Mann iſt der „ſteife Heinrich“, wie alle Beſucher ihn ſeiner ſtockſteifen Haltung wegen nennen. Begrüßt wird dieſer Inhaber des Schenktiſches von unſerm Dreiblatt nicht. Die frühen Gäſte laſſen ſich ſchwer auf eine der harten Bänke fallen, ſchlagen noch härter auf den Tiſch und rufen befehlshaberiſch: „Heinrich, drei mit!“

Der ſteife Heinrich wendet ſich nun wie ein Kreiſel, öffnet ein Fenſter in der Wand und wiederholt dieſelben Worte. Dann kehrt er das völlig unbewegliche Geſicht wieder den Gäſten oder vielmehr dem Zimmerraume zu

und bleibt ſteif ſtehen, bis eine Klappe in der Wand ſich aufthut und ein ſchmales Brett hereinfährt, auf welchem drei Taſſen mit dampfendem Getränk ſtehen. Der ſteife Heinrich nimmt ſie auf, das Brett fährt zurück, die Klappe ſchlägt zu und alſobald ſtehen die dampfenden Taſſen vor den drei Kumpanen. Sie enthalten ſogenannte Bouillon, d. h. ſehr verdünnte Fleiſchbrühe mit einem Ei, und erklären ſomit die höchſt bezeichnende Kürze der Beſtellung. Hätten die Herren Studioſen reine Bouillon haben wollen, ſo würden ſie „drei ohne“ verlangt haben.

„Anſchreiben, Heinrich, bis Moneten kommen!“ befahl einer derſelben.

„Wohl,“ verſetzte der alte Geſelle und zog ſich ſteif wie eine Marionette wieder in ſein Revier zurück, wo er ohne Handbewegung, immer gerade vor ſich hinblickend, ſtundenlang ſtehen konnte, wenn Niemand ihn rief oder keine Gäſte anweſend waren.

Die Studenten kümmerten ſich nicht im Geringſten um den ſteifen Heinrich. Für ſie war er keine Perſon; ſie behandelten ihn ganz als Sache oder etwa wie einen gut abgerichteten Pudel, und viel mehr Verſtand als ein Pudel mochte der alte, ſeit ſechzig Jahren in dieſem Geſchäft thätig geweſene Menſch wohl auch nicht haben.

„Iſt's denn Dein Ernſt, daß Du heute wieder Dein altes Logis beziehen willſt, Günther?“ fragte jetzt, das warme Getränk einſchlürfend, der Größte der Studenten,

ein Jüngling mit mehr gutherzigen als intelligenten Zügen. „Du kannſt gern noch länger bei mir kneipen.“

„Kein Wort weiter, es muß geſchehen,“ verſetzte dieſer, indem er den Kopf ſinnend auf die linke Hand ſtützte und das fein geſchnittene blaſſe Geſicht mit dem vollen braunen Lockenhaar feſt dem ſteifen Heinrich zukehrte. In ſeinen Augen flimmerte ein unruhiges Feuer, als funkelten Edelſteine in wechſelnden Lichtſtrahlen.

„Du glaubſt alſo die Gefahr beſeitigt?“ fragte der Vorige.

„Sie iſt es, wenigſtens vorläufig, Feodor,“ ſagte Günther. „Was ſpäter kommen kann, das quält mich nicht. Ach, dieſes Leben, wie iſt's doch ſo ſataniſch niederträchtig! Ich möchte melancholiſch werden, wenn's keine Weiber gäbe, keinen Wein und keine Sprache!“

Er ließ den Kopf wieder auf die Hand ſinken und ſtarrte abermals den ſteifen Heinrich mit ſeinen geheimnißvollen Glühaugen an.

„Vergiß die Freunde nicht,“ fiel der Dritte ein. „Sie ſind auch noch was werth und haben Dich bis jetzt redlich unterſtützt.“

„Haſt Recht, Gotthold, vollkommen Recht,“ erwiderte Günther. „Ich bin undankbar — vergib mir! Aber in meinem Gehirn ſiedet's wie in einem Vulkan, und darüber vergeſſe ich das Vergangene mit dem Gegenwärtigen. Aber Ihr ſeid brav, ich weiß es, und ich will

mich beſſern. — Wenn ich nur den verſprochenen Brief erſt in Händen hätte!"

„Wann darfſt Du ihn erwarten?" fragte Gotthold.

„Heute, morgen, übermorgen — jede Stunde! Es kommt nur darauf an, ob mein geſtrenger Herr Vater überhaupt Luſt bekommt, ſich mit ſeinem Querkopf von Sohn zu unterhalten. Verſprochen hat er mir's freilich, aber zwiſchen ein gegebenes und ein erfülltes Wort kann ſich eine Welt ſenken, wenn es zufällig dem Teufel gelüſtet, zu ſeiner Privatunterhaltung die Rebellionstrommel vor der Himmelsthür zu ſchlagen. Ich fürchte, ich fürchte!"

„Deinen Vater?" fragte Feodor.

Günther wandte mit ſcharfer Bewegung ſein Geſicht dem Freunde zu. Dann glitt ein mattes Lächeln über die ſchönen, nur ſchon etwas verlebten Züge, und er ſchüttelte das Haupt, daß die braunen Locken wie züngelnde Schlangen um Stirn und Wangen ſpielten.

„O nein," ſprach er mit einer weichen ſanften Stimme, die faſt wie Geſang tönte. „Den Vater fürchten, hieße mich ſelbſt ſchänden. Aber ſein Zaudern fürchte ich. — Sind drei volle Wochen nicht Zeit genug, um ſich zu beſinnen, zu einem Entſchluſſe zu kommen? — Und ich habe fünf Wochen gewartet, fünf Wochen und noch ein paar Tage darüber! Und wie ich endlich abzureiſen Anſtalt treffe und meine zehnmal gethane Frage noch einmal ſchüchtern, ja wahrhaftig ſchüchtern wiederhole,

legt der Vater beide Hände auf den Rücken, ſieht mich an, als wiſſe er gar nicht, was ich von ihm will, und ſagt ſo trocken, als riefe er ſeinem Knechte zu, er ſolle die Hausthür ſchließen: Ich will Dir meine Anſicht ſchreiben, Chriſtian. So wie Du mir Deine Ankunft in Leipzig gemeldet haſt, erhältſt Du Antwort. — Vor ſechszehn Tagen habe ich geſchrieben und bis zu dieſer Stunde lauere ich noch immer auf Nachricht. Iſt das nun nicht zum Verzweifeln? Könnt Ihr mir's verdenken, daß ich aus Verdruß, aus Unruhe, aus Angſt, aus was Ihr wollt, den Schmerz durch die unſinnigſte Lebensweiſe zu tödten ſuche?"

„Du hätteſt jedenfalls beſſer gethan, Dich eines Mittelsmannes, eines Fürſprechers zu bedienen. Paul von Podelwitz bot Dir wiederholt die Hand — "

„Nichts davon, Freund!" unterbrach Günther den Sprechenden. „Es gibt Dinge, die man nur in eigener Perſon erledigen kann. Wenn ich einem hübſchen Kinde, deſſen Augen mir gefallen, ſagen will, daß ſie mir noch viel mehr gefallen würde, wenn ich einen Kuß auf ihre Lippen drücken dürfte, ſo kann ich dazu keinen Stellvertreter brauchen. Und wenn ein Sohn mit ſeinem eigenen Vater um das Glück ſeines Erdenlebens und die dereinſtige Seligkeit ſeiner Seele zu würfeln gezwungen iſt, da muß er wohl ſelbſt die verhängnißvollen Knochen mit den ſchwarzen Todtenaugen in die Hand nehmen, um ſein

Glück zu verſuchen. Paul iſt ein guter und ein ehrlicher Junge. Er liebt mich, er hält vielleicht mehr von mir, als ich verdiene, mein Fürſprecher aber bei dem Manne, den ich Vater nennen muß, kann er eben ſo wenig ſein, wie irgend ein Anderer."

Günther ließ, wie er es in der Gewohnheit hatte, ſeinen Kopf wieder in die hohle Hand ſinken und beide Gefährten ſchwiegen. Nach einer Pauſe nahm jedoch Feodor abermals das Wort.

„Es ſcheint, Du hegſt nicht die beſten Hoffnungen."

„Gar keine, ſag' ich Dir, gar keine!" erwiderte Günther mit großer Heftigkeit. „Und ich will Euch auch nicht verſchweigen, weßhalb ich keine hege," ſetzte er hinzu. „Mein Vater iſt ein ſolider Mann, von dem ehrenwertheſten Charakter, moraliſch, daß man erſchrecken kann. Gäbe es auf Erden lauter Menſchen wie ihn, ſo würde man keine Geſetze brauchen. Die Welt würde vollkommen, aber — langweilig, langweilig, daß ſie ſich auseinander gähnte und ſtückweiſe in's Chaos zurückfiel! — Weil nun mein Vater ſo fürchterlich vollkommen iſt, kann er nichts Unvollkommenes leiden. Er verlangt Alles fertig; was nicht fertig iſt, ſoll ſich ſputen, daß es dahin kommt. Zum Unglück bin ich nun gerade ein höchſt unfertiger Menſch, überhaupt ein Kerl, der wenigſtens auf dieſer Welt ſicherlich niemals fertig werden wird. Das verdrießt meinen Vater, denn es ſcheucht ihn auf aus

ſeinem bequemen Leben. Daher ging ſein Streben von jeher dahin, mich in Grenzen einzuengen, wie ſie ihm behagten. Ich aber überſprang ſie jederzeit, er mochte ſie formen, wie er wollte. Nicht aus Oppoſitionsluſt oder um ihm zu widerſprechen, ſondern weil ich gar nicht anders konnte. Meine Natur taugt nicht in das Schneckenhaus, das mein Vater für mich zuſammenkleiſterte und immer von Neuem zuſammenkleiſtern will. Und ſo war von Anfang an eine Art geiſtiger Krieg zwiſchen uns, den nie ein Frieden, immer nur ein Waffenſtillſtand auf unbeſtimmte Zeit endigte. — Das iſt mein Kummer, darin beſteht mein Unglück, und wenn es nicht möglich ſein ſollte, den Vater jemals zu einem andern Verfahren zu veranlaſſen, werde ich, in dieſen Cirkel gebannt, ſo lange darin herumlaufen, bis ich kraftlos zu Boden ſinke."

„Wäre ich an Deiner Stelle, ich machte es anders," ſprach Gotthold mit einer überaus klugen Miene.

„Du? Und was würdeſt Du thun?"

„Ich ſchlöß' einen Compromiß."

„Worin ſollte denn der beſtehen?"

„In nichts weiter, als in der Verſicherung, dem Vater zu Willen zu ſein, wenn er ſeinerſeits mir das Wort gäbe, mich nicht in meinen Nebengedanken zu ſtören."

„Du biſt weiſer, als Salomo," verſetzte Günther, bitter lachend. „Wollte ich ſolch ein thörichtes Verſprechen geben, ſo betrög ich meinen Vater und handelte als Schuft

gegen mich ſelbſt. Ein ſolches Auskunftsmittel, das freilich für jede behubare Natur immer eine Rettung iſt, gibt es für mich nicht. Was ich bin, muß ich ganz ſein, und was ich nicht werden kann, davon will ich nichts wiſſen. Die Medicin widert mich an."

„Und doch iſt ſie eine höchſt intereſſante Wiſſenſchaft und für die Menſchen von unberechenbarem Nutzen," meinte Gotthold.

„Ich bedauere wirklich, daß Du nicht meines Vaters Sohn biſt," verſetzte Günther. „Bei Deiner Geſinnung, Deinen Anſichten würdeſt Du die herrlichſten Tage bei ihm verleben, während ich ihm als Phantaſt Emotionen verurſache und ſchon wiederholt von ihm habe vernehmen müſſen, daß ich genau die Rolle in ſeinem Hauſe ſpiele, die in der Bibel dem verlorenen Sohne zugetheilt iſt."

„Du dauerſt mich," ſagte Gotthold, „und weil Du mich dauerſt, kann ich nichts Beſſeres thun, als Dir rathen, Dich ſelbſt zu bezwingen und dem Vater nachzugeben."

„Das heißt mit andern Worten," fiel Günther mit Heftigkeit ein, „ich ſoll eine Keule nehmen, den Geiſt, der in mir rumort, beherzt angreifen und todtſchlagen, damit ich nachher geduldig die ganz alltägliche Heerſtraße im Staube wandele, den Kopf hänge und auf der großen Viehweide des gemeinen Troſſes mit den übrigen Eſeln Diſteln freſſe! Seht, ehe ich das thue, werde ich hundert-

mal lieber ein wirklich verlorener Sohn, mache dumme, meinethalb ſchlechte Streiche, bete aber ſo lange zu dem Fünkchen Geiſt, den der gnädige Herrgott hier in dieſer Knochenlaterne angezündet hat, bis mir der Athem vergeht! Nur Träbern mag ich nicht eſſen. Heda, Heinrich, Schinken und Sooleier, und zwei Flaſchen vom beſten Merſeburger!"

Der ſteife Heinrich machte ſeine mechaniſche Halbbewegung, ſagte „wohl" und rief die Beſtellung durch das Fenſter.

„Wie kommt es, daß ſich Dein Mäcen gar nicht ſehen läßt?" fragte jetzt Feodor.

„An dieſem gutherzigen Menſchen hab' ich mich auch verſündigt, weil ich nicht weiß, was ich thun ſoll," erwiderte Günther. „Paul von Podelwitz hat mich, wie Ihr wißt, großmüthig unterſtützt, wiewohl er ſelbſt nicht im Ueberfluſſe lebt. Er iſt dadurch in Bedrängniß gerathen und mir bleibt nichts übrig, als ruhig zuzuſehen. Als ich in die Ferien reiſ'te, hatte ich die feſte Ueberzeugung, es würde mir möglich ſein, beim Beginn des neuen Semeſters wenigſtens einen Theil meiner Schuld abtragen zu können. Wie aber alle meine übrigen Hoffnungen wie Seifenblaſen zerplatzten, ſo auch dieſe. Mein ſehr kluger Vater meinte, es ſei mir förderlicher, wenn er mich etwas kürzer halte, als bisher. Vom Bezahlen meiner Schulden wollte er nichts hören. Iſt Jemand ſo leichtſinnig, Dir zu borgen, ſo

mag er die Schuld dieſes Leichtſinnes auch ſelbſt tragen, ſprach er, als ich abreiſ'te, indem er mir die übliche Summe einhändigte. Höre ich nächſtens, daß Du Dich beſſer aufführſt, als bisher, und kannſt Du mit Anſtand Dein Baccalaureats-Examen machen, dann will ich mich beſinnen. So mußte ich denn faſt mitellos die Heimath verlaſſen. Mit welchem Geſicht, ich frag' Euch, ſollte ich nun Paul unter die Augen treten? Ich vermocht' es nicht über mich, ihn zu ſehen. Darum hab' ich ihm auch nicht Wort gehalten, und dies Gefühl, daß ich abhängig von ihm bin, daß ich mich eigentlich in mehr als einer Hinſicht vor ihm ſchämen muß, hat mich nebſt mehreren andern Gründen mit veranlaßt, ſo lange bei Dir, Feodor, zu ſchnurren. Ich will lieber undankbar ſcheinen, als wie ein begoſſener Pudel vor einem Menſchen ſtehen, den ich hochſchätze. Darum ſuche ich Paul nicht auf, ſondern laſſe mich einfach von ihm finden."

„Und wenn er Dich nicht mehr kennen will?" ſagte Gotthold.

„Dann werd' ich ihm nicht zürnen, im Stillen aber vielleicht denken, daß er ausgezeichnet gut den Platz ausfüllen wird, den man ihm dereinſt in der Geſellſchaft anweiſ't."

Gotthold ſchüttelte den Kopf und holte tiefer als gewöhnlich Athem.

„Kannſt Du denn auch ſeufzen?" fragte Günther

lachend, indem er ſeine Gefährten einlud, den vom ſteifen Heinrich aufgetragenen Speiſen zuzuſprechen.

„Ich ſeufze, weil mir bange wird.“

„Vor der Zeche? Laß es Dir ſchmecken! Dieſen Bär will ich Dir wohl noch losbinden, wenn er mir eines Tages die Ohren zu ſehr vollbrummen ſollte.“

„Ich dachte an die Zukunft,“ ſagte Gotthold.

„Wozu? Was kann ſie Dir Trübes verheißen? Du wirſt, wie alle unſere fleißigen Comilitonen, den Puls fühlen, Deinen Doctorſtock ſinnend an die Naſe legen, Recepte verſchreiben und, wenn Deine Kranken geneſen, Dir einbilden, 'was Rechtes gelernt zu haben, ſterben ſie aber, Dich mit dem köſtlichen Gedanken tröſten, der Arzt könne nicht Wunder thun, und für den Tod ſei eben kein Kraut gewachſen.“

„Wenn ich nun aber über Dich, nicht über mich ſeufzte, indem ich an die Zukunft dachte?“

„In dieſem Falle würde ich Dich für einen noch größeren Thoren halten, als mich ſelbſt,“ verſetzte Günther. „Es gibt nichts Albernes, als die Sorge um das Zukünftige und die Bangigkeit vor denſelben. Mir bangte nie vor der Zukunft, obwohl ich bisweilen recht wild werden kann, wenn ich an ſie denke. Habt Ihr Luſt, ein paar Seufzer, mit denen ich das unerquickliche körperliche Stöhnen in den letzten Tagen zu verſcheuchen ſuchte, anzuhören, wie ſie ſich, in Verſe gebracht, ausnehmen?“

„Kannſt Du noch fragen?“ ſagte Feodor. „Es ſind ja Monate vergangen, ſeit Du uns kein Gedicht mehr vorgeleſen haſt.“

Günther zog einige zerknitterte Papiere aus der Taſche. Während er darin blätterte, ſprach er:

„Am erſten Abende meiner Rückkehr aus Schleſien, als ich noch nicht einig mit mir war, ob ich in mein Logis gehen, oder als ächter, fahrender Schüler irgendwo anders ein Unterkommen ſuchen ſollte, verirrte ich mich in's Roſenthal. Die Luft war mild, auf dem gelblichen Grün des jungen Eichenlaubes ſpielte das Mondlicht in den prächtigſten Farben. Ich überholte ein paar luſtwandelnde Mädchen, die Arm in Arm durch die Büſche ſtreiften. Ihr werdet es billigen, daß ich ſie anredete, und da meine Anſprache ohne Zweifel recht freundlich klang und ich auch gar nicht teufliſch drein ſah, erhielt ich beſcheidene Antwort. Die luſtwandelnden Kinder gaben ſich für Schweſtern aus, und nannten ſich Viola und Roſa. Sie haben mir vielleicht 'was aufgebunden, denn ſie ſchienen zu übermüthigen Scherzen ſehr aufgelegt zu ſein. Doch das kümmerte mich nicht. Mich entzückten die Namen und noch mehr ihre Trägerinnen, und ich ſagte ihnen deshalb die ſchönſten Sachen darüber. Sie hörten mir kichernd zu und fanden meine Unterhaltung gewiß allerliebſt, bis ſich Stimmen in der Nähe hören ließen, in denen die Schweſtern ihre Freunde erkennen wollten. So

verabſchiedete ich mich denn, ſprang in das dichteſte Geſträuch und überließ mich den angenehmſten Gedanken. Ueber dieſe Begegnung habe ich am andern Morgen folgende „ſcherzhafte Gedanken über die Roſen“ niedergeſchrieben:

„An Roſen ſuch' ich mein Vergnügen,
An Roſen, die, die Herzen ziehn;
An Roſen, die den Froſt beſiegen,
Und hier das ganze Jahr durch blühn;
An Roſen, die wir bei den Linden
Sonſt nirgends leicht ſo reizend finden.

„Man lobt die bräunlichen Violen,
Sie ſind auch ihres Lobes werth;
Doch weil ſie nur die Kinder holen,
So bin ich nicht für ſie erklärt;
Und wähle mir die holden Strahlen,
Womit die vollen Roſen prahlen.

„Die Roſe trägt das Blut der Götter,
Und iſt der Blumen Königin;
Ihr Antlitz ſticht das ſchönſte Wetter
Und ſelbſt Aurorens Wangen hin.
Sie iſt ein Stern der milden Erden,
Und kann von Nichts verfinſtert werden.

„Die Roſ' erquickt die blöden Sinnen,
Und hat das beſte Zuckerrohr;
Ihr gold'ner Umfang bricht von innen,
So wie die Sonn' aus Nacht hervor.
Die Roſe nährt die ſüßen Triebe
Und reizt die Liebe ſelbſt zur Liebe.

„Mit Roſen ſchmück' ich Haupt und Haare;
Die Roſen tauch' ich in den Wein;
Die Roſe ſoll für meine Jahre
Die allerbeſte Stärkung ſein;
Die Roſe zieret meine Flöten
Und krönt mich mächtigen Poeten."

„Bravo, bravo!" fiel Feodor ein. „Zum Teufel die Beſcheidenheit, wenn man ſolche Verſe machen kann! Deine Landsleute Opitz und Flemming drehen ſich im Grabe um, wenn der Wiederhall dieſer Poeſieen ſich fortpflanzt bis zum Aufenthalt der Seligen!"

Günther winkte mit glücklich leuchtenden Augen dem Freunde, indem er fortfuhr:

„Auf Roſen mach' ich gute Reime;
Auf Roſen ſchläfet meine Bruſt;
Auf Roſen hab' ich ſanfte Träume,
Von ſtill- und warm- und weicher Luſt,
Und wenn ich einſt von hinnen fahre,
So wünſch' ich Roſen auf die Bahre!"

Als Günther jetzt das Papier wieder zuſammenfaltete, reichte ihm Gotthold die Hand.

„Vergib mir," ſprach der angehende Jünger Aesculaps, „ich habe Dir Unrecht gethan! Wer ſo herrliche Verſe zu machen verſteht, wie ſie bis jetzt in unſerer Sprache noch keinem Poeten gelingen wollten, der iſt zu etwas Anderem in der That nicht berufen. Mein Ehrenwort darauf, Chriſtian, ich werde von heut' an immer Deine Partei nehmen. Du mußt frei werden von jeder beengenden Feſſel; denn kein Anderer als Du, iſt berufen, unſerer

Mutterſprache Töne zu entlocken, die bisher noch Keiner anzuſchlagen vermochte!"

Günther ſchwieg. Die Anerkennung, welche er bei dem ſo nüchternen Freunde fand, der ſeither immer an ihm zu mäkeln hatte, beglückte den jungen Dichter. Sein Talent hatte einen Triumph gefeiert, auf den er ſtolz ſein durfte. Was aber half ihm dieſer ſo plötzliche Sieg, der ihn überraſchte? Erfuhr die Welt etwas davon und würde ſie, wenn ſie es erfahren hätte, dem Freunde in ihrem Urtheile beigeſtimmt haben? Die Beſorgniß, es möge dies nicht geſchehen, der lebhafte Vortrag habe vielleicht den Comilitonen nur beſtochen, wälzte mitten im Aufſchwung der Freude doch wieder eine Centnerlaſt auf ſein Herz, und indem er beide Hände auf ſeine Stirn legte, ſagte er ſchmerzlich bewegt:

„Ach, wenn mein Vater ſo ſpräche! Wenn er nur fühlen wollte, was mich bewegt! Er aber ſchweigt, und ſo oft ich mich erbiete, ihm eins meiner Gedichte vorzuleſen, weiſ't er mich von ſich mit den herzzerreißenden Worten: Verſchone mich mit Deinem Singſang! Damit mußt Du ſentimentale Mädchen, die an ſtrenges Denken nicht gewöhnt ſind, unterhalten, keine ernſten Männer der Wiſſenſchaft! — Mein Gott, mein Gott, erbarme Dich eines unglücklichen Sterblichen! — Wer war denn Homer, wer Horaz, Ovid? Warum lebte Virgil? Wozu haben Aeſchylos, Sophokles und andere Dichter den Kiel in die Hand

genommen? — Doch wohl um Verſe zu ſchreiben, ihre Gedanken und Empfindungen in Melodieen zu kleiden, die ſie die Harmonie ihrer Seele anzuſchlagen lehrte? — Und werden dieſe Gottbegabten, vom Hauche Gottes beredt Gemachten nicht heute noch bei allen Völkern verehrt als die ewig Lebenden unter den Sterblichen? — Und dieſen vom Geiſt des Schöpfers ſo wunderbar Erleuchteten, den Geiſt- und Gotteigenen ſollen wir nicht nacheifern? Und wenn wir es thun, nur heimlich, verſtohlen, hinter Schloß und Riegel, oder in der Angſt verzweifelter Stimmung, ſchilt man uns Thoren, verweiſ't man uns unter die Kinder oder nennt uns gar Verlorene! — Lehrt mich dies faſſen, Freunde, löſ't dieſe Widerſprüche, die ſich um mich zu erdrückenden Gebirgen aufthürmen, oder Ihr werdet es eines Tages erleben, daß der arme Günther mit dem Kopf unterm Arm als lachender Bajazzo auf den begrabenen Kindern ſeines heiß ſprudelnden Gehirnes eine Gavotte tanzt!"

Ueber dieſen heftigen Worten des jungen Dichters hatten ſeine Kameraden nicht gehört, daß eilige Schritte die Treppe heraufſtürmten. Jetzt ward die Thür aufgeriſſen und mit dem jubelnden Freudenrufe:

„Günther, mein theurer Günther, endlich find' ich Dich lang Geſuchten wieder!" trat Paul von Podelwitz ein und riß den vor Aufregung Glühenden ungeſtüm an ſeine Bruſt.

Fünftes Kapitel.

Ein Freundesvorschlag und ein Brief.

Der ersten Begrüßung folgte ein langes, ernstes Gespräch zwischen den Freunden. Paul nahm ganz allein Besitz von Günther und entführte diesen später den beiden andern Comilitonen, indem er als Entschuldigungsgrund wichtige Angelegenheiten nannte, die ohne weiteren Aufschub eine möglichst rasche Erledigung erheischten.

„Du hast demnach Dresden wohl gar nicht berührt?“ fragte Paul, als sie von Niemand mehr beobachtet werden konnten, den noch immer sehr Aufgeregten.

„Was hätte ich dort anfangen sollen?“ versetzte dieser. „In der churfächsischen Residenz herrscht der Luxus, die Pracht ohne Inhalt. Das ist nichts für mich. Alles Hohle widert mich an, und hüllte es sich in die schimmerndste Form. In dieser Beziehung fehlt mir künstlerischer Sinn und es ist leicht möglich, daß gerade dieser

Mangel in meiner Natur mir dereinſt entſetzlich viel zu ſchaffen macht. Ich bin überhaupt gar nicht das, was man eine Künſtlernatur nennt. Außer der Poeſie, die mich bisher mehr gequält als entzückt hat, läßt alle Kunſt mich kalt; ich meide ſie mehr, als daß ich ſie ſuche. Deshalb iſt Dresden kein Aufenthalt für mich. Ich begehre Leben, nichts als Leben, ſelbſt wenn es übermäßig materiell und grob ſinnlich ſich anlaſſen ſollte. Aus ſolchem Leben ſauge ich geiſtigen Honigſeim, der faſt wider meinen Willen ſich zu Gedichten formt. Was ich in Verſe bringe, ſind Erlebniſſe. Ich muß in mir ſelbſt all die Luſt und den Schmerz durchgefühlt haben, ſoll ich ihn glücklich in Worte kleiden können. Vielleicht iſt dies ein Unglück, dennoch kann ich ihm nicht entfliehen. Hat mein Vater Recht, der mir täglich vorpredigte, nur Derjenige habe Beruf, ein Poet zu werden, der jedes ihm aufgegebene Thema beliebig in ſaubern Reimen behandeln könne, ſo habe ich allerdings kein dichteriſches Talent. Mein Herz iſt für mich der caſtaliſche Quell. Fällt ein fremder Tropfen in dieſe ewig bewegte Fluth, ſo trübt ſich ihr Spiegel und ich kann wohl nöthigenfalls Verſe drechſeln, Leben und Seele aber wird in dieſen handwerksmäßigen Gebilden ein wirklicher Kenner poetiſcher Produkte ſicherlich nicht entdecken."

„Du biſt auf dem rechten Wege, glaube mir," erwiderte Paul von Podelwitz. „Was Dir noch mangelt,

iſt Ruhe, und damit Du dieſe Dir aneignen kannſt, mußt Du in eine andere Lage verſetzt werden.“

„In eine andere Lage! Aber wie, Freund, wie? Mein Vater —“

„Dein Vater,“ fiel Paul ein, „wird ſich in das Unabänderliche fügen, wenn er ein edler Mann iſt. Bedenke, daß ohne Kampf kein Sieg zu erringen, ohne Sieg kein Triumph möglich iſt!“

„Und wenn ich dies Alles bedenke, wer gibt mir die Mittel, damit ich ſolchen Sieg erkämpfen und dadurch vielleicht den eigenen Vater mit beſiegen kann?“

„Noch weiß ich es nicht, aber auch dafür wird ſich Rath ſchaffen laſſen. Verliere nur den Muth nicht und vor Allem: werde ruhiger, mäßige Dich in allen Dingen, damit Du keinen Anſtoß gibſt. Wie Du zahlreiche Freunde beſitzeſt, ſo fehlt es Dir auch nicht an Feinden. Ich habe dies in Erfahrung gebracht und darum richte ich jetzt dieſe Bitte an Dich.“

Günther blieb ſtehen. Sie waren nur noch wenige Häuſer von ſeiner Wohnung entfernt.

„Ich glaubte bisher, es kümmere ſich außer den paar Comilitonen, die mich lieben, keine menſchliche Seele um mich,“ ſprach er düſter.

„Es gehört dies zu den mancherlei irrigen Annahmen oder Vorausſetzungen, die wie Pilze in Dir aufſchießen. Mehr als einmal ſchon habe ich Dir deshalb Vorwürfe

gemacht, aber Du achteſt nicht darauf, weil es Dir nicht genehm iſt, alſo aus Eigenſinn.“

„Kann ich dafür, daß ich meinen eigenen Sinn habe?“

„Du kannſt eine Wahrheit und zugleich einen Fehler Deines Weſens nicht durch ein Wortſpiel fortwitzeln,“ erwiderte Paul. „Sage mir, iſt Dein Vater ein gläubiger Mann?“

„Ich halte ihn dafür, obwohl wir dieſen Punkt in unſern meiſtentheils ſehr unerquicklichen Unterhaltungen niemals berührt haben. Doch, wie kommſt Du gerade auf dieſe Frage, die jedenfalls mit dem, was mich bewegt, nichts gemein hat?“

„Mehr, wie Du glaubſt,“ ſagte Paul, „und eben deshalb richte ich ſie an Dich. Ich habe durch Zufall in Erfahrung gebracht, daß Dein Vater jener Secte, wenn man ſie ſo nennen darf, angehört, welche den Halle'ſchen Franke als Propheten verehrt.“

„Geſetzt, dem wäre ſo, kann dies mir ſchaden, kann es mich irre machen?“

„Ich würde es beklagen, wenn Du Dich davon irre machen ließeſt, wohl aber könnteſt Du einen Mittelweg gehen, den ich in Deiner Lage nicht nur für erlaubt, ſondern ſogar für geboten halte.“

„Ich verſtehe Dich nicht.“

„Haſt Du nie Regungen in Dir gehabt, die Du reli-

giöſe nennen kannſt, Stimmungen, in denen der Geiſt ſich gleichſam in die Himmel emporſchwingt?“

„Wenn ich dichte, lebe ich, wenn nicht gerade immer im Himmel, doch ſtets in einer andern und gewiß in einer beſſern Welt, als die iſt, deren Staub mein Fuß bedeckt.“

„Sollteſt Du nun in ſolcher Stimmung kein geiſtliches Lied dichten können?“ fragte Paul ernſthaft.

Günther brach in recht herzliches Lachen aus. Dann betrachtete er mit komiſcher Schalkhaftigkeit, die ſeine Züge eigenthümlich durchgeiſtigte, den Freund, und erwiderte:

„Haſt Du Luſt oder am Ende gar Auftrag, mich peu à peu zum Pfaffen zu machen? Paul, ich bitte Dich, mache Dich nicht lächerlich! Es gibt nichts Widerlicheres als eine Betſchweſter und nichts Unnatürlicheres als einen Betbruder! Du ſelbſt, glaube ich, taugſt wenig dazu, mir aber, Freund, mir fehlt zu dieſem Handwerk — denn für mehr halte ich es nicht — vollends alles Zeug.“

„Luther und Paul Gerhardt waren keine Betbrüder,“ verſetzte Paul von Podelwitz, „ſie haben aber meines Wiſſens doch unſterbliche geiſtliche Lieder gedichtet. Oder meinſt Du, Geſänge, wie: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott,“ oder „Befiehl Du Deine Wege“ und andere werden, ſo lange der Deutſche eine eigene Sprache redet, von dieſen vergeſſen werden?“

Günthers ſchalkhafte Heiterkeit machte auf der Stelle

der düſterſten Melancholie Platz. Er blieb vor der Thür des Hauſes ſtehen, in dem er wohnte.

„Was ſoll das heißen?“ fragte er heftig.

„Das ſoll heißen,“ fuhr Paul fort, „Du würdeſt Dir höchſt wahrſcheinlich leicht die geiſtige Zuneigung Deines Vaters, die Dir bis jetzt fehlt, gewinnen können, wenn Du ein gutes Kirchenlied dichten könnteſt. Beſitzeſt Du erſt dieſe Zuneigung, dann haſt Du gewonnen. Den geiſtlichen Dichter wird der ſtreng religiöſe Mann gern in ſein Haus einkehren ſehen, und der Sohn, an deſſen geiſtlicher Poeſie der Vater ſich erbaut, darf nicht fürchten, daß man ihn ſchelten wird, wenn er nebenbei auch weltlich geſinnte Poemata zu Papiere zu bringen ſich nicht enthalten kann.“

„Wie biſt Du zu dieſer Kenntniß gelangt?“ fragte Günther.

„Ganz zufällig. Ich habe einen Vetter, Namens Zinzendorf.“

„Den Grafen?“

„Denſelben.“

„Ich hörte von ihm auf der Rückreiſe. Er hat mähriſchen Exulanten auf ſeinen Gütern Wohnplätze angewieſen. Weißt Du etwas Näheres?“

„Ich glaube. Doch darüber ſpäter. Dieſer mein Vetter iſt in gewiſſen Kreiſen ein Mann von Einfluß. Als Schüler Franke's und als ſein größter Verehrer gilt

ſein Wort bei Vielen mehr, als das des Kaiſers oder des Churfürſten. Ich weiß, auch Dein Vater hört auf ihn. Wenn Du alſo —"

„Schon gut, ſchon gut," fiel Günther dem Freund in's Wort, „ich begreife jetzt, wo hinaus Du willſt. Du meinſt es gut und das erkenne ich an, Du haſt aber wohl nicht bedacht, daß in mir weit mehr dämoniſche, als engelgleiche Kräfte thätig ſind. Eine Annäherung an Deinen Vetter, den Grafen Zinzendorf, die Du in Vorſchlag bringen zu wollen ſcheinſt, wäre allenfalls denkbar, ein Verhältniß jedoch zwiſchen uns Beiden iſt ſo wenig möglich, wie eine Vereinigung des böſen und guten Prinzips. Du müßteſt Schwarz in Weiß, oder Weisheit in Thorheit verwandeln können, wenn Du mich zum Verehrer Franke's, alſo zum Freunde Deines Vetters machen wollteſt. Und, was Deinem Plane am allermeiſten im Wege ſteht, Du weißt: ich kann nicht bitten, mich nicht demüthigen, nicht heucheln!"

„Es thut mir leid, daß Du glaubſt, ich könnte Dir im Ernſt eine derartige Zumuthung machen," verſetzte Paul. „Höre doch, ehe Du urtheileſt!"

„Vergib!" ſagte Günther gutmüthig. „Ich bin wie ein Kind. Mich regt Alles auf und dann ſchlage ich den beſten Menſchen mit beiden Fäuſten in's Geſicht, während es doch viel geſcheidter wäre, ich fiele ihnen gerührt und dankend um den Hals. Sprich, was haſt Du mir zu ſagen?"

„Graf Zinzendorf iſt, ſoweit ich ihn nach den Schilderungen Anderer beurtheilen kann," fuhr Paul fort, „ein Mann von ungewöhnlicher Milde und Leutſeligkeit. Er will wo möglich alle Menſchen glücklich machen. Dies Ziel zu erreichen, läßt er nichts unverſucht. Hinderniſſe gibt es für ihn nicht, weil er zugleich eine wunderbare Ausdauer beſitzt. Man kann ganz anderer religiöſer Ueberzeugung ſein als er, dieſe ſeltenen Eigenſchaften ſeines Geiſtes wird man unter allen Umſtänden hochſchätzen müſſen. Die Welt gilt dieſem ſeltenen Manne nichts. Das hat er kürzlich erſt bewieſen, indem er alle ſeine Güter zum Beweiſe, daß er nur Chriſto dienen wolle, ſeiner jungen Gemahlin geſchenkt hat. Es iſt gar keine Frage, daß ein Mann von ſolcher Gemüthsſtimmung und ſolcher Charakterfeſtigkeit Pläne, die er in ſich trägt, auch ausführen wird. Ich habe nun erfahren, daß er einen intelligenten, unterrichteten, talentvollen Mann ſucht, der ſich ganz ſeinem Dienſte hingibt, ihn als Secretair überall hin begleitet — "

„Und da dachteſt Du an mich?" warf Günther lächelnd ein.

„Ich ſchäme mich dieſes Gedankens wenigſtens nicht. Du könnteſt dieſer Stelle vorſtehen, wenn Du wollteſt. Mein Vetter würde freilich verſuchen, Dich zu ſeinen Anſichten zu bekehren, dazu zwingen aber würde er Dich nicht. Auch hätteſt Du Deinen eigenen Anſichten wegen

über Religion und Chriſtenthum insbeſondere eine Vernachläſſigung ſeinerſeits nicht zu befürchten, wenn Du nur Kraft genug beſitzeſt, Dich zu beherrſchen. In einer ſolchen Stellung aber lernteſt Du Welt und Menſchen in weiteſten Kreiſen kennen, Du verſöhnteſt dadurch Deinen Vater, denn ihn beruhigen heißt ihn verſöhnen, und weder er noch der Graf würde Deinen weltlichen Poeſieen nachſpüren, wenn Du es über Dich gewinnen könnteſt, dieſe Erzeugniſſe Deiner Muſe pſeudonym zu veröffentlichen."

Während dieſer Auseinanderſetzung Pauls hatten die Freunde das Dachgeſchoß des alten Hauſes betreten. Günther blieb aufgeregt vor der verſchloſſenen Thüre des Vorſaales ſtehen.

„Verlangſt Du, daß ich mich erkläre?" fragte er.

„In Deinem Intereſſe möchte ich es wünſchen."

Günther riß heftig an der Klingel.

„Das Schickſal ſoll entſcheiden!" ſprach er entſchloſſen. „Ich ſelbſt bin ein viel zu wankelmüthiger, zu ſchwacher und leidenſchaftlicher Menſch, als daß ich der Schmied meines Glückes aus eigenem Antriebe ſein könnte."

„Und worin ſoll das Schickſal, dem Du Dich fügen willſt, beſtehen?"

„In der Antwort, die meine Hauswirthin mir auf die erſte Frage gibt, die ich an ſie richten werde."

Auf dem Saale ließen ſich Schritte hören.

„Dieſe Frage?"

„Du ſollſt ſie hören.“

Der Schlüſſel knirſchte im Schloſſe und die Thür ging auf.

„Jeſes nee, der Herr Studioſus!“ rief die Wirthin, beide Hände über dem Kopfe zuſammenſchlagend.

„Glauben Sie, daß ich ein Kerl bin, den Gott lieb hat?“ fragte er die Ueberraſchte.

„Nun, wen ſo viele hübſche Mädchen ſuchen, wie den Herrn Studioſus, und wer von dem Herrn Vater einen Brief erhält, noch ehe er in Perſon aus der lieben Heimath zurückkommt in die Univerſitätsſtadt, den muß der liebe Gott wohl ſehr in's Herz geſchloſſen haben,“ verſetzte die alte Wirthin.

„Kathrine Süßholz, Sie ſind ein Engel, wenn auch ein Biſſel altbacken!“ rief Günther aus und umarmte die beſtürzte Alte mit einer ſolchen Inbrunſt, daß ſie laut aufſchrie. „Eine glücklichere Antwort iſt noch nie über Ihre Lippen gekommen, die ich blos deshalb nicht küſſe, weil ich ein paar Stunden mit Madame Merſeburger geliebelt habe. — Ein Brief von meinem Vater, hurrah! Her damit, daß ich ihn verſchlinge! Und hier, Paul, hier meine Hand: ich füge mich Deinem Vorſchlage, wenn Dein Vetter, der Graf, neben ſeinen übrigen vortrefflichen Eigenſchaften auch das Talent beſitzt, ein Herz lieb zu gewinnen, in welchem tauſend bunte Flammen brennen und es ganz in Aſche verwandeln werden, weht nicht bis-

weilen der Odem Gottes kühlend durch sie hin, der dem Munde eines frommen Mannes, eines gotteigenen Menschen entströmt!“

Mit hastigem Griff entriß Günther seiner Wirthin den dargereichten Brief, dann erschloß er die Thüre seines unordentlichen Studirzimmers, stieß Paul hinein, schloß sogleich wieder zu und warf sich in größter Aufregung auf das harte Kanapee, das mit zerrissenen Papierschnitzeln bedeckt war.

Hier blieb er sitzen, seine blitzenden Augen fest auf den Brief richtend, den er noch immer ungeöffnet in der zitternden Hand hielt.

Paul wagte nicht zu drängen. Er sagte sich selbst, daß die nächsten Minuten für den Freund entscheidend sein könnten. Er trat ans Fenster, stäubte es ab und sah hinüber nach der grauweißen Giebelwand, um welche, wie immer, ein kreischendes Dohlenheer schwärmte.

Endlich brach Günther das Siegel und begann das Schreiben des Vaters zu lesen. Der Brief war schon viele Tage alt. Wäre der unstäte Poet nicht aus verschiedenen Gründen abgehalten worden, sein Logis zu betreten, so würde er das Schreiben schon längst erhalten haben.

An der wechselnden Farbe und der zitternden Unterlippe des Lesenden gewahrte Paul von Podelwitz, daß der Brief Sachen enthalten mußte, die dem Freunde wenig

gefielen. Auf einmal ſprang Günther auf, warf das Schreiben zu Boden und rief ergrimmt aus:

„Nun ſo fahr' ich zum Teufel!“

Seine Augen glühten, die Bruſt hob ſich krampfhaft, er hörte oder beachtete doch nicht die Worte des Freundes.

Während nun Paul den Brief aufhob und ebenfalls las, trat Günther an die Wand, riß die hier befeſtigten Knochen ungeſtüm herab, gab den drei Schädeln Ohrfeigen, daß ſie mit hohlem Dröhnen polternd auf die Diele fielen, riß dann das Fenſter auf und ſchleuderte ſie unter lautem Lachen quer über den ſchmalen Hof auf das das Dach des Nachbars, wo ſie in der breiten und tiefen Kupferrinne ihr zweites Grab fanden.

Nachdem Paul den Brief zu Ende geleſen hatte, trat er zu dem grollenden Freunde, berührte deſſen Schulter und ſprach:

„Chriſtian, lieber Chriſtian, gib dieſe Thorheiten auf, die Dir nur Ungelegenheiten bereiten können, wenn Dich irgend ein kleinlich geſinnter Philiſter beobachtet, und höre mich an! Ich muß mich gegen Dich ausſprechen, weil ich Dein Freund bin.“

„Blamire Dich nicht und überlaß' den Ausgeſtoßenen ſeinem Schickſal!“

„So lange Du treu an Dir ſelbſt hältſt, biſt Du kein Ausgeſtoßener.“

Günther kehrte dem Freunde ſein Geſicht wieder zu.

Es war fahl und ein klarer Spiegel der heftigen Gemüths-erſchütterungen des jungen Dichters.

„Wenn ein Vater ſeinem einzigen Sohne die Worte zuruft: läſſeſt Du nicht ab von Deinen Dummheiten, ſo fege ich Dich von meiner Schwelle, wie den Staub, der von eines Ausſätzigen Mantel fällt, dann hat er ihn im Herzen ſchon verſtoßen.“

„Ich glaub' es nicht und will es nicht glauben!“ rief Paul. „Gedenke Deiner Zuſage und nimm Dir ein Wort, das der Unmuth dictirte, nicht zu ſehr zu Herzen. Die meiſten Väter haben es an ſich, daß ſie ihre Kinder in allen Dingen überwachen, und gerade die ſorgſamſten und gewiſſenhafteſten thun gewöhnlich des Guten darin zu viel. Das mußt Du mit in Anſchlag bringen. Noch hängſt Du von Deinem Vater ab; er iſt Dein Ernährer, Dein Verſorger. Sein Herz, nicht blos ſein Verſtand treibt ihn an, Deinen Wünſchen zu widerſprechen. Es iſt dies gewiß nicht recht, gut aber meint es Dein Vater dennoch mit Dir.“

„Gut!“ rief Günther bitter. „Kann der es gut meinen, der mich mit Nadelſtichen prickelt? der Alles, was mir theuer iſt, verhöhnt und geringſchätzt? der meine Gefühle verläſtert, meine Gedanken verdammt, den Kopf, in dem ſie entſpringen, einen Narrenkaſten ſchimpft? Soll dies Liebe ſein, nun, dann gebe ich ſie mit Wolluſt allen Winden preis, und bitte mir ſtatt ihrer den Haß

aus, um neues Feuer in mein kühl werdendes Herz zu pumpen!“

„Aus Dir ſpricht die Aufregung,“ verſetzte Paul, den die leidenſchaftliche Heftigkeit des Freundes entſetzte. „Laß uns abbrechen. Wenn Du ruhiger geworden ſein wirſt, reden wir weiter davon.“

„Ihr trefflichen Seelen ohne Harm empfehlt immer nur Ruhe, als ob es möglich wäre, einen Vulkan mit einem Kruge Waſſer auszugießen! — Ich bin nicht ruhig und ich will auch nicht ruhig ſein. Ruhe iſt Tod, Unruhe iſt Leben! Wenn Du einmal Urſache haben ſollteſt, meine Ruhe zu preiſen, dann kannſt Du getroſt zum Todtengräber ſchicken; denn dann wird hier dies von Blut getriebene Mühlwerk früh genug aufhören zu klappern.“

Paul erwiderte nichts auf dieſe leidenſchaftlichen Worte des tief Bewegten. Er legte ſeinen Arm vertraulich um den Nacken des beklagenswerthen Jünglings und ſah ihm theilnehmend in die unheimlich flammenden Augen.

„Sage nur, daß Du an meiner Freundſchaft nicht zweifelſt,“ ſprach er ſanft. „Wenn ich davon überzeugt ſein kann, will ich mich gern beſcheiden und die Hoffnung nicht ſinken laſſen, daß für Dich bald beſſere Tage kommen werden. Mit meinem Vetter, dem Grafen, will ich mich unverweilt in Verbindung ſetzen, und wenn Du nur Deiner Heftigkeit zu entſagen vermagſt, ſo wird auch Alles nach Wunſch gehen.“

Günther erwiderte Pauls freundſchaftlichen Händedruck.

„Uebereile Dich nicht," verſetzte er in gleichgültigem Tone. „Ich werde mehr Tage brauchen, als andere Menſchen Minuten, um die Eindrücke dieſer väterlichen Zuſchrift zu verarbeiten. Gelingt es mir, dann haſt Du auch einen andern Kerl vor Dir. Den harmloſen Poeten mit dem Herzen voll fröhlicher Lieder habe ich dann glücklich bei Seite geſchoben. Der dumme Kerl mag ſich hinter eine Dornhecke ſetzen, Vorübergehende um Almoſen anſprechen oder als verlotterter Wegelagerer ſein Leben auf weniger ehrliche Weiſe friſten. Was von Deinem tollen Chriſtian übrig bleibt, iſt dann ehrbar, geſetzt, gemeſſen und ganz ſo ſtockſteif, wie meines alten Schulmeiſters hölzernes Bein, das er ſich allemal abſchnallte, wenn wir Jungen uns in die Haare geriethen. Ob es aber beſſer für mich iſt, ein geachteter Philiſter zu werden in dem Palais eines gottſeligen Herrn Grafen, oder unterzugehen wie ein genialer Lump, ſieh, Herzens-Paul, darüber kann ich mit mir ſelbſt nicht einig werden. Vorläufig indeß will ich noch der tolle Chriſtian mit den „lüderlichen Neigungen," wie mein Herr Vater ſagt, bleiben, und damit ich ſeine Worte nicht Lügen ſtrafe, komm, alter Kumpan, und hilf mir ein paar Flaſchen die Hälſe brechen! Sie werden mir Luſt machen, ſpäter Frau Venus, die bei allen ihren ſchlechten Eigenſchaften doch die anmuthigſte unter den

Göttinnen der blinden Heiden ist, zum Tanz aufzufordern!“

Paul machte zwar Einwendungen, der aufgeregte Poet wollte aber nichts davon hören, und um den Heftigen sich und seinen Grillen nicht ganz allein zu überlassen, entschloß er sich, ihn zu begleiten. Günther steckte den Brief, der ihn in so verzweifelte Stimmung versetzt hatte, zu sich, stülpte sein Barret wieder auf, warf der Wirthin, die gar nicht begreifen konnte, wie ein so junger, hübscher Mann immer außer dem Hause weilen möge, wenn er doch den Studien obliegen wolle, den Schlüssel zu, und rasselte mit klirrenden Sporen die alte Treppe hinunter, als wolle er die morschen Stufen in Stücke zertreten.

Sechstes Kapitel.

Eine solide Familie.

Alida Ehrenhold saß am Erkerfenster, aus dem die Grimmai'sche Gasse fast ihrer ganzen Länge nach zu übersehen war, und arbeitete an einer Stickerei für ihren Vater. Die langen blonden Wimpern glänzten im Strahl der Sonne, der sie küßte, wie zarte Goldfädchen, während die reiche Fülle des seidenweichen Haares das feine Oval ihres rosigen Gesichtchens halb verhüllte. Das schöne Kind hatte geweint, denn noch perlte eine Thräne an den Wimpern, die ihre Augen verdeckten. Plötzlich erbebte sie, daß sie zusammenfuhr und sich dabei mit der Nadel in den Finger stach. Ein purpurner Blutstropfen entquoll der kaum sichtbaren Wunde, auf die Alida ihre vollen, weichen Lippen drückte. Zugleich schüttelte sie ihren Kopf und ein Seufzer hob ihren Busen.

„Es ist doch Alles nicht wahr," sprach sie betrübt. „Der

Volksmund lügt eben ſo gut, wie der Mund mancher Perſon. Ich habe mich ſchon oft in den Finger geſtochen und dennoch —"

Sie brachte den Satz nicht zu Ende oder nahm Anſtand, ihre Gedanken durch klar ausgeſprochene Worte zu profaniſiren. Von anmuthiger Röthe überhaucht, warf ſie einen Blick durchs Fenſter auf die belebte Straße, wandte ſich aber ſogleich wieder ab, um ſich tief wieder auf ihre Arbeit zu beugen. Ihr Puls ging lebhafter und die feine Röthe ihres Geſichtes ſteigerte ſich zum Purpur.

„O Gott, bin ich erſchrocken!" rief Alida jetzt aus, indem ſie den geſtochenen Finger abermals zum Munde führte. Eine corpulente Dame in eleganter Modekleidung trat durch eine Seitenthür in das Erkerzimmer.

„Schon wieder?" verſetzte Madame Ehrenhold, die Mutter des jungen Mädchens, einen forſchenden Blick auf die Tochter werfend. „Wie kommt es, daß Du ſeit einiger Zeit ſo auffallend ſchreckhaft biſt? Du wirſt doch nicht über Gebühr angeſtrengt, es fehlt Dir nicht an Bewegung und geſund biſt Du auch! Sollten Dich vielleicht die Muſikſtunden zu ſehr aufregen?"

„Ganz gewiß nicht, beſte Mama," verſetzte Alida, eine heitere Miene annehmend. „Ich liebe die Muſik unendlich, wie Du weißt, und es würde mich wahrhaft unglücklich machen, wenn ich ſie aufgeben müßte."

„Das haſt Du wohl nicht zu befürchten," ſagte die

Mutter, „da es ja der ausdrückliche Wunſch des Vaters iſt, daß Du Dich auch im Geſange mehr ausbilden ſollſt. Der Lehrer lobt Deine Stimme und iſt überhaupt ſehr mit Dir zufrieden. Dennoch möchte ich nicht, daß ein in Dir ſchlummerndes Talent auf Koſten Deiner Geſundheit ausgebildet würde. Gerade Mädchen in Deinem Alter haben alle Urſache vorſichtig zu ſein und ſich zu ſchonen. Ich werde deshalb mit dem Arzte ſprechen, um zu hören, was dieſer zu Deiner mir unerklärlichen Nervenaufregung ſagt.“

Alida widerſprach nicht. Sie fuhr fort zu arbeiten und die Mutter ſetzte ſich ihr gegenüber auf die andere Seite des Erkers, um in der einzigen Zeitſchrift, welche Herr Ehrenhold hielt, zu leſen.

„Da ſteht wieder ein Gedicht mit Ch. G. unterzeichnet,“ ſprach ſie nach kurzer Pauſe. „Der Verfaſſer muß ein recht ausbündiger Menſch ſein. Schade, daß er manchmal ſo ausſchweifende Gedanken hat!“

Alida ſtellte ſich, als wäre die Bemerkung gar nicht an ſie gerichtet, bis die Mutter plötzlich recht herzlich auflachte und darauf direct zu ihrer Tochter ſagte:

„Das iſt mir ein ſchöner Geſelle! Hier find' ich nicht weniger als drei gar rührende Gedichte an drei verſchiedene Schöne, von denen die eine Amaryllis, die andere Leonore, die dritte Chlorinde heißt. Alle Drei verſichert der Schalk ſeiner innigſten Anhänglichkeit und unwandelbarſten Treue, und doch möchte ich wetten, der leichtfertige Menſch hält

keiner Einzigen Wort. Ja, die Poeten, die Poeten! Ich mag ihre Verſe manchmal recht gern leſen, mit ihren Perſonen aber will ich lieber nichts zu thun haben."

„Dieſer Ch. G. ſcheint ein auffallendes Ingenium zu beſitzen," meinte Alida, ohne von ihrer Arbeit aufzuſehen. „Letzthin hörte ich ſeinen Namen nennen."

„Wirklich?"

„Gewiß Mama! Sie kennen den jungen Mann auch."

„Ich? Welche Thorheit! Ich habe in meinem ganzen Leben mit keinem Poeten jemals ein Wort gewechſelt!"

„Das ſag' ich auch nicht, Mama, nur von Anſehen iſt er uns bekannt."

„Dir auch?"

„Uns Allen. Wir haben erſt neulich Abends in Boſe's Garten dicht neben ihm geſeſſen. Er war ſo merkwürdig luſtig und ſpaßhaft, daß Viele ſich nach ſeinem Namen erkundigten."

„Du meinſt doch nicht den jungen Mann, der einem Pudel ſo täuſchend nachahmte?"

„Denſelben!"

„Wie hieß er doch?"

„Chriſtian Günther," ſprach Alida und begann ſo heftig zu huſten, daß ſie von der Erſchütterung ganz roth im Geſicht ward. „Er ſtammt aus Schleſien, iſt von guter Familie und ſtudirt Medicin."

„Das weißt Du Alles?"

„Ich hörte, daß Andere es ſich erzählten. Von dieſem jungen Manne, behauptet man, rühren alle mit Ch. G. unterzeichneten Verſe in den Abendlichen Sommervergnügungen her.“

Madame Ehrenhold ſchien dieſe Mittheilungen noch nicht für unbeſtritten wahr zu halten, wohl aber wurde ſie dadurch veranlaßt, einige frühere Nummern deſſelben Blättchens nachzuleſen, um zu ſehen, ob auch die in denſelben befindlichen Verſe dieſelbe Chiffre trügen. Alida's Angaben bewahrheiteten ſich. Die wißbegierige Dame konnte nicht umhin, alle vorhandenen Gedichte trotz des entſetzlich ſchlechten Druckes durchzuleſen, wobei ſie ihre Tochter nicht weiter beachtete. Alida benutzte das andächtige Vertieftſein der Mutter, öffnete ihr Nähkörbchen, nahm raſch ein zierlich zuſammengefaltetes Papier heraus und berührte es flüchtig mit ihren Lippen, worauf ſie es ſogleich wieder in dem Körbchen verbarg. Bald darauf trat Herr Ehrenhold in's Zimmer.

Alida ging dem Vater entgegen, um ihm ehrfurchtsvoll die Hand zu küſſen. Madame Ehrenhold begnügte ſich mit freundlichem Augenwink.

„So vertieft in Studien?“ fragte Ehrenhold, ein ernſter, ſchon bejahrter Mann von ſehr ſteifer Haltung. Man ſah es ſeinen Geſichtszügen an, daß er größte Solidität mit pedantiſch-bürgerlichem Weſen in ſich vereinigte. Als Papierhändler und Beſitzer einer Buchdruckerei, die er erſt

ſeit einigen Jahren käuflich an ſich gebracht hatte und von einem tüchtigen Buchdrucker fortführen ließ, da er von dem Techniſchen des Geſchäftes wenig oder gar nichts verſtand, war er einigermaßen heimiſch geworden in den neueren Erzeugniſſen der Literatur. Seine Officin, die indeß nicht ſeinen Namen trug, hatte ſogar einige Werke berühmter Verfaſſer zu Tage gefördert, und daher ſchrieb ſich das Intereſſe für literariſche Erſcheinungen im ganzen Ehrenhold'ſchen Hauſe. Er blickte über die Schulter ſeiner Gattin in das graue, löſchpapierene Blättchen, und da er die Verſe gewahrte, ſprach er:

„Apropos! Da hatten wir ja vor einiger Zeit eine ſeltſame Aventure. Erinnert Ihr Euch wohl? Es war beim Concert in Boſe's Garten. Drei oder vier übermüthige Studenten — Muſenſöhne, wie man ſagt — gaben ein Spectaculum zum Beſten, leider auf Koſten ihres Rufes, denn ich hörte ſpäter deren Betragen äußerſt ſcharfem und, wie mich bedünken wollte, auch gerechtfertigtem Tadel unterwerfen."

Alida legte ihre Arbeit nieder und ſchlug jetzt ihre großen blauen Augen mit ängſtlicher Neugierde zu ihrem Vater auf.

„Der ausgelaſſene Studioſus," fuhr dieſer fort, „welcher damalen die Rolle eines knurrenden, bellenden und beißenden Pudels mit erſtaunlicher Natürlichkeit producirete und von ſeinen Comilitonen, nicht minder von denen Bürgern

und Bürgerstöchtern, welche ſich an derben und rohen Späßen cordialiter ergötzten, gar lebhaften Applauſum erndtete; dieſer ſelbige junge Menſch, der einen ſingulären Spiritum zu beſitzen ſcheinet, läßt anjetzo drei Carmina auf einmal drucken, um ſelbige einem Gönner zu verehren. Das erſte Carmen iſt ein luſtiges Scherzgedicht auf des Gönners Magiſterpromotion, das zweite eine fein componirte Aria auf deſſelben bevorſtehende Liebes-Alliance, und das dritte eine Hymne auf Gott Amor, welcher dies glückliche Ereigniß durch ſeine geſchickte Einmiſchung zu Stande gebracht hat. Bei dieſer Gelegenheit begab es ſich, daß ich den jungen Poeten perſönlich näher kennen lernte und einige Zeit mit ihm zu discuriren Anlaß nahm."

„War Herr Günther bei Ihnen, Papa?" fragte die aufmerkſam zuhörende Alida.

Ehrenhold kehrte ſein in ſteife Falten gelegtes Geſicht, das immer einem ſauber geglätteten Geſchäftsbuche glich, der ſchönen Tochter zu, indem er verſetzte:

„Weshalb thut man eine ſo ungehörige Frage? Ein junges Frauenzimmer hat nur zu hören, niemalen zu fragen, und ein gebildetes, junges Frauenzimmer, wofür ich bishero meine Tochter zu halten geſonnen war, muß auf ihre Reputation ſo viel achten, wie auf ihren leiblichen Anzug, denn die Reputation iſt eines jungen Frauenzimmers geiſtiger Anzug."

Nach dieſer Zurechtweiſung, die Alida natürlich in größter Ergebenheit und mit geſenkten Augen von ihrem Vater hinnahm, wendete ſich Ehrenhold wieder zu ſeiner Gattin und fuhr fort:

„Chriſtian Günther, wie er mit ſeinem wirklichen Namen heißt, iſt gewiß ein ſehr begünſtigter Liebhaber derer neun Schönen, welche man Muſen benennet. Wie es aber allen Begünſtigten zu paſſiren pfleget, ſo ergehet es auch dieſem Günther. Die Gunſt der Muſen machet ihn übermüthig und wilde. Er nippet nicht, wie es ihm zukäme, aus dem goldenen Becher, worinnen ſie ihrem Lieblinge den Trank der unſterblichen Götter kredenzen, ſondern er unterfänget ſich, dies koſtbare Naß in Strömen in ſich hineinzuſchütten, ſo daß man es ſaufen zu nennen genöthiget wird. Dieſes Uebermaß aber machet ihn ſelbſten zu einem wüſten Geſellen, als welcher er auch ſchon allerwärts verrufen iſt, und bei denen Profeſſores und Präceptores trotz der Gaben ſeines Ingenii in ſehr ſchlechten Leumund ſtehet.“

Ueber Alida's feine Züge legte ſich eine brennende Röthe. Ihre Lippen bewegten ſich leiſe, als wolle ſie ſprechen. Herr Ehrenhold bemerkte dieſe Verwandelung ſeiner Tochter entweder gar nicht oder legte doch keinen Werth darauf, und da ſeine Gattin ſehr aufmerkſam zuhörte und ihn noch immer fragend anſah, als wünſche ſie mehr über den jungen Mann zu erfahren, der auch ihr nicht ganz gleichgiltig zu ſein ſchien, fuhr der Papierhändler und Buch-

druckereibesitzer, der sich gern selbst sprechen hörte, mit Behäbigkeit folgendermaßen fort:

„Nach Allem, was ich von genanntem Studioso Günther erfahren konnte — denn ich wollte nicht unterlassen, mich nach seiner Conduite zu erkundigen — hat man sich wohl in Acht zu nehmen vor seinen Leichtfertigkeiten. Er schwöret und fluchet wie ein Bandit, trinket als ein Brauerknecht, haut und sticht um sich, als habe er das Soldatenhandwerk aus dem Grunde erlernet, und amusiret sich am liebsten auf französische Manier. Enfin sein Ruf ist nicht fein, und habe ich die Besorgniß, er wird sich bei Zeiten sein Caput oder seine Stirn, um die er schon den Lorbeer poetischer Unsterblichkeit sich flechten siehet, in recht unangenehmer Weise einstoßen. Soll auch bereits gar böse Differenzen mit seinem Herrn Vater, einem gesuchten Arzte im Lande Silesia, das an das barbarische Polen greuzet, gehabt haben. Ist also, meiner Meinung nach, in Summa ein höchst gefährlicher Patron, dem man allerwärts aus dem Wege gehen muß."

Herr Ehrenhold machte gleichzeitig eine so bezeichnende Bewegung, daß Alida sich kaum eines Lächelns enthalten konnte. Die Mutter, weit lebenslustiger, und bei Weitem nicht so pedantisch wie ihr respectabler Gatte, theilte wahrscheinlich die Gesinnung ihrer Tochter, denn sie erwiderte mit Wärme:

„Wenn Deine Schilderung des jungen Poeten der

Wirklichkeit entſpricht, dann haſt Du ein Recht, ihn für gefährlich zu erklären. Junge Leute ſolchen Schlages, von angenehmem Aeußern, wortgewandt und keck, machen häufiger ihr Glück, als die ſoliden Ellenreiter. Wir Frauen wenigſtens nehmen gern ihre Parthie, ſchon deshalb, weil wir einen unbeſiegbaren Drang in uns fühlen, ſolche Wildlinge durch Sanftmuth und Liebe zu zähmen."

„Nicht auch durch Scherz und Spott, Mama?" warf Alida ein.

„Was unterfängt ſich das Kind?" rief Ehrenhold. „Man befleißige ſich geziemender Schweigſamkeit, Jungfer Naſeweis!" fuhr er fort. „Man iſt noch ohne Erfahrung und beſitzt gar kein Urtheil. Was geht Dich ſolch verſificirender Laffe an aus dem ſchleſiſchen Sande! Stecke Dein Näschen in Deine Arbeit, höre aufmerkſam zu, aber ſchweige! Wer ſo jung ſchon urtheilen will, macht dumme Streiche, und dumme Streiche bringen auch die Klügſten zu Falle."

Des Vaters rückſichtsloſe Worte, obwohl ſie der Tochter nichts Neues waren, machten heute doch einen höchſt unangenehmen Eindruck auf Alida. Sie war ſchon entſchloſſen, diesmal ſich ausnahmsweiſe zu vertheidigen, da ward Herr Ehrenhold zum Glück abgerufen, und Mutter und Tochter waren wieder allein.

„Glauben Sie nicht, Mama," wandte das junge Mädchen ſich ſchüchtern an ihre Mutter, „daß Papa ein zu hartes Urtheil über Herrn Günther fällt? Etwas wild

ſind alle Studenten. Das haben wir ſchon oft genug erfahren. Ich werde es in meinem Leben nicht vergeſſen, wie vor einigen Jahren auf dem Tauchaer Jahrmarkt der große Spektakel losgegangen war, die Studenten in hellen Haufen das Thor ſprengten, die Stadtſoldaten gefangen nahmen und unter dem entſetzlichen Geſchrei: „Burſche 'raus!“ in der ganzen Grimmaiſchen Gaſſe alle Fenſter einwarfen. Papa erhielt dabei eine Contuſion an der Stirn und war Tagelang ganz außer ſich. Dreimal drang er in den Rector Magnificus, er ſolle doch die ganze Studentenſchaft des gemachten Scandals wegen exemplariſch beſtrafen. Ich vermuthe, Mama, daß Papa's Abneigung gegen alle Studenten, und namentlich gegen die ausgelaſſeneren, ſich von jener fatalen Affaire herſchreibt.“

Die Mutter lächelte zu dieſen Auslaſſungen der Tochter.

„Etwas zu ſeiner Abneigung mögen jene Vorgänge wohl beigetragen haben,“ erwiderte die verſtändige Frau. „Gar zu ſehr verdenken kann man es ihm nicht, denn die damalige Glaſerrechnung war ſehr bedeutend. Lieber Himmel, ich ſehe meinen lieben Ehrenhold noch, wie er den Glaſer giftig anfuhr, als dieſer beim Empfang des Geldes ſchmunzelnd die Worte fallen ließ: Gott ſegne die Herren Studenten und den Tauchaer Jahrmarkt! Was ſollten wir armen Glaſer anfangen, wenn die Herren Studenten nicht manchmal ein Einſehen hätten und durch ihren Frohſinn uns ein wenig Arbeit verſchafften! Seit dieſer Aeußerung, über die

ich so herzlich lachen mußte, daß ich mich gar nicht fassen konnte, gerieth mein guter Ehrenhold so in Wuth, daß er dem unschuldigen Glaser auf der Stelle den Laufpaß gab, und ihn heute noch nicht anders, als einen impertinenten, schadenfrohen Menschen nennt."

„Hab' ich also nicht Recht, Mama?" sagte Alida. „Papa läßt sich gar zu leicht für und gegen Jemand einnehmen. Der Herr Günther behagt ihm nicht, weil er es läppisch findet, daß ein Student in einem öffentlichen Gesellschafts-garten einem Pudel nachahmt, und doch ist dies ein Talent, das nur Wenige besitzen und das man deshalb bewundern muß. Ebenso ist's mit dem Versemachen. Es gäbe gewiß Mancher etwas Rechtes darum, wollte es ihm gelingen, nur einen halb so guten Vers nach Stunden langem Mühen zu Stande zu bringen, wie dieser reichbegabte Herr Günther sie dutzendweise unter Scherzen, Lachen und Lärmen mit meisterhafter Geschicklichkeit auf's Papier wirft. Glauben Sie wohl, Mama, daß Papa schon einmal einen Vers ge-macht hat?"

Die Ernsthaftigkeit, mit welcher Alida diese naive Frage an die Mutter richtete, weckte bei der heitern Frau die Lachlust.

„Nein, nein, liebes Kind, zu solchen Künsten hat sich mein guter Ehrenhold nie verstiegen!" versetzte sie munter, „einen Vers aber hat er doch einmal zu Stande gebracht, und zwar einen Vers, der seinen Werth in sich selbst trägt,

und bei Allen denen, die ſein Entſtehen kennen, die verdienteſte Anerkennung fand.“

„Einen wirklichen Vers, Mama? Papa hat einen wirklichen Vers gemacht? Ohne Hilfe Anderer?“

„Gewiß, Alida, einen Vers oder, wenn Du willſt, einen Reim.“

„Wiſſen Sie ihn auswendig, Mama?“

„Ich glaube wohl.“

„O, bitte, bitte, beſte Mama, laſſen Sie hören! Ich möchte gar zu gern wiſſen, wie Papa Verſe macht!“

„Richtig, ſo war es!“

„Aber Mama!“

„Du ſollſt ihn hören, Kind, aber um Gottes Willen, laß es niemals den Vater erfahren, daß ich Dir ſeine erſte und einzige Probe in der Dichtkunſt verrathen habe!“

„Hier, hier in meinem Herzen werd' ich ihn vergraben, wie Alles, was mir ſo recht heilig iſt!“ betheuerte die neugierige Alida.

„Die Sache machte ſich ſo, liebe Tochter,“ ſprach die Mutter. „Es war Sylveſterabend, wir hatten einen Kreis lieber Bekannter bei uns, und um uns recht gemüthlich zu unterhalten, ſchlug ich in der zwölften Stunde ein Geſellſchaftsſpiel vor, ein heiteres, damit wir in recht froher Stimmung das neue Jahr antreten möchten. Mein Vorſchlag fand allgemeinen Beifall. Der Buchhändler Hubert, ein Schalk, der gern Jedermann einen Poſſen ſpielt, wenn

er Gelegenheit dazu findet, griff ihn besonders lebhaft auf und sagte: Am Schlusse eines Jahres ist alle Welt poetisch gestimmt. Laßt uns deshalb Verse machen! — Narrenspossen! erwiderte der Vater. Meinen Sie, wir könnten Verse machen, weil Sie in der letzten Ostermesse „Rührende Seufzer eines unglücklichen Amanten" verlegt und ich eine Sammlung Handwerksburschenlieder gedruckt habe? Ueberlassen Sie das denen Poeten, die zu einer nützlichen Beschäftigung nicht tauglich sind! — Papa aber ward überstimmt. Alle traten auf Hubert's Seite und dieser meinte, um es Jedermann leicht zu machen, sei es am Besten, man bringe das ABC in beliebige neue Reime. Damit erklärte sich denn auch Papa einverstanden. Die einzelnen Buchstaben wurden vertheilt und Jeder mußte sich im Kopfe einen Vers zurecht legen. A begann den Reigen und so ging es fort. Es kamen ganz amusante Verschen bei dieser Unterhaltung zum Vorscheine. Den Buchstaben N hatte Papa poetisch zu bearbeiten. Als nun die Reihe an ihn kam, brachte er folgenden Reim zu Stande:

„Nebukadnezar tobte sehr,
Und Niniveh steht auch nicht mehr."

und für diese seine erste und letzte poetische Leistung erklärte ihn der schalkhafte Hubert unter der ganzen Sylvester-Gesellschaft für den poëta laureatus."

„Hat Papa ihm diesen Scherz übel genommen?"

„Lange zürnen kann der Vater ja nicht," erwiderte die

Mutter. „Er ſchmollte freilich, aber ich bin feſt überzeugt, daß er nie wieder daran gedacht hat, ſelbſt jetzt nicht, wo er ſo oft wirklich gute Verſe in ſeiner Druckerei zu ſehen bekommt. Aber Papa ruft, wie ich höre. Sei nur recht fleißig, mein Kind, damit Du dieſe geſtickten Manſchetten dem Vater zum Geburtstage verehren kannſt. Dergleichen kleine Aufmerkſamkeiten machen ihn, wie Du oft ſchon erfahren haſt, geſchmeidig, und wer weiß, ob er Dir dann nicht aus freiem Antriebe ein paar der neueſten Gedichte gibt, die der fleißige Schleſier ſeit einiger Zeit überall hin ausſtreut.“

Alida umarmte die Mutter und küßte ſie wiederholt.

„Sie ſollen mit mir zufrieden ſein, Herzensmama,“ ſagte ſie vergnügt, „und auch Papa will ich keine Urſache geben, ſich über mich zu beſchweren.“

Die Mutter ging, die Tochter aber hob ſchnell wieder den Deckel von ihrem Nähkörbchen, entnahm demſelben das ſchon einmal betrachtete Papier, küßte es leidenſchaftlich und verbarg es dann ſorgſam unter den ſieben Säckelchen, mit denen das Körbchen angefüllt war.

Siebentes Kapitel.

Zwei leidenschaftliche Herzen.

Ermattet, beide Hände über sein Gesicht gedeckt, lag Christian Günther auf dem Kanapee, halb denkend, halb träumend. Es dämmerte bereits, so daß der eben über die Dächer heraufsteigende Mond weiße Lichter in das ärmliche Dachzimmer fallen ließ. An der Thüre klopfte es, erst leise, dann stark und vernehmlich.

„Herein in's Teufels Namen!" rief Günther, ohne sich aufzurichten oder seine Lage zu verändern. Die Thür ward geöffnet und der Student der Medicin hoffte, einen seiner Freunde oder Kumpane eintreten zu sehen. Da er aber keine Begrüßung vernahm, fuhr er jäh empor und blickte nach der Thür. Eine feine Mädchengestalt stand wenige Schritte von ihm entfernt neben dem Tische.

„Wer sind Sie?" fragte Günther, sich vollends erhebend. „Was ist Ihr Begehr?"

Das Mädchen trat noch einen Schritt näher, hob den Schleier, mit dem sie ihr Gesicht verhüllt hatte, und sagte mit sanfter Stimme, in der jedoch ein Vorwurf wiederklang:

„Ich war mehrmals vor Deiner Thür, Christian, immer aber fand ich sie verschlossen. Hast Du denn mich und Dein Versprechen ganz vergessen?“

Ein wilder Schmerz zerriß Günthers Brust und entstellte für Momente sein Antlitz. Gutmüthig aber reichte er dem Mädchen beide Hände und sagte:

„Verzeihung, lieb' Doris, Verzeihung! — Nein, holdes, süßes Kind, vergessen hab' ich Dich nicht, wahrhaftig nicht! Wie wäre das auch möglich! — Wem Dein sanftes Auge mit nur Einem Blicke gesagt hat, daß Dein Herz für ihn schlägt, der kann Dich nie, nie wieder vergessen! — Aber wir Männer haben Beschäftigungen, die uns ganz in Beschlag nehmen; wir haben mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen, die uns ärgerlich machen; wir müssen den Aerger wieder los zu werden suchen, und dazu bedarf es lauter, oft recht wilder Zerstreuung, und so, meine kleine, herzliebe Doris, so wird man ungerecht selbst gegen die, welche uns mit Wohlthaten überschütten! — Kannst Du mir verzeihen, Doris? Willst Du mich durch Deine Liebe wieder beglücken?“

Das Mädchen hing schon mit heißen Lippen an dem Munde des Schmeichlers. Günther drückte sie fest an sich und gab ihr hundert süße Namen. Er dachte in diesem

Moment an nichts Anderes; er war ſelig im Genuß eines Augenblickes, den der gnädige Himmel wie einen lichten Stern in ſein von dunkelm Gewölk umzogenes Leben fallen ließ. Bald aber entrang ſich Doris ſeiner Umarmung wieder, ſetzte ſich neben ihn und drückte beide Hände gegen ihre Bruſt.

„Du ſeufzeſt? Was iſt Dir, Geliebte?“

„Du nennſt mich ſo innig Geliebte,“ verſetzte Doris. „Bin ich es Dir auch wirklich?“

„So gewiß der Mond mein Haar mit Silber beſtreut!—“

„Still!“ fiel mit angſtvoller Miene das hübſche Mädchen ihm ins Wort. „Schwöre nicht! Rufe das Unglück nicht auf Dich herab! — Daß Du mich liebſt; weiß ich, ich fürchte nur —“

„Was, Du Engelgleiche?“

„Daß Du auch andere Mädchen mit gleicher Liebe umfängſt.“

„Wie kommſt Du auf dieſen Gedanken?“ fragte offenbar verſtimmt und in ſehr kühlem Tone der junge Poet.

„Wenn Du mir die Verſicherung gibſt, daß Du nur mich, mich ganz allein liebſt, Chriſtian, und daß Du Dein Wort, das ich hundert Mal von Dir hörte, halten willſt, dann glaube ich Dir mehr als jedem Andern, mehr ſelbſt, als dem gedruckten Wort.“

Günther ſah das Mädchen mit ſeinen flammenden Augen groß an.

„Dem gedruckten Wort?“ ſagte er. „Was ſoll das heißen?“

Mit von Thränen halb erſtickter Stimme ſprach Doris:

„Man hat mir geſagt, Du ließeſt die herzbrechendſten Verſe drucken an mehr als ein junges Mädchen, und allen dieſen Leichtgläubigen habeſt Du ſo wie mir Liebe geſchworen. Ich wollte es nicht glauben, da —“

„Nun? Was da?“

„Da hat mir meine alte Großmutter,“ fuhr Doris fort, „dieſe Blätter hier gegeben, und ich bin vor Angſt faſt in die Erde geſunken.“

Das arme Kind vermochte nicht weiter zu ſprechen. Sie zog einige gedruckte Blätter aus ihrem Buſen und legte ſie auf den Tiſch. Die ſchwarzen Lettern zitterten wie Augen tückiſcher Dämonen im ungewiſſen Licht des Mondes.

Günther ging bewegt und faſt erzürnt durch's Zimmer. Dann trat er vor die ſtill Schluchzende und ſagte:

„Doris!“

Das Mädchen blickte durch Thränen lächelnd zu ihm auf.

„Hab' ich Dir nicht geſagt,“ fuhr der Poet fort, „daß ich zuweilen Verſe mache? Hab' ich Dir nicht ſelbſt zwei Arien, die Deinen Namen tragen, heimlich zugeſteckt? Biſt Du in dieſen, meinem Herzen entſproſſenen Liedern nicht

verherrlicht, wie es nur je ein geliebtes Mädchen von einem Manne in Wort und Bild werden kann? Sag', sprech' ich wahr, oder nicht?"

Doris legte ihr Haupt an seine Brust und umklammerte ihn mit beiden Armen. Du bist gut, ich weiß es," sprach sie, „und Du hattest mich auch lieb."

Günther löste ihre Arme und trat zurück, daß der volle Schein des Mondes seine bleichen Gesichtszüge traf.

„Was ich Dir, nur Dir im Liede sagte, was mein Herz mir vorsang, das brauchte die Welt nicht zu erfahren," fuhr er fort. „Aber in diesem wunderlichen Herzen, das mir schon so viele Qualen verursacht hat, leben auch andere Gelüste, durch meinen Kopf schwirren unreine Gedanken, wie Fledermäuse im abendlichen Zwielicht. Diese Gelüste und Gedanken muß ich ausreißen wie Unkraut, damit sie den reinen Fruchtboden meiner Seele, in dem meine Liebe zu Dir wurzelt, wächst, blüht und Früchte tragen soll, nicht überwuchern. So oft ich als Gärtner meines Seelengartens mich diesem Geschäfte hingebe, entstehen jene profanen Gedichte, die ich heute an Eleonore, morgen an Phyllis, ein drittes Mal an Magdalis u. s. w. richte. Diese Mädchen, welche ich besinge, sind nur Geschöpfe meiner Einbildungskraft, die Lieder, die ich ihnen schenke, sind blendende Funken, die aus dem Schacht meiner Seele auflodern, wenn ich daran hämmere und feile, um mir einen Harnisch zu schmieden, auf dem ich die fal-

ſchen Streiche der ſchlechten Welt auffangen kann. Wer Dir einreden will, daß ich, dieſer verliebten Arien wegen, Dir untreu geworden ſei, der verſündigt ſich wahrlich an uns Beiden! Um dies zu thun, muß man ſchlecht oder dumm ſein. Dies meine Antwort."

Günther war heftig geworden. Doris, ein weiches Gemüth, gutherzig, hingebend, natürlich, ein Mädchen, wie es deren Hunderte gibt, hing an dem Munde des Geliebten und verſchlang die Worte, die er in einem Zorne hervorſprudelte, welcher der Begeiſterung verwandt war, das Verſtändniß derſelben blieb ihr aber verſchloſſen. Sie bewunderte den Mann, der ihr ſo betheuert hatte, er liebe ſie, und bewundernd beugte ſich ihre Liebe vor ihm in ſtiller, gläubiger Demuth.

Geräuſchlos nahm Doris die Papiere wieder vom Tiſche, faltete ſie zuſammen und wollte ſie zu ſich ſtecken.

Günther entriß ſie ihr heftig.

„Was?" rief er aus. „Schlangen an Deinen Buſen nähren, damit ſie Dir fort und fort Verleumdungen zuflüſtern? Sie ſollen nicht mehr exiſtiren! In alle Winde, denen ſie gehören, zu den Geiſtern der Luft, die ſie geboren haben, verbanne, verfluche ich ſie!"

Ehe Doris es hindern konnte, hatte Günther die Blätter in kleine Stücke zerriſſen. Jetzt öffnete er das Fenſter und warf ſie in die Luft, die ſie raſch nach allen Seiten hin über die Dächer verſtreute.

„Vergieb mir, Chriſtian,“ flehte das liebende Mädchen, beide Hände zu dem Erregten emporhebend. „Ich bin ja nur eines armen Handwerkers Kind, und weiß wenig von der Welt. Von heute an gelobe ich Dir feierlich, nur Dir zu glauben, nur auf Deine Worte zu hören! Du haſt mich vollkommen überzeugt und ich bitte Dir gern mein Unrecht ab. Aber meiner alten Großmutter mußt Du auch gut bleiben, Chriſtian! Sie meint es beſſer mit Dir als viele Andere. Darum iſt ſie ängſtlich, und da Du ſo ewig lange in den Ferien bliebſt und auch gar nicht mehr ſchriebſt, begann ſie zu zweifeln. Nun brachte ihr eine Nachbarin die böſen Blätter, und ſeitdem war ich unglücklich, o, Chriſtian, ich kann Dir nicht ſagen, wie namenlos unglücklich ich war! Aber jetzt iſt mir wieder wohl. Du liebſt mich ja, Du haſt mich immer geliebt und hier an Deinem Herzen iſt mein Himmel!“

Sie umſchlang mit Leidenſchaft den Geliebten, und Günther war nicht im Stande, ein zweites Mal das ſüße Geſchöpf von ſich zu ſtoßen. Er zog ſie an ſein Herz, bedeckte Mund und Augen mit leidenſchaftlichen Küſſen, und vergaß bei dem heitern Geplauder der Geliebten alle die trüben Gedanken, die ihn faſt unabläſſig quälten und ihn ſchon Tage lang zu keinem Entſchluß kommen ließen.

Der helle Klang einer Glocke ſcheuchte endlich Doris aus dem beſeligenden Rauſche ihres Liebesglückes auf.

„Neun! Schon neun!“ rief ſie aufſpringend und ihr

roſiges Geſicht wieder mit dem Schleier verhüllend. „Ich muß eilen, theurer Mann, ſonſt läßt mich die Großmutter nicht wieder Abends ausgehen. — Ich hintergehe die Gute Deinetwegen, Chriſtian! Iſt das wohl recht? — Schon mach' ich mir Vorwürfe deshalb, aber ich tröſte mich wieder, weil ich es aus Liebe zu Dir thue. Hintergehe nur Du mich nicht, mein Chriſtian! Mein Herz, mein Leben, mein Gott auf Erden!"

Sie umarmte den Heißgeliebten noch einmal und ſchlüpfte dann ungeſehen von der Hauswirthin, die in der Küche eingenickt war, durch die nur angelehnte Thür des Vorſaales, um alſogleich in den finſtern Schacht des Treppenhauſes hinabzutauchen.

Günther kehrte wie ein Träumender zurück in ſein Zimmer. Es überfiel ihn eine Angſt, ein Weh, wie noch nie, und dieſes Weh klammerte ſich immer feſter um ſein Herz, je weniger es ihm gelingen wollte, die liebliche Mädchengeſtalt, deren blondes Lockenköpfchen ſo eben noch an ſeiner Bruſt geruht hatte, aus ſeinem Geſichtskreiſe verſchwinden zu laſſen. Die letzten Tage waren ſo aufregend für ihn geweſen, daß er ſich faſt krank fühlte. Tauſend verworrene Bilder gaukelten vor ſeiner Seele, flogen ſelbſt am hellen Tage wie irre Schatten an ſeinem Auge vorüber. Und nun geſellte ſich dieſem quäleriſchen Geiſterzuge, der aus der Gruft ſeiner Gedanken, aus neuer und alter Vergangenheit aufſtieg, noch das liebliche Geſicht der kleinen

Doris zu mit dem Perlenschmuck ihrer Thränen! Daß dies gute Kind, das er schon im Sommer des vergangenen Jahres kennen gelernt hatte, ihm so schweres Leid aus Liebe bereiten werde, daran hatte Günther nie gedacht.

Rathlos sank der leidenschaftliche Mann am Fenster auf einen Stuhl und richtete seine Blicke auf den Mond, der still seine Bahn wandelte.

„Es ist zum Verzweifeln!“ rief er einmal über das andere aus, ohne irgendwo Rettung für sich entdecken zu können.

„Wenn ich es dem lieben Kinde doch klar machen könnte,“ fuhr er in leisem Selbstgespräche fort, „daß ihr an meiner Seite kein Glück blüht! Zwischen uns war immer nur von Liebe die Rede, wie stets zwischen Mann und Weib, wenn die Herzen sich verstehen. — Aber solch ein Mädchen denkt gleich an's Heirathen, sobald ein Mann unter weichem Händedruck Küsse mit ihr tauscht. — Ich und heirathen! — Ha, ha, ha, ha! Toller Gedanke! — Ich könnte mir eben so gut vornehmen, auf dem Kopfe gehen oder ein Heiliger nach neuestem Zuschnitte werden zu wollen! — Nein, eher zu Grunde gehen, eher verwildern, eher Schmach und Fluch auf sich häufen, daß man Berge daraus formen kann, als ein Weib nehmen! — Und welch ein Weib! — Doris ist lieb, süß, göttlich zum Lieben, mit ihr leben aber? — Auf die Galeere geschmie-

det zu lebenslänglicher Strafarbeit, würde ich immer noch weniger unglücklich sein! . . ."

Er stand wieder auf und ging ein paarmal durch das kleine monderhellte Zimmer.

„Dennoch muß ich für das herzige Wesen sorgen," fuhr er fort. „Ich will sie nicht hilflos verlassen, nicht zum schuftigen Verbrecher an ihr werden. . . . Ich muß sehen, daß ich sie auf anständige Weise unterbringe. Aber wie und wo? . . . Meine Verbindungen reichen nicht weit, und wer kümmert sich um ein armes Mädchen, auch wenn es talentvoll ist und liebenswürdig, bescheiden und arbeitsam, wenn ich es empfehle?"

Günther starrte wieder trostlos den Himmel an und das alte qualvolle Weh schnürte ihm die Brust von Neuem zusammen.

„Mein Ruf macht mich schlechter, als ich bin," murmelte er mit zusammengebissenen Zähnen. „Ich gelte für einen Libertin, für einen Wüstling, für einen Menschen ohne Grundsätze! — Man wirft mir Leichtsinn, Unbeständigkeit, Mangel an Fleiß vor! Und doch bin ich nicht schlecht; doch arbeite ich rastlos an und in mir, und mein Geist sieht ein hohes glänzendes Ziel vor sich! . . . Aber bei alledem haben die Leute wieder Recht. Ich muß ihnen in einem falschen Lichte erscheinen, denn der Schein spricht gegen mich. . . . Und es ist seltsam, ich muß die widersprechendsten, mir nachtheiligsten Dinge thun wider meinen

Willen! ... Ein ſchadenfroher Dämon lacht in mir und zerrt an meinem Herzen, bis ich mich ihm hingebe und ſeine eigene fratzenhafte Geſtalt annehme, um in dieſer mir doch fremden Hülle vor der achſelzuckenden, ſplitterrichtenden Welt Purzelbäume zu ſchießen und Narrenſtreiche auszuüben! ... Iſt das Beſeſſenheit? ... Warum habe ich nicht Macht über mich, den Dämon in mir zu bändigen? — Ach, da liegt's, da liegt's! — Hier, wo die kindfromme Liebe ſich ein Neſt bauen ſoll, um die aufkeimenden Blüthen eines dem Guten und Schönen zuſtrebenden Gedankenlebens zu pflegen, da erſtreckt ſich in mir eine öde grauenvolle Wüſte! Ich kann meine Eltern nicht mehr lieben! ... Ein entſetzlicheres Unglück gibt es nicht. ... Der Schmerz, den ich um dieſen Verluſt der Kindesliebe in mir herumſchleppe, macht mich zum Spielball der Leidenſchaften! ... Ich finde nirgend Ruhe, nirgend Troſt, nur wenn ich ein Lied aus dem tiefſten Schacht meiner Seele hervorzaubere und es hinaus ſchreien kann in die Welt, wird mir auf Augenblicke leicht und wohl. Der Schmerz, nicht das Glück macht mich zum Poeten! ..."

„Wie, Günther, biſt Du ein Mann und ſo kleingläubig, ſo ſchwach?" rief er ſich jetzt wieder ermuthigend zu. „Nur wer ſich ſelbſt aufgibt, iſt verloren, und ich will nicht verloren ſein, nicht dem Leben, nicht der Dichtung! Morgen ſchreibe ich dem Vater. Paul hat meinen Brief gebilligt, nur einige Ausdrücke wünſcht er noch darin geändert.

Es fällt mir ſchwer, dies zu thun, aber ich will mich ihm doch fügen. Paul ſoll auch von meinem Verhältniß zu Doris unterrichtet werden. Vielleicht weiß er für dieſe Arme Rath. Er hat einen Freund, ſagte er mir, der mich kennen lernen will. Woldemar ſoll mild, wohlthätig, ein ſolider Mann und wohlhabend dabei ſein. Könnte dieſer ſchleſiſche Gutsbeſitzer Doris nicht ein Unterkommen verſchaffen? — Ich glaube, das würde ſich thun laſſen, wenn nur der kleine, liebe Eigenſinn nicht ſelbſt einem ſolchen Arrangement ſich' widerſetzt. — — Sei's, wie's ſei, es muß verſucht werden! . . . Und jetzt hinaus in die kühle, ſtille Nacht! Im fallenden Thau, im Nebeldunſt, den der Mond über Wald und Wieſen breitet, um das Spiel der leicht gegliederten Elfen dem profanen Pöbelauge zu verbergen, wird mein Kopf wieder klar, mein Herz ruhig werden. Und morgen, morgen beſuche ich den Freund, damit er mich dem Gutsbeſitzer vorſtelle!"

Eben ſo leiſe, wie kurz zuvor Doris die Treppe hinabgeſtiegen war, glitt jetzt auch der ruheloſe Dichter die finſtere Stiege hinunter und verſchwand alsbald im Schatten der hochgegiebelten Häuſer.

Achtes Kapitel.

Woldemar's Miſſion.

Wiederholten Unterredungen Pauls von Podelwitz mit ſeinem Freunde war es gelungen, dieſen zur Entwerfung einer Epiſtel an ſeinen Vater zu veranlaſſen. Obwohl Günther nur widerſtrebend darauf einging, mußte er doch den Gründen Pauls beipflichten, und je länger er über ſeine Lage nachdachte, deſto mehr drängte ſich ihm die Ueberzeugung auf, daß es ſo nicht lange mehr fortgehen könne ohne Schaden für ihn ſelbſt. Die ſchiefe Stellung, in die er zu ſeinen Aeltern gerathen war durch leidenſchaftliche Hingabe an eine Lebensrichtung, welche außer ihm ſelbſt kaum irgend ein Anderer begriff, mußte, hielt er eigenſinnig daran feſt, zu einem unheilbaren Bruche führen. Seine beſonneneren Freunde, unter denen Paul von Podelwitz der liebevollſte und theilnehmendſte war, weil ihm mehr als allen Uebrigen die ſeltene Begabung Günther's

imponirte und feſſelte, ſannen daher auf Mittel, den excentriſchen Sohn dem allzupedantiſchen Vater zu verſöhnen, und ſo kam es wenigſtens gedanklich wirklich zu jenem Compromiß, welchen Gotthold dem Freunde in Vorſchlag gebracht hatte.

Günthers Brief an ſeinen Vater war ein diplomatiſches Meiſterſtück. Er enthielt die bündigſten Verſicherungen, die beruhigendſten Zuſagen, die Form aber, in der dieſe gegeben wurden, war eine ſo dehnbare, daß ſie ſich beliebig deuten ließ. Paul genügte dies freilich nicht, er mußte ſich jedoch fügen, da Günther ſich zu mehr durchaus nicht verſtehen wollte. Es ward doch Zeit gewonnen, und Paul hoffte noch immer, ſein eigener Einfluß auf den Freund werde dieſen doch noch umſtimmen. Größtes Gewicht legte er auf die Hindeutung Günthers, daß er damit umgehe, in die Dienſte eines einflußreichen Cavaliers zu treten, der ſich unter ſeinen Standesgenoſſen durch ſeltene Religioſität auszeichne.. Der Name dieſes Cavaliers war in dem Briefe abſichtlich nicht genannt, um den Grafen nicht zu compromittiren; denn Pauls Wünſche hinſichtlich ſeines poetiſchen Freundes konnten eben ſo gut nur fromme Wünſche bleiben, als in Erfüllung gehen. Was die Fortſetzung des Studiums der Medicin betraf, die Günthers Vater energiſch von dem Sohne verlangte, wenn er auf fernere Unterſtützung von ihm rechnen wolle, ſo wurde auch dieſe zugeſagt, nur behielt der junge Poet ſich vor, ſtatt

der Praxis die Theorie wählen zu dürfen, weil, wie er glaube, ihm für jene das erforderliche Talent mangele. Um die Theorie aber mit größerem Eifer treiben und wo möglich, später selbst als Lehrer auftreten zu können, habe er sich gerade entschlossen, ein paar Jahre in abhängiger Stellung zu leben, Weltkenntnisse in dieser einzusammeln und sich die nöthigen Mittel zu späterer Promotion zu erwerben.

Es war Günther mit Hilfe des erprobten Freundes gelungen, dies Alles dem Vater ganz leidenschaftslos auseinander zu setzen. Die Vorwürfe und harten, ja lieblos klingenden Ausdrücke im Schreiben des Vaters wurden klugerweise gar nicht berührt. Der Sohn reichte dem Vater in fügsamster Stimmung die Hand, und diese Stimmung schon konnte für Gehorsam gelten. Es kam jetzt ganz auf den Vater an, ob er dem willig scheinenden Sohne auf halbem Wege in gleicher Weise entgegen kommen wollte. Geschah dies, so war das naturgemäße Verhältniß zwischen Vater und Kind wieder hergestellt, zeigte sich aber der Vater hartnäckig und starrsinnig, so fiel alle Schuld unkluger Weigerung ganz allein auf ihn zurück. Dem Sohne konnte dann von keiner Seite wegen eigensinnigen Beharrens auf seinen Ansichten ein Vorwurf gemacht werden.

Paul hatte dies Schreiben, an dem er noch immer hie und da ein Wort änderte, um ja keinen Anstoß zu geben,

Woldemar mitgetheilt, und dieſen überhaupt vollſtändig in die Verhältniſſe Günthers eingeweiht.

Beide junge Edelleute ſaßen jetzt wieder beiſammen und warteten auf Günther, der in ihrer Gegenwart den Brief ſchließen und adreſſiren wollte.

Es verging aber eine halbe Stunde nach der andern und der Erwartete ließ ſich noch immer nicht blicken.

„Das iſt ſo ſeine Art," ſprach Paul, der nun doch unruhig ward. „Die ganze Angelegenheit verdrießt ihn; er iſt innerlich ärgerlich darüber und deshalb läßt er ſie bei Seite liegen. Statt mitten in einen Kampf hineinzuſpringen, dem man nicht entgehen kann, ſchleicht er darum herum, um irgendwo einen Ausweg zu entdecken. Das iſt eine Charakterſchwäche, wie mir ſcheint, der meiſten poetiſchen Naturen. Obwohl ſie alle nur aus der Aufregung Nahrung ſaugen für ihr geiſtiges Schaffen, fliehen ſie doch gern jede von Außen kommende Aufregung."

„Vor einigen Wochen hätte ich mir nicht träumen laſſen, daß ich aus meiner ländlichen Zurückgezogenheit in die Welt treten ſollte, um eine Art von Vermittler zu werden," erwiderte Woldemar von Raſchau. „Ich weiß auch nicht, ob ich Recht daran thue."

„Quäle Dich deshalb nicht, Du thuſt Recht, denn Du willſt, wie ich ja auch, Gutes ſtiften."

„Günther hat mich ſo ſehr für ſich eingenommen, daß ich dieſen an ſich ſo unbedeutenden Dienſt ihm ſehr gern

leiſte. Ich bin begierig, ob ſein Vater denſelben Eindruck auf mich machen wird. Du kennſt ihn?"

„Nein, ich ſah ihn nie. Daß er nicht in liebenswürdiger Geſtalt vor meinem Auge ſteht, kannſt Du Dir denken."

„Was beginne ich denn, wenn der geſtrenge Herr Doctor mich unfreundlich empfängt? Faſt nöthigt mich die Rolle, die ich freiwillig übernehme, dazu, mich nöthigenfalls auch für Günthers Paladin zu erklären."

„Sie werden ſich für ſolchen Freundſchaftsdienſt den Dank eines recht armen Mannes verdienen," fiel Günther ein, welcher, die Thür öffnend, die letzte Aeußerung von Raſchau's noch hörte. „Sie wiſſen jetzt, wie ich bin, wie ich denke, was ich wünſche, hoffe, fürchte, und ich habe Ihnen nichts weiter an's Herz zu legen, als mein eigenes banges Herz. — Grüß' Gott, Paul. Wo haſt Du den Brief?"

Paul reichte dem Freunde das mit großer Vorſicht abgefaßte Schreiben. Günther warf kaum einen Blick darauf; er convertirte es, ſiegelte und ſchrieb die Adreſſe. Dann reichte er den Brief ſeinem neuen Bekannten.

„Hier, Herr von Raſchau, hier lege ich vertrauensvoll das Schickſal meiner Zukunft in Ihre Hände," ſprach er ſinnend. „Uebergeben Sie, wie Sie mir verſprochen haben, daſſelbe eigenhändig meinem Vater. Sagen Sie ihm, daß ich ihn herzlich grüßen laſſe und auf ein mildes Wort

von ihm ſehnſüchtig warte, wie der Dürſtende auf einen Tropfen kühlenden Waſſers. Können Sie ſonſt noch etwas zu meinen Gunſten, zur Rechtfertigung meines bisherigen Wandels beifügen, ſo werde ich Ihnen auch dafür dankbar ſein."

Woldemar ſchüttelte dem heute weich geſtimmten Poeten treuherzig die Hand. —

„Ich müßte nicht Ihr Landsmann ſein," verſetzte er, „wenn ich Ihnen eine ſo geringfügige Bitte abſchlagen wollte. Sie dürfen immer auf mich rechnen. Mein Haus ſteht Ihnen jederzeit offen, und wollen Sie nur zufrieden ſein mit dem wenig anregenden Umgange eines praktiſchen Landmannes, der zwar auch einmal durch die Schule gelaufen iſt, ſich aber einen Eingeweihten der Wiſſenſchaft nicht nennen kann, ſo werde ich es mir zu Ehre ſchätzen, Ihnen bei mir ein Aſyl anzuweiſen."

„Verſprechen Sie nicht zu viel, Herr von Raſchau," ſagte mit ſchalkhaftem Augenzwickern Günther. „Ich könnte Sie beim Worte halten."

„Thun Sie es, aber bald!"

„Gewiß und wahrhaftig! Sobald mein Vater mir wieder wohlwollend die Hand reicht."

„Er ſoll und er wird es thun!"

Günther ſeufzte.

„Schon wieder kleingläubig?" ſprach Paul.

„Nicht doch, Freund, mir fuhr nur ein Gedanke durch den Kopf.“

„Haſt Du noch etwas auf dem Herzen, ſprich es aus, Woldemar iſt zu jedem Dienſt bereit.“

„Sie haben mein Wort und das halte ich,“ betheuerte von Raſchau.

Günther war offenbar unſchlüſſig. Es beſchäftigte ihn etwas, wovon die Freunde jedenfalls noch keine Kunde hatten.

„Nein, nein!“ rief er plötzlich mit aufbrauſender Heftigkeit. „Sie ſind von Allem unterrichtet. Möge Ihre Miſſion Ihnen Segen, mir Ruhe und Glück bringen!“

Woldemar ſteckte den Brief zu ſich und traf Anſtalten, aufzubrechen.

„Wie iſt's,“ fragte Paul, ihn nochmals ſanft bei Seite führend. „Willſt Du nunmehr meinen Vetter aufſuchen?“

„Es iſt ſeltſam, daß ich darüber zu keinem feſten Entſchluſſe kommen kann,“ verſetzte der Gutsbeſitzer. „Ich bin doch ſonſt ziemlich reſolut und weiß eigentlich immer, was ich will. So oft ich aber an den Grafen denke und mich ihm gegenüber ſehe, befällt mich ein ſeltſames Gefühl von Bangigkeit, deſſen ich nicht Herr werden kann, und ſo geb' ich den Entſchluß jedesmal wieder auf, ohne doch den Wunſch nach einem Zuſammentreffen mit dieſem Manne in mir unterdrücken zu können. Oft ſchon habe ich mich gefragt, woher dieſe Miſchung von Furcht und Sehnſucht

wohl kommen könne, eine ſtichhaltige Antwort will mir aber niemals einfallen. Darum laſſe ich es auch jetzt noch unentſchieden. Ich will mich einmal ganz und gar der Führung des Zufalls überlaſſen. Will dieſer, daß ich Deinen Vetter kennen lernen ſoll, ſo wird es geſchehen, und ich nehme dann an, daß dieſe Schickung für mich eine gute Vorbedeutung haben wird."

„Wie abergläubiſch!" verſetzte Paul lächelnd. „Das heißt ja beinahe um die Geſtaltung des Lebens looſen."

„Nenn' es, wie Du willſt," ſagte Woldemar, „das ganze Leben iſt ein fortgeſetztes Lotterieſpiel. Wir würfeln und looſen ohn' Aufhören, bald um Kleines, bald um Großes, weshalb ich es eigentlich ganz zweckmäßig fände, wenn man ſich kurzweg entſchlöſſe, bei jedem wichtigen Vorhaben die Entſcheidung durch das Loos zu wählen."

„Welch ein wunderlicher Einfall!" rief Paul aus. Da hörte ja alle freie Entſchließung auf. Kein Menſch hätte mehr einen beſtimmten Willen, ſondern wir ſtellten Alles einer unklaren Macht anheim."

„Oder dem Willen Gottes," meinte Woldemar.

„Ich möchte wohl wiſſen, was mein frommer Vetter dazu ſagte. Vergiß doch nicht, das Geſpräch darauf zu bringen, wenn der Zufall, alſo nach Deiner Anſicht das vom Schickſal Dir beſtimmte Loos Dich mit ihm zuſammenführt. Was ſagſt Du zu dieſer neuen Lehre vom Schickſal, Chriſtian?"

„Ich würde mich ſchwer dazu bekennen," erwiderte dieſer.

„Warum?" fragte Woldemar.

„Weil ich zu ſtolz auf die Kraft bin, die wir Geiſt nennen, um ſie in einen Glückstopf zu bannen, dieſen gegen einen beliebigen Gegenſtand zu ſchleudern, und dann nachzuſehen, ob die eingeſperrt geweſene Kraft mit oder ohne Beſinnung ſich aus den Scherben losringt. Meinem Geſchmacke behagt dieſe Anſicht nicht."

„Und wenn Ihr geiſtiger Stolz Sie irre führt?" warf Woldemar ein.

„Im Großen irren und d'rin zu Grunde gehen, iſt göttlich!"

„Damit ließen ſich ſelbſt Verbrechen beſchönigen."

Gewiß, nur müßte der Verbrecher ein Menſch ſein, der im Streben nach dem Großen verbrecheriſche Wege wandelte. Wer ſich immer gängeln läßt, ſei's von der göttlichen Gnade, ſei's vom Zufall, der hat das eigene Leben ſich jedenfalls auch dann nicht zum Verdienſt anzurechnen, wenn es ſich muſterhaft geſtaltet."

„Nun, fiel Woldemar ein, „wir wollen dieſe Frage einſtweilen offen laſſen und ſie alle Drei in weitere Ueberlegung ziehen. Wahrſcheinlich haben wir oft genug noch Gelegenheit, darüber nachzudenken. Wenn wir uns binnen Jahresfriſt wieder ſehen, wollen wir unſere inzwiſchen gemachten Erfahrungen uns mittheilen und dann abermals unſere Meinungen über dies Thema austauſchen."

„Topp!“ ſprach Paul, „ich bin dabei.“

„Und ich,“ fügte Günther hinzu, indem ein trüber Schatten über ſeine Züge glitt, „wenn ich dann noch lebe!“

Woldemar gab dem Poeten nochmals die Verſicherung, daß er ſeines Auftrages ſich möglichſt raſch entledigen werde und nöthigte Paul das Verſprechen ab, ſich ohne Scheu zu jeder Zeit an ihn zu wenden, wenn er glaube, daß ein praktiſcher Mann unter Umſtänden zehn Philoſophen aufwiege.

Neuntes Kapitel.

Der Zufall ſiegt.

Ein ſtarkes Gewitter zog quer durch das Land, Regengüſſe und Hagelſchauer über Wieſen und Saatfelder ausſchüttend. Schon brach die Sonne wieder durch das zerreißende Gewölk, da ſpaltete nochmals ein greller Blitz die finſterſte Wolke und fuhr in eine der höchſten Tannen, die auch ſogleich flammend aufloderte. Kaum zehn Schritte von dem brennenden Baume entfernt ſtand ein hölzernes Haus mit Strohbedachung. Es war nicht groß, offenbar in der Eile erbaut, und rund herum lag alles Land noch wüſt. Baumſtümpfe, über welche hohes Farrenkraut emporwucherte und eine Menge blaugrauer Granittrümmer bedeckten die eben erſt gelichtete Stelle im Walde. Der heftige Wind trieb einen Schauer harziger Funken über das einſame Waldhaus, aus dem jetzt die Bewohner traten, um in geſchäftiger Eile Waſſer aus einer nahen

Cisterne zu schöpfen und die niederfallenden Funken durch Begießen des Strohdaches unschädlich zu machen. Bald gesellten sich noch einige andere Leute zu den fleißigen Arbeitern, und als der vom Blitz entzündete Stamm fast zur Hälfte niedergebrannt war, umstand ein Trupp Männer und Frauen die neue Ansiedlung.

„Lasset uns niederfallen vor dem Throne des Allmächtigen und ihm danken für seine Gnade, die uns gerettet hat aus Gefahr und Noth!“ sprach der Zimmermann David, welcher zuerst das bedrohte Haus verlassen hatte. Zugleich beugte er seine Kniee, entblößte sein Haupt, faltete die Hände und begann laut zu beten. Alle Uebrigen folgten seinem Beispiele. Die Sonne brach durch die verfliegenden Wolken, goß blitzendes Gold durch den Wald und baute gerade über die Stelle, wo jetzt die kleine Gemeinde kniete und einen Lobgesang anstimmte, einen glänzenden Regenbogen, welcher wie eine Glorie Haus und Lichtung umspannte. Noch rauchte der glimmende Baum, die frommen Beter aber ließen sich nicht weiter in ihrer Andacht stören. Zugleich mit dem Rauche trieb der Wind die Töne ihres Gesanges nordwärts der Straße zu, die in geringer Entfernung vorüberführte.

Ein Reiter, welcher des Weges zog, hatte von fern den Blitz herabzüngeln und die Flammen hoch auflodern sehen. Er gab seinem Pferde die Sporen, um den Ort möglichst schnell zu ereilen, wo der Blitz eingeschlagen

hatte. Als er aber die Flamme in sehr kurzer Zeit verschwinden sah und gleich darauf den Gesang vernahm, zügelte er sein Roß und lauschte den seltsamen Tönen.

„Sieh da!“ rief er halb bestürzt und halb erfreut aus, „da bin ich doch wohl fehl geritten! Richtig! Da drüben zur Rechten liegt Berthelsdorf! Die niedrig ziehenden Wolken haben es mir verhüllt. Das da wird vermuthlich der Hutberg sein, und da gerade vor mir ist unbedingt die Ansiedlung der Exulanten aus Mähren, mit denen ich vor einigen Wochen schon einmal zusammentraf. Abermals eine Schickung, die ich dem Zufall verdanke! Ich will darin eine Bestimmung erblicken und mir ein zweites Mal die mährischen Fremdlinge etwas genauer ansehen. Ob sie mich wohl wieder erkennen werden?“

Woldemar von Raschau trabte vorsichtig die steinige Straße entlang. Er hatte sich in Dresden nicht aufgehalten, da er in Erfahrung brachte, daß der einzige Mann, welcher ihn in der glänzenden Residenz interessirte, noch immer auf seinen Gütern sei, auch der Zufall, dem er sich zu fügen entschlossen war, ihm davon abrieth. Auch in Löbau, wo er kurze Zeit verweilte, erhielt er die nämliche Auskunft, nur wußte man dort nicht, ob der Graf auf dem Schlosse in Großhennersdorf oder in Berthelsdorf lebe. Woldemar verließ die alte Sechsstadt gerade dieser unsichern Nachricht wegen halb und halb mit dem Gedanken, durch Berthelsdorf zu reiten, wenn er, ohne fragen

zu müſſen, von ſelbſt den Weg dahin finde. Das Gewitter und der Donnerſchlag mit dem zündenden Strahle ließ ihn dieſen Weg verfehlen und brachte ihn unmittelbar wieder an den Ort der neuen Anſiedlung, die ihn doch die ganze Zeit her mehr als er ſich ſelbſt geſtehen wollte, beſchäftigt hatte.

Wie er eben ſein Roß um die Waldecke lenkte und die Schaar der Exulanten, die ihren Lobgeſang beendigt hatten, ihm zu Geſichte kam, gewahrte er eine Jagdchaiſe von links her durch die Lichtung brechen. Auch für ſie ſchien das ſchmuckloſe Haus am Waldſaume der Zielpunkt zu ſein. Reiter und Wagen trafen faſt gleichzeitig bei der Anſiedlung ein. Woldemar ſah, daß drei Perſonen in dem leichten Wagen ſaßen, zwei im Fond, einer auf dem Rückſitze, und er konnte keine Sekunde im Zweifel bleiben, daß der Eine dieſer Inſaſſen ein Geiſtlicher ſein müſſe.

Ehe Woldemar noch Zeit fand, einen der Männer anzureden, die ſich alle gefaßt und ernſt hielten, gingen die Meiſten derſelben entblößten Hauptes dem jetzt nur Schritt fahrenden Wagen entgegen. Dieſer machte Halt, eine feine weiße Hand grüßte den alten Zimmermann David, welcher den Uebrigen vorausſchritt, und nachdem die drei Männer den Wagen verlaſſen hatten, ließ der Vornehmſte derſelben es geſchehen, daß David Hand in Hand mit ihm gerade auf das Haus zuſchritt. Die beiden Andern, der

Prediger und ein ſchlichter Landmann, folgten dieſem Paare auf dem Fuße.

Woldemar ſchwang ſich aus dem Sattel und fragte ein junges Mädchen, das ihre klaren Augen neugierig ihm zukehrte, ob er für ſein Thier wohl etwas Heu und Waſſer bekommen könne? Die Antwort lautete bejahend, doch überhörte ſie der ſchleſiſche Gutsbeſitzer beinahe, denn inzwiſchen waren die Männer aus dem Wagen vollends herangekommen und David nöthigte ſie mit den Worten in's Haus:

„Treten Sie ein, Herr Graf, im Namen des Heilandes, in die Hütte, die uns die Hand des Herrn erbauen ließ, Ihm zu Ehren und als ein Zeugniß von Ew. gräflichen Gnaden Liebe zum Herrn."

„Weidet ſeine Schafe!" ſagte mit milder Stimme der ſo Angeredete, indem er mit ſeiner faſt frauenhaft weißen Hand eine abwehrende Bewegung machte. „Ich habe kein anderes Verdienſt, als daß der Herr mich würdig erachtete, ein Werkzeug zu werden in ſeiner Hand, um zu verkündigen ſeinen Ruhm durch alle Lande!"

„Wer iſt der Herr?" wandte ſich Woldemar fragend zu dem jungen Mädchen, das mit einem Arm voll Heu ſchon wieder zu ihm trat.

„Kennt der Herr nicht den großmüthigen Beſchützer aller Verfolgten?" verſetzte die Gefragte. „Der Herr Graf von Zinzendorf mit dem Herrn Paſtor Rothe kommt all-

abendlich auf die Anſiedlung, um ſich mit unſern Aelteſten über wichtige Dinge zu unterhalten.“

„Und der Landmann?“

„Ein neuer Bruder aus Mähren, der hart geprüfte Nitzſchmann,“ gab das Mädchen zur Antwort, machte einen Knikſ und trat zu den Uebrigen, die jetzt den Baum umſtanden, um die Spuren des Blitzſtrahles und deſſen Verwüſtungen zu betrachten.

Woldemar machte ſein Pferd frei vom Gebiß, ſchlang den Zügel um den Aſt eines nahen Baumes, der ſeiner Krone beraubt war, und richtete ſeine Blicke feſt auf das unſcheinbare, roh gezimmerte Haus, welches der Graf mit ſeinen Begleitern und einigen der Anſiedler betreten hatte. Er war unſchlüſſig, ob er die Bekanntſchaft des Mannes, der ſo viel von ſich reden machte, ſuchen oder ihn unbeachtet laſſen ſollte.

„Ich will es darauf ankommen laſſen,“ ſagte er, auf einem Steinblocke Platz nehmend, der neben der rohen Umzäunung des Hauſes lag. Während ſein Pferd das ihm vorgeworfene Futter verzehrte, zog ein Sturm von Gedanken durch Woldemars Seele. Er achtete nicht auf die Zeit und hätte wohl noch lange ſo geſeſſen, wenn nicht die Stimme des Grafen abermals zu ihm gedrungen wäre.

Graf von Zinzendorf ſchritt zwiſchen dem Geiſtlichen und David aus dem Hauſe. Alle drei Männer gingen unbedeckten Hauptes. Woldemar ſah jetzt erſt deutlich die

Gesichtszüge des Grafen. Sie trugen den Stempel einer unendlichen Milde, gepaart mit unerschütterlicher Glaubensfestigkeit. Braune Haare, schlicht gescheitelt, umgaben die hohe klare Stirn des noch sehr jungen Mannes und schmiegten sich in Locken um die fast weiblichen Formen seines Gesichts, und wie der Graf jetzt seinen Blick auf den zerschmetterten und halb niedergebrannten Tannenbaum richtete, fühlte sich Woldemar gedrungen, aufzustehen, und diese edle, in ihrer Einfachheit imponirende Erscheinung durch eine stumme Verbeugung zu begrüßen. In diesem Augenblicke glaubte Herr von Raschau einen Apostel zu erblicken, einen jener gotterfüllten Männer, die sich dem Sohne des jüdischen Zimmermannes anschlossen, um jenes Reich auf Erden gründen zu helfen, das doch nicht von dieser Welt ist.

Der Graf erwiderte die Begrüßung des Fremden nicht nur auf die freundlichste Weise, er trat auch sogleich auf ihn zu und redete ihn an.

„Sie haben ein böses Wetter zu überstehen gehabt, wenn Sie, wie ich vermuthe, vom Todten herab über die freiliegenden Felder gekommen sind.“

„So ist es, Herr Graf,“ versetzte Woldemar, „doch bin ich von dem Gewitter wenig incommodirt worden. Es zog sich mehr nach den Waldungen, wo es denn zuletzt auch zündete. Die auflodernde Flamme hat mich hierhergeführt.“

„Sehr brav. Sie wollten helfen, retten, wenn es nöthig

gewesen wäre. Ich danke Ihnen für diese theilnehmende Gesinnung im Namen derer, welchen dieselbe galt."

„Wie ich vermuthe, sind diese Leute jene Ansiedler aus Mähren, denen Sie, Herr Graf, Schutz und Unterstützung gewährten."

„Sagen Sie lieber, es sind fromme Lämmer, die er auf meine Fluren weiden schickte," sprach Zinzendorf, indem sein Auge einen Blick innigen Dankes gen Himmel sandte. „Kommen Sie aus der Residenz?" setzte er hinzu.

„Ich bin durchgereis't."

„Das bedaure ich. Sie hätten einige Tage dort verweilen müssen, um zu hören, daß nicht alle Menschen mein Thun billigen."

„Gute und edle Thaten sind von jeher verkannt worden."

„Still, still! Sprechen wir nicht davon. Freilich, ich will das Gute, aber wir bleiben doch Alle in des Herrn Hand gegeben, so daß seine Gnade aus uns machen kann, was Er will und was Er allein für gut hält."

„Ich darf kaum daran zweifeln," sagte Woldemar, „denn ich habe das Glück dieses Zusammentreffens wohl nur einer höhern Hand zu danken."

„Wünschten Sie nicht diesen Ort zu berühren?"

„In meinem Plane lag es nicht. Ich wollte eigentlich nach Berthelsdorf, um daselbst bis morgen zu rasten und alsdann über Bernstadt die gerade Straße nach Görlitz einzuschlagen. Das Gewitter aber und der zündende Blitz —"

„Boten Gottes!“ fiel der Graf ein, abermals mit glaubensfrommem Auge zum Himmel blickend, „Engel, die der Herr denen, so er liebt hat, zu unsichtbaren Begleitern gibt! Sehen Sie, lieber Rothe,“ wandte er sich dem Geistlichen, einem blassen, ernsten Manne, zu, „abermals ein Beweis für unsere Ansicht! Es lebt kein Sterblicher, der nicht ein Loos wäre in der Hand des Herrn! Würden Sie mir wohl die Ehre erweisen, mein Gast zu sein,“ fügte er darauf mit der gewinnenden Freundlichkeit des gewandten Weltmannes, gegen Woldemar gewandt, hinzu. „Berthelsdorf, wo ich jetzt lebe, um, wenn meine armen Schützlinge meiner bedürfen, immer bei der Hand zu sein, liegt nur eine halbe Stunde seitwärts, dort, jenseit des Hutberges. Ich würde mich freuen, wenn ich — ja, wie nenne ich den Gottgeleiteten?“

„Woldemar von Raschau, Gutsbesitzer aus Schlesien,“ fiel der Edelmann ein. „Mein Edelhof grenzt mit einer Besitzung derer von Reuß.“

„Sein Sie mir herzlich willkommen, Herr von Raschau,“ erwiderte Zinzendorf, Woldemar jetzt seine Hand reichend. „Auf diese Weise sind wir gleichsam Nachbarn, das heißt Nachbarn im Geist. Der Herr jenes Gutes ist mir ein werther Freund, ein Bruder im Herrn. Also, Herr von Raschau, Sie sind für heute mein Gast, nicht wahr?“

Auch wenn Woldemar den Grafen näher kennen zu lernen kein Bedürfniß gefühlt hätte, würde er eine so gast-

freundliche Einladung nicht auszuschlagen im Stande gewesen sein. Er nahm sie also eben so gern an, als sie geboten ward, und da sich Zinzendorf überzeugen konnte, daß die neue Ansiedelung auch nach dem zündenden Wetterstrahle noch immer unter des Herren Hut stand, wie Pastor Rothe sagte, weshalb er sie auch Herrnhut zu nennen vorschlug, so lud er Raschau ein, den Wagen mit ihm zu theilen.

„Nitzschmann hat noch mit seinen Landsleuten zu sprechen," sagte er, jede Einrede Woldemars sogleich abschneidend. „Ihr Pferd aber kann Einer von den jungen Burschen nus nachbringen. Es gibt Mehrere unter den Brüdern, die mit Pferden gut umzugehen wissen."

David fuhr mit dem Wagen vor, Woldemar mußte einsteigen und neben dem Grafen Platz nehmen. Pastor Rothe nahm den Rücksitz ein. Zinzendorf empfahl die Brüder nochmals dem Schutze des Herrn und verließ mit seinem neuen Bekannten die Ansiedlung.

Zehntes Kapitel.

Nachbarn im Geiſte.

Mitternacht war ſchon vorüber und noch immer ſaßen Graf Zinzendorf, Woldemar von Raſchau und Paſtor Rothe beiſammen in ernſte Geſpräche vertieft.

„Bleiben Sie noch einige Tage bei uns, Sie Gott-geleiteter," ſagte der Graf, als der ſchleſiſche Edelmann ſeinen Gaſtfreund an die ſpäte Stunde erinnerte. „Der Herr, nicht unſer ſchwacher Wille hat uns zuſammengeführt. Und wie herrlich begegnen ſich unſere Anſichten! Wünſchen Sie nicht ſelbſt, Herr von Raſchau, daß wir uns über Einzelnes auch noch einigen mögen?"

„Gewiß, Herr Graf," verſetzte Woldemar, „allein dazu wird es doch wohl einiger Zeit bedürfen, und Sie wiſſen, ich habe Eile."

„Nicht im Dienſte des Herrn," bemerkte Rothe, „und doch hat alles Andere immer Zeit, obwohl wir leider in

unſerer weltlichen Art zu denken und zu handeln dies ſelten zugeben wollen.“

„Handelte es ſich um meine Perſon und ausſchließlich um meine Angelegenheiten, ſo würde ich gern Ihrer Aufforderung nachkommen,“ ſagte Woldemar. „So aber habe ich es übernommen, oder vielmehr, es iſt mir ohne mein Zuthun der Auftrag geworden, eines Andern hochwichtige Angelegenheiten zu beſorgen, und dieſem darf ich mein Wort nicht brechen.“

„Nie und nimmer!“ rief der Graf.

„Ich möchte es ſchon um deswillen nicht,“ fuhr Woldemar fort, „weil ich mir ganz wie ein Miſſionair vorkomme.“

„Iſt es eine kirchliche Sendung, in der Sie reiſen?“ fragte Rothe.

„Nein, aber es gilt die Rettung eines Menſchen, die Erlöſung einer Seele aus Angſt und Noth, vielleicht vom Verderben.“

„Eilen Sie, Nachbar im Geiſt!“ ſprach Zinzendorf, „denn leider darf ich Sie wegen der zwiſchen uns beſtehenden Differenzen noch nicht von ganzem Herzen Bruder nennen. Ich will lieber Allmoſen erbetteln von Ungläubigen, als Schuld haben an dem geiſtigen Tode einer unſterblichen Seele!“

„Es iſt ein Mann von Bildung, von Geiſt und Talent, dem meine Sendung gilt,“ ſagte Woldemar. „Vielleicht haben Sie ſchon von ihm gehört. Er hat in weltlichem und

zwar nicht immer in gutem Sinne von ſich reden gemacht. Sein Name iſt Günther."

„Ich habe von einem Gedichte Mancherlei Gutes ſprechen hören, das ein Mann dieſes Namens auf den Paſſarowiczer Frieden verfaßt hat. Hielte ich die Vergeudung göttlicher Gaben — und poetiſches Talent iſt göttlicher Natur — in ſo profaner Weiſe nicht für eine Entweihung unſeres Geiſtes, ſo würde ich mich mit genanntem Poem ſelbſt bekannt gemacht haben. Man rühmt die Schönheit der Sprache, die Originalität des Ausdrucks, und ich habe mehrfach behaupten hören, daß noch niemals ein deutſcher Poet ſo gewandt, gediegen und geiſtreich zu dichten verſtanden habe."

„In Wittenberg machte ein blutjunger Student, Namens Chriſtian Günther, durch ſeine lasciven Epiſteln, die er überall hin verſtreute, von ſich ſprechen, kurz zuvor, ehe ich die Hochſchule verließ," bemerkte Rothe. „Dieſer junge Menſch hatte unſtreitig Talent, er galt aber leider für ſo verwildert, daß die akademiſchen Lehrer vor ſeinem Umgange warnten."

„Es iſt derſelbe, den ich vom Untergange retten will."

„Nicht doch, lieber Raſchau," fiel Zinzendorf ein. „Sie können das nicht wollen mit Ihrer ſchwachen Kraft, der Herr, von dem alle guten und vollkommenen Gaben kommen, hat Sie dazu auserwählet. Darum wollen wir Sie auch nicht zurückhalten, ſondern Sie lieber ziehen laſſen bei An-

bruch des Tages, begleitet von dem Segen Deſſen, in dem wir leben und ſind."

„Ich werde dieſes Segens wohl bedürfen," meinte Woldemar, „denn ich bin beauftragt, den, wie es ſcheint, ſehr unzufriedenen Vater unſeres jungen Poeten anderen Sinnes zu machen. Er iſt Arzt, wie mir geſagt ward, geſchickt, darum auch viel beſchäftigt, nur etwas ſehr ſtreng von Sitten und eben deshalb dem ausſchweifenden Sohne nicht gar hold."

„Für ein liebevolles Vaterherz eine ſchwere Prüfung," ſprach der Graf. „Ich werde ihn und ſein verirrtes Kind im Gebete Dem empfehlen, der unſer Aller Fürſprecher geworden iſt. Vereinigen Sie, lieber Rothe, Ihre Bitten mit den meinigen! Beten rettet, denn es ſtärkt unſern Willen. Ohne Gebet, was wäre der Herr geworden, als er den Kelch der Schmerzen ausleeren mußte bis zum Grunde in jener Nacht, da der geldgierige Verräther ihn ſeinen Feinden überlieferte? Hoffen Sie alſo, mein werther Freund! Heißt es doch: wo Drei von Euch verſammelt ſind in meinem Namen, da bin ich mitten unter Euch! Sollte er nun Den wohl verlaſſen, für deſſen geiſtiges Wohl Drei im Namen des Heilandes bitten?"

Woldemar verließ den Grafen in der ſeltſamſten Stimmung. So ſpät es geworden war und ſo ſehr er der Ruhe bedurfte, wollte ihn doch kein Schlaf beſuchen. Es war ihm wohl und wehe. Immer ſah er die wunderbar milden Augen

ſeines Gaſtfreundes auf ſich gerichtet, hörte ſeine liebevolle, klangreiche Stimme, fühlte ſeinen Händedruck! Dieſer eigen geartete Mann, von Glücksgütern reich geſegnet, einer der geachtetſten Familien des Landes entſproſſen, von hoher Bildung, mit ungewöhnlichen Gaben des Geiſtes und Herzens ausgerüſtet, dem jedes höchſte Staatsamt offen ſtand, wenn der Ehrgeiz ihn darnach ſtreben ließ; dieſer Mann begnügte ſich mit einem Titel, der für ihn gar keinen Werth hatte, ſetzte ſich dem frivolen Geſpött einer dem üppigſten Leben ergebenen Geſellſchaft aus, indem er gar kein Hehl machte aus ſeinen Geſinnungen, und hatte ſogar den Muth, offen ſich zu einer Richtung zu bekennen, welche die ſogenannte gute Geſellſchaft allen Ernſtes bekämpfen mußte, weil die Geſchoſſe, welche dieſe Richtung gegen ſie ſchleuderte, ſtets auf das Weiße im Auge zielten.

Die kurze Unterredung, die der ſchleſiſche Edelmann mit Zinzendorf und deſſen intimem Freunde, Paſtor Rothe, gepflogen hatte, genügte, um ihm die Ueberzeugung beizubringen, daß eine unerſchütterliche Glaubenskraft den jugendlichen Grafen trage und über jegliches Hinderniß auf ſeraphiſchen Schwingen hinweghebe. So innerlich fromm, ſo treu ergeben dem Glauben an das Wort, das da Fleiſch geworden war, ſo begeiſtert für das Ewige, ſo gotttrunken und darum ſo fröhlich im Dulden mußten die Apoſtel geweſen ſein. Zinzendorf ſchien, wenn er von

Chriſtus und deſſen Wirken ſprach, alles Irdiſchen entkleidet. Es kam dem völlig bezauberten Woldemar vor, als bewege ſich dieſer ſonderbare Mann in einem Fluidum, das leuchtend wie eine Lichtwolke ihn umſpielte, und er begriff jetzt, was ihm früher nie hatte gelingen wollen, die Miſſion, welche die Bibel den Engeln beilegt, wenn ſie den Menſchen erſchienen, um ihnen ungeahnte Offenbarungen zu machen.

Am meiſten überraſchte den Edelmann die Anſicht des Grafen von der Beſtimmung oder von der göttlichen Gnadenwahl. Dieſe Anſicht harmonirte ganz mit ſeinen eigenen Annahmen, oder vielmehr mit ſeinen ſehr unklaren Gefühlen, die einer ihm angeborenen Scheu vor jedem Entſchluſſe entſprangen. Woldemar ließ gern den Zufall walten. Für ihn übernahm der Deus ex machina nicht ſelten die Rolle der Vorſehung. Dieſe Bangigkeit vor freier Entſchließung, die von einer gewiſſen Unfertigkeit des Charakters Zeugniß gab, machte den ſchleſiſchen Edelmann zum Fataliſten in jenem bequemen Sinne, der immer zu rechter Zeit dem Schwachen als Entſchuldigungsgrund bei der Hand iſt, wenn er irgend eine Thorheit nicht ſelbſt verantworten mag.

Bei Zinzendorf nahm dieſe Hingabe an das Schickſal eine ganz andere Geſtalt an. Was bei Woldemar nur das Ergebniß banger Unentſchloſſenheit war, erhob ſich in der Seele des Grafen zum Berge verſetzenden

Glauben. Nicht der Zufall war ſein Stab, an den er ſich hielt, ſondern die Wahl des Herrn, wie er ſagte. Nach ſeiner Doctrin war durch dieſe Wahl der Glaube vorzugsweiſe mächtig in den Schwachen, und gerade deshalb ernannte der Herr dieſe Schwachen, aber ſo Starkgläubigen, zu Verkündigern ſeines Ruhmes. —

Nie zuvor hatte vor Woldemars Geiſte die Verbreitung des Chriſtenthums über den Erdball in ſo klarem Bilde ſich dargeſtellt. Die Sendung Chriſti ſelbſt erſchien ihm plötzlich in einem ganz neuen, in einem hinreißenden, die Menſchheit und deren Leben verklärenden Lichte. Wen der Herr oder Heiland, wie Zinzendorf immer zu ſagen pflegte, aus Gnade zu ſeinem Werkzeuge wählte, über weſſen Seele er vor dem Throne Gottes, ſeines himmliſchen Vaters, das Loos zog, der ward dadurch allein ſchon ſein Jünger und ſein Bekenner. Das Loos des Herrn, alſo die Gnadenwahl, ſchuf die Apoſtel, und ſo ward im Sinne Chriſti Jeder, der im feſten Glauben ihm anhing, ein Apoſtel des Herrn.

„Wahrlich," rief Woldemar aus, während er das Fenſter ſeines Zimmers aufſtieß, und die laue Nachtluft einathmete, die ein ſanfter Südwind aus dem Forſt des Eulenholzes über den Hutberg zu ihm herüberwehte, „wahrlich, in dieſem wunderbaren Manne erſteht der evangeliſchen Kirche Chriſti ein neuer Apoſtel! Arme Vertriebene, Männer aus dem Volke, Fiſcher, Zimmer-

leute, kurz einfache Handwerker schaaren sich um den Glaubensstarken, damit sie mit ihm eine neue Gemeinde bilden, die nichts will, als rein und lauter den Namen des Erlösers bekennen. Diese schlichten Männer mit dem unerschütterlichen Glauben werden für das Evangelium ein neuer Fels sein, auf dem es, von Schlacken gereinigt, zur weltbezwingenden Kirche erstarkt. Es bedarf nur noch des Befehles, durch's Loos diesen Schwachen ertheilt: Gehet hin in alle Welt, und taufet alle Heiden! und ein neues Apostelthum umarmt inniger und fester denn je alle Völker der Erde!"

Dieser Gedanke beschäftigte Woldemar so ganz, daß er fast seine eigene Mission darüber vergaß. Erst als der Morgen zu dämmern begann und im Osten, wohin ja seine Straße ihn wies, das Frühroth die waldigen Hügel mit Purpur übergoß, und den alten Thurm auf dem hohen Gipfel der Landeskrone in eine Flamme verwandelte, die still aufwärts zum Himmel brannte, gedachte er wieder des Dichters und dessen trauriger Lage.

Schauer der Furcht durchbebten den Edelmann, denn sein Blick starrte hier in einen bodenlosen Abgrund von Nacht und Gluth, von Glück und Elend, von Wonne und Jammer!

„Er muß gerettet werden!" rief er sich dann zu, „und kann ich es nicht, so soll es der Graf. Paul hat

Recht! Günther muß seinen bisherigen Lebenskreisen entrissen, er muß in einfachere, fester umgränzte Verhältnisse versetzt werden, wo man ihn liebreich behandelt, ihm Freiheit läßt, damit er geistig nicht verkümmert, und die kleinen Sorgen des Lebens, die schon so Manchen gänzlich vernichtet haben, von ihm fern hält. Ein Mann von seiner Begabung, ist er nicht berufen, ebenfalls ein Apostel zu werden, ein Apostel des Geistes, der zugleich mit dem Glauben die Welt erleuchtet und frei macht von den Banden der Finsterniß? Wie herrlich wäre es, wenn es gelänge, zwei so gewaltige Factoren zu gleichem Zwecke zu vereinigen! Das wäre abermals eine Berufung im Sinne des Grafen! ... Und es muß möglich sein, wenn in der Doctrin des Grafen eine Wahrheit liegt. — Günther darf nicht verloren gehen. In ihm verkörpert sich der dichterische Genius unserer Nation. Er soll der Verherrlicher meiner Landsleute, der größte Poet Schlesiens werden!"

Die Sonne stieg glänzend herauf gerade zwischen den beiden Kuppen der so malerisch-schönen Landeskrone. Im Hause ward es lebendig. Die Stimme des Grafen, der stets sehr zeitig aufstand, ließ sich vernehmen. Bald wieherte das treue Roß des Edelmannes, und nach dem gern gegebenen Versprechen, daß er binnen recht kurzer Zeit von sich und dem Erfolg seiner Sendung wolle hören lassen, schwang sich Woldemar in den Sattel.

„Der Herr geleite Sie, lieber Nachbar im Geiſt!“ rief Zinzendorf dem zögernd Forttrabenden mit ſeiner glaubensinnigen Stimme nach. „Meine beſten Wünſche begleiten Sie, denn ich entlaſſe Sie als einen Miſſionär, der des Herrn Stimme und Befehle in einem feinen Herzen mit ſich trägt in die Ferne.“

Eilftes Kapitel.

Doctor und Stadtpfeifer.

Aus einem ſehr alten Hauſe mit ſchmalen Fenſtern, die aus runden in Blei gefaßten Scheiben beſtanden, klangen die ſchreienden Töne einer Violine. Es waren immer nur zwei bis drei Töne, die ſich hören ließen, bisweilen in ſcharfer, tadelloſer Reinheit, dann aber auch wieder unklar und zitternd. Jedem unreinen Tone folgte regelmäßig lautes Eifern einer bellenden Stimme. Schwieg dieſe, ſo begann das Anſchlagen oder Ausſtreichen der Töne von Neuem, und zwar mit ſolcher Conſequenz, daß es kein Genuß war, dieſem eintönigen Klagen immer ein und derſelben Saite zuzuhören. Die Nachbarn wurden auch oft unruhig darüber und theilten ſich gegenſeitig ihre Noth mit. Aendern aber ließ ſich nichts dabei, denn das alte, verdrießlich ausſehende Haus mit dem ſchiefen Giebel gehörte erb- und eigenthümlich dem Stadtmuſikus Brumſer, und dieſer war bekannt als ein Mann, den Jeder lieber gehen als kommen ſah.

Brumſer ſtand nicht blos in dem Rufe, ein eigenſinniger, rechthaberiſcher, Alles beſſer als Andere wiſſender Mann zu ſein, ſondern galt auch für hart. Freundlich hatte ihn in ſeiner Vaterſtadt Striegau, die er nie mit einem andern Orte vertauſchte, noch kein Menſch geſehen. Er machte jederzeit ein Geſicht, als habe er ſich ganz fürchterlich geärgert, oder als ſei er Willens, dem Erſten, Beſten eine entſetzliche Grobheit zu ſagen. Spottweiſe nannte man ihn deshalb wohl auch, nur freilich nicht in ſeiner Gegenwart, den muſikaliſchen Bullenbeißer.

Heute — es war Mitte Juli — hatte das ſchreiende und winſelnde Jammern der gequälten Geige im Hauſe des Stadtpfeifers ſchon früh begonnen. Jetzt ſchlug die Uhr eben die eilfte Morgenſtunde, die liebe Schuljugend ergoß ſich lärmend, aus der dunkeln Pforte der Kloſterſchule hervorbrechend, in alle Straßen und Gäßchen der Stadt, und noch immer weinte die heute mehr als ſonſt zitternde Geige. Ein weißer Spitz, der auch nicht mehr zu den rüſtigſten ſeines Geſchlechtes gehörte, ſtand hart vor der Thür und accompagnirte mit weithin ſchallendem Geheul das Jammern der Violine, und um dieſen conſequent heulenden Hund ſtellte ſich jetzt, ebenfalls in nicht ſehr harmoniſche Töne ausbrechend, ein Trupp übermüthiger Jungen. Es fehlte wenig, ſo hätte es einen Straßenſcandal gegeben. Zum Glück verſcheuchte ein ſtattlicher Mann, der würdevoll die Straße daherkam, äußerſt ſauber gekleidet ging, einen

Treſſenrock, einen feinen dreieckten Hut und einen hohen Rohrſtock mit großem Elfenbeinknopfe trug, das luſtige Volk, indem er ihm ein ſehr energiſches: „Marſch nach Hauſe, Ihr Rangen!“ zurief, und den metallenen Klopfer an der Hausthüre Brumſer's ergriff, um ihn dreimal ſtark auf die Eiſenplatte fallen zu laſſen.

Vor dieſem Befehl ergriff die Schuljugend die Flucht, der alte Spitz aber näherte ſich dem Ankömmlinge wedelnd und ſtellte, als dieſer ihm den Kopf graute, ſein gräuliches Heulen ein. Auch im Hauſe verſtummte die monotone Muſik, doch nur, um der bellenden Stimme des Zankenden Raum zu geben.

Jetzt ward die Thür geöffnet, und der ſtattliche Herr im Treſſenrock trat ein.

„Herr Brumſer zu ſprechen?“ fragte er die alte Dienſtmagd.

„Zu dienen, Herr Doctor,“ erwiderte dieſe. „Oben im Muſikzimmer.“

„Wer von der Geſellſchaft hat ſich denn wieder einmal den Magen verdorben?“ fuhr der Doctor fort, die Alte zu examiniren. „Wundern kann mich's nicht, denn bei dieſer Muſik wird ſelbſt einem Hunde ſchlecht zu Muthe.“

„Der Herr Stadtmuſikus meint, ſein Sohn müſſe Arzenei einnehmen.“

„Louis?“ ſprach der Doctor. „Narrenspoſſen! Der Junge iſt ſo geſund, wie ich. Wenn ihn der Alte mehr Luft

ſchnappen ließ, würde er vor Geſundheit Kirchen feil tragen können."

Er ſchritt murrend an der Hausmagd vorüber, erſtieg die Treppe und klopfte an die Thür des Zimmers, aus deſſen Innern jetzt abermals die winſelnden Töne ſich hören ließen.

„Falſch, Satansjunge!" ſchrie die keifende Stimme, gleich darauf ein donnerndes: „Herein!" rufend.

„Guten Morgen, Brumſer," ſagte der Doctor, ſeinen dreieckten Hut in halbbogenförmiger Bewegung grüßend gegen den Hausherrn ſchwingend. „Da bin ich; was beliebt?"

Brumſer, ein großer hagerer Mann mit einem ſo markirten Geſicht, daß Niemand, der jemals dieſe Züge erblickt hatte, ſie je wieder vergeſſen konnte, reichte dem Doctor die Hand, ſagte kurz: „Niederſetzen!" und ſtieß dann ſeinen etwa ſiebenzehnjährigen Sohn Louis, der in der linken Hand eine Geige, in der rechten einen Fiedelbogen hielt, bei der Schulter dem Arzte zu, daß er ſich dieſem ſprungweiſe nähern mußte, indem er hinzu fügte:

„Sitzfleiſch fehlt dem Bengel! Das treiben Sie ihm in den Leib, wenn ſie ein rechter Doctor ſind, oder geben Sie mir Gift, daß ich ſterben kann!"

„Na, na!" verſetzte der Arzt. „Verſündigt Euch nicht, ſchlechter Muſikant! Ihr kommt halt noch zeitig genug im

Vorhofe der Hölle an, um den Teufeln eine von Euern ſchlechten Melodieen vorzuſpielen.“

„Keine Witze, Doctor!“ bellte Brumſer, dem Arzte ein ingrimmiges Geſicht machend und ihn mit ſeinen ſtechenden grauen Augen durch die Gläſer der Hornbrille, die er auf die pfeilerartig vorſpringende Naſe geklemmt hatte, anglotzend. „Mein Wille iſt, daß Louis ein guter Muſikant werden ſoll, und darum eben ſollen Sie ihm halt Sitzefleiſch eintrichtern.“

Der Doctor ſah den Stadtmuſikus groß an, legte den Knopf ſeines Stockes an die Naſe und ſchüttelte den Kopf.

„Haben Sie mich verſtanden?“ fragte Brumſer, indem er den Schafpelz, den er anſtatt eines Hausrockes trug, zuknöpfte, und dem Arzte gegenüber auf ſteilem Seſſel mit über einander geſchlagenen Beinen Platz nahm.

„Wohl, Herr Brumſer, was Ihr aber wollt, begreife ich nicht.“

„Herr, Du mein Heiland! Und ich wundere mich noch, daß halt mein Junge nicht raſcher capirt!“

Der Doctor ſtand auf.

„Brumſer, wißt Ihr was?“ ſprach er. „Ich weiß, was für ein herrliches Früchtchen Ihr ſeid, laßt alſo den Heiland aus dem Spiele, wenn Ihr wollt, daß ich Euch rathen ſoll! Für Euch gibt's keinen, er müßte denn im Blaſebalge ſitzen, der Eurem Orgelkaſten Wind gibt, oder in der Darmſaite, die Ihr mittelſt Pferdehaar und Colophonium quiecken und

quarren macht. Eurem Sohne fehlt nichts, mithin gebe ich ihm keine Arzenei. Es ist Sünde, einen gesunden Menschen unnützerweise mit Pillen und Mixturen zu quälen."

„Er hat aber ja kein Sitzefleisch, sage ich," schrie der Stadtmusikus ärgerlich. „Das muß ich doch wissen, Doctor."

„Braucht keins, Brumser! Laßt ihn gehen, wenn er nicht mehr sitzen will, oder, was ihm noch besser bekommen wird, laufen."

„Laufen! Unsinn!" schrie Brumser noch ärgerlicher. „Ein Musikus, sag' ich Ihnen, muß Sitzefleisch haben, um Noten zu studiren, Generalbaß zu lernen und immer zu üben. Sonst wird er ein Pfuscher. Ein Pfuscher aber ist halt immer ein verlorenes Endivium."

„Individuum, Brumser!" corrigirte der Doctor. „Sprecht doch, wie Euch der Schnabel gewachsen ist und pfuscht nicht in die Gelehrsamkeit! Hat Euer Sohn Talent zur Musik?"

„Zehnmal mehr als ich, aber keine Ruhe, keine Ausdauer! Und das quält, das ärgert mich, das macht mich wild! Ich hab's geschworen, Louis Brumser soll ein großer Mann, ein berühmter Musikus werden!"

„Und wenn er es nicht wird, he?"

„So will ich verdammt sein bei lebendigem Leibe, wenn ich ihn nicht enterbe!"

„Ihr versündigt Euch, Brumser! Die Verdammniß

kommt Euch nach dem Tode noch zu früh auf den Hals, Ihr braucht sie Euch nicht schon bei Lebzeiten zu bestellen. Hat Louis Lust zur Musik und ist's Euer Wunsch, wie es scheint, daß er nachfolgen soll Euern Fußtapfen — d. h. was die Kunst betrifft — so dankt Gott für solche Wohlthat und quält ihn nicht unvernünftig. Es sind nicht alle Väter so glücklich, wie Ihr. — Ich habe auch einen Sohn, einen einzigen, einen gescheidten Kopf, aber ich möchte wünschen, der Herr hätte ihn mir nicht geschenkt."

„Wenn die Kinder nicht einschlagen und ihrem eigenen Kopfe folgen," versetzte der Stadtmusikus, „wissen Sie, wer dann die meiste Schuld trifft, Herr Doctor? Immer die Aeltern."

„So, meint Ihr?"

„Ja, Herr Doctor, das sag' ich Ihnen gerad' in's Gesicht, weil Sie mich immer einen groben und gottlosen Kerl schimpfen. Ihr Heiligthun läßt Ihren Sohn über die Stränge schlagen, weil's ihm in seinem hellen Kopfe klar geworden, daß dabei weder Genuß noch Segen ist. Mein Junge wird kein Kopfhänger."

„Glaub's gern, Brumser, aber meint Ihr denn, daß Ihr einen Musikus nach Euerm Sinne aus ihm macht?"

„Gewiß! Seh'n Sie sich einmal das Zimmer an! Das hilft."

Doctor Günther ließ seine Augen an den Wänden herumspazieren, auf die er bis jetzt gar nicht geachtet hatte.

Sie waren bis zur Decke hinauf mit lauter Notenblättern beklebt, so daß das Auge dessen, der längere Zeit in diesem Raume zu weilen veranlaßt ward, entschieden nichts als nur Noten sah.

„Soll diese Decoration eine Tapete vorstellen?“ fragte der verwunderte Arzt.

„Eine Lection in der Musik soll es vorstellen und stellt es vor,“ sagte Brumser. „Hier übt sich mein Sohn, hier ißt er sein Abendbrot, hier erwartet er den Morgen, hier schläft er. Er sieht Noten und immer Noten, muß Noten lesen, er mag wollen oder nicht, und es müßte doch ganz und gar mit dem Teufel zugehen, wenn er nicht immerwährend auch mit Noten sich beschäftigte. So macht man einen Musiker!“

„Oder einen Narren,“ fiel der Arzt ein. „Wenn Euer Sohn keine Lust zur edlen Musika hätte, auf Eure Manier, Brumser, würdet Ihr sie ihm schwerlich eintrichtern.“

„Glaub's halt doch, Doctor! Krieg ich den Jungen erst firm zum Sitzen, so ist der Meister fertig, und er kann's aufnehmen mit jedem Andern im einfachen Geigenspiel, im Spiel auf der Viola, in der Trompete und im Orgelspiel. Choräle setzt er, daß es nur so pfeift, und auch eine Fuge hat er schon zu Stande gebracht, und zwar auf einen biblischen Text. Und doch schelten Sie mich gottlos!“

„Welchen Text hat sich denn Euer Louis gewählt?“

„Das Evangelium vom ungerechten Haushalter. Nimmt

ſich prächtig aus mit Trompeten und Pauken. Louis, mach's halt gleich einmal dem Doctor vor!"

Dieſer ſtand auf. „Laßt's ſein, Brumſer," ſagte er abwehrend. „Ich habe für Muſik gar keinen Sinn, und kriege jedesmal Ohrenzwang davon —"

„Wie die Hunde, Doctor?"

„Ja, Brumſer, gerade wie die Hunde. Um aber zum Ziele zu kommen, ſo rath' ich Euch, gebt Eurem Sohne ein anderes Logement, wenn Ihr einen Muſikus aus ihm machen wollt. Hat er mehr Freiheit und muß er die Blicke nicht immer auf die verwirrten Notenköpfe richten, ſo findet ſich das, was Ihr Sitzefleiſch nennt, von ſelber. Pillen und Latwergen gibt's dafür nicht."

Brumſer ſah den Doctor wieder mit ſeiner ingrimmigſten Miene an. Auf der ſteil anſteigenden, ſonderbar eckigen Stirn ſchwoll die Zornader fingerdick auf. Er beherrſchte ſich jedoch, um den Arzt, vor deſſen bedeutenden Kenntniſſen er Reſpect hatte, nicht aufſätzig zu machen.

„Ihre Kunſt reicht alſo nicht ſo weit, einem flüchtigen jungen Menſchen etwas mehr Geſetztheit beizubringen?" fragte er, ſich feſter in ſeinen zottigen Pelz hüllend. „Gut, dann ſoll die Notenſtube doch das ihrige thun!"

Doctor Günther ſeufzte.

„Wenn ſich die Natur eines Menſchen durch Kräuter und Salben ändern ließ, dann hätte ich vor Andern einen wohl erzogenen Sohn," verſetzte er, „während mir nun ein

Menſch in der Welt herumläuft, vor dem ich als Vater erröthen muß, und der meinem unbeſcholtenen Namen weit und breit Schande macht.“

„Aber der junge Herr Chriſtian ward ja immer als wunderbar leuchtendes lumen aller Welt vorgeſtellt, ſchon, als er noch in Schweidnitz die Schule beſuchte,“ ſagte Brumſer, mit ſchadenfrohem Grinſen ſich die Hände reibend. „Die Frau Mama hätſchelte und tätſchelte an ihm herum, als ſei er halt von lauter Marzipan, und auch der Herr Vater, der ein gelehrter Mann ſein ſoll, hatte den Narren an dem naſeweiſen und altklugen Bürſchchen gefreſſen. Da ward der junge Herr übermüthig, eingebildet, leichtſinnig, und als er die Hochſchule zu Wittenberg bezog, ging alsbald das liederliche Luderleben los, und vom Studiren war halt wenig die Rede.“

„Mich wurmt's, daß ich Euch nicht Lügen ſtrafen kann, Brumſer,“ erwiderte der Doctor. „Mein Sohn hat ſich leider verworfen, mich aber trifft keine Schuld, mich nicht!“

„Nur nicht ſo hitzig,“ fiel der Stadtmuſikus ein. „Wenn man ſuchen wollte, würde man auch finden. Mit Verlaub, Doctor, Ihr Chriſtian wurde gar nicht erzogen, und wer nicht erzogen wird, der verzieht ſich ſelber oder läßt ſich von Andern verziehen. Eine Stube, wie dieſe hier, hätte einen nützlichen Menſchen aus ihm gemacht.“

„Einen Muſikus?“

„Oder einen Medicus! — Ich, an Ihrer Stelle, Doctor,

ich hätte Ihrem Christian während seiner ganzen Schulzeit nichts sehen lassen, als medizinische Gegenstände. Seine Stube hätte ich mit Schädeln gedielt und mit menschlichen Gebeinen ihm die Fenster vergittert. Menschliche Gliedmaßen gekocht, gesotten und in Spiritus gesetzt, hätte ich ihm überall hingepflanzt. Das würde ihn bald zur Raison gebracht haben, Doctor, und statt daß er jetzt auf jede Schürze, die ihm vorbeiläuft, eine nichtsnutzige Arie macht, und denen, die ihm aus aufrichtigem Erbarmen den Kopf zurecht setzen wollen, gereimte Beleidigungen nachwirft, würde er nach solcher vernunftgemäßen Erziehung Ihnen schon jetzt ein ausgefallenes Bein einrichten und einen alt gewordenen Stockschnupfen gründlich kuriren helfen."

Doctor Günther ließ den Stadtmusikus ruhig ausreden.

„Ueber Kindererziehung gehen die Ansichten sehr auseinander," sprach er dann. „Ich weiß nicht, wessen Methode die bessere sein mag, die Eurige oder die meinige. An Euerm Louis kann sich's ja ausweisen. Den Christian aber, fürcht' ich, würde auch Eure Methode nicht geändert haben, denn mich dünkt, er zählt zu denen, die keine Gnade finden sollen vor Gott, und das ist vielleicht eine Strafe, die sich herschreibt von meinen Vorfahren. Einer derselben hat seine Gebote nicht gehalten! Das fällt dann auf die Nachkommen im dritten und vierten Gliede. Darum seht Euch vor, Brumser! Geräth Euer Sohn nach Eurer Erziehung, so ist damit nicht gesagt, daß dessen Kinder oder

Enkel nicht als Taugenichtse der Welt etwas zu schaffen machen. Gott behüt' Euch!"

„Schön Dank, Herr Doctor, und der Teufel geseg'ne Euch die Suppe, die Ihr in Euerm gottseligen Herzen für die Zukunft meiner Familie mit schönster Apothekerkunst zusammenkocht!"

Er nickte dem fortgehenden Arzte hohnlachend mit seinem vierkantigen Gesichte, das einige Aehnlichkeit mit einem Nußknacker hatte, nach und warf die Thür hinter ihm zu, daß die Wände schütterten. Gleich darauf begann das monotone Gestöhn der Geige wieder, und als der Doctor das Haus verließ, hörte er schon wieder das keifende Bellen und Schelten des originellen Stadtpfeifers mit seinem stillen, geduldigen Sohne.

Zwölftes Kapitel.

Macht der Dichtung.

Als Doctor Günther nach einigen weiteren Visiten sein Haus wieder betrat, kam ihm die Magd sogleich mit der Meldung entgegen, daß ein fremder Herr auf ihn warte.

Der Arzt sah nach der Uhr. Es war kurz nach zwölf, also die gewöhnliche Mittagszeit.

„Hat der Mann schon lange gewartet?“ fragte er, dem Mädchen Stock und Hut reichend.

„Fast zwei Stunden,“ lautete die Antwort.

„Zwei Stunden? Und wo ist er?“

„Im Garten.“

Doctor Günther war ein Mann von Pünktlichkeit, weshalb er am liebsten streng auf eine bestimmte Tageseintheilung hielt. Seiner Thätigkeit wegen aber war diese Eintheilung nicht immer aufrecht zu erhalten. Er

verfügte ſich alſo, obwohl er lieber an dem ſchon gedeckten Tiſche Platz genommen hätte, in den Garten, um den Fremden, der ſo lange ſeiner Rückkunft geharrt, ihn alſo in einer dringenden Angelegenheit zu conſultiren haben mußte, zu ſprechen. In duftender Geisblattlaube fand er ihn ſo in Gedanken vertieft, daß er den Kommenden nicht hörte.

„Mein Herr, Sie wünſchen mich zu ſprechen?“ redete der Arzt ihn an.

Der noch junge Mann erhob ſich mit Anſtand und begrüßte den Doctor, indem er ſeine Unachtſamkeit entſchuldigte.

„Wen habe ich die Ehre zu ſprechen?“ unterbrach ihn Doctor Günther.

„Woldemar von Raſchau, einen nicht gar zu fern wohnenden Nachbar, von dem Sie aber wahrſcheinlich noch nie etwas gehört haben werden. Mein Rittergut liegt ſüdlich von Hohen-Friedberg, und da ich ſehr eingezogen lebe, auch dazu genöthigt bin durch die Verhältniſſe, ſo komme ich äußerſt ſelten nach Striegau.“

„Sie wünſchen meinen ärztlichen Rath?“

„Das nicht, Herr Doctor — eine Angelegenheit anderer Art, die eigentlich nicht mich betrefft, läßt mich ſo sans façon in Ihre friedliche Häuslichkeit eindringen. Darf ich deshalb wohl auf gütige Nachſicht rechnen?“

Des Doctors Züge verſprachen wenig Gutes. Es

ſchien ihn zu verdrießen, daß ein ihm völlig Unbekannter ſeine ganze Hausordnung ſtöre und nicht einmal ärztliche Hülfe von ihm begehre. Unhöflich genug ſah er abermals nach der Uhr, indem er trocken ſagte:

„Ich bin bereit, Ihre Eröffnungen zu hören.“

„Eine Perſönlichkeit, die Ihnen ſehr nahe ſteht, hat mich erſucht, Ihnen, Herr Doctor, nebſt aufrichtigen Grüßen dies Schreiben zu übergeben.“

Woldemar zog den Brief Chriſtians hervor und wollte ihn dem Arzte überreichen.

Doctor Günther trat ein paar Schritte zurück. Er ward ſehr blaß, als ſei er heftig erſchrocken, ſeine Augen funkelten und ein Schatten finſtern Unmuths zog über ſeine Stirn.

„Von meinem Sohne?“ ſagte er gedehnt. „Er hat ſich alſo doch endlich entſchloſſen, meinen ausführlichen Brief zu beantworten? Es muß ihm das ſchwer angekommen ſein. Sie kennen meinen Sohn?“

„Ich habe ihn vor Kurzem kennen gelernt.“

„Und wie finden Sie ihn, Herr von Raſchau?“ fragte der Doctor, nach dem Briefe langend.

„Er ſchien mir mehr ernſt, als heiter, faſt niedergeſchlagen zu ſein.“

„Alſo doch zum Nachdenken geneigt. — Ach ja, das war er freilich ſchon oft, nur hält bei ihm die nachdenkliche Stimmung leider nicht lange an! Sie erlauben?“

Woldemar trat zur Seite und entfernte ſich langſam. Doctor Günther erbrach den Brief ſeines Sohnes und zog ſich in die Geisblattlaube zurück, um ihn ruhig zu durchleſen.

Nach etwa acht Minuten ſuchte der Arzt den Gutsbeſitzer wieder auf. Woldemar bemerkte mit Vergnügen, daß die Haltung des Arztes zwar ernſt, aber doch vollkommen ruhig war.

„Kennen Sie den Inhalt dieſes langathmigen Schreibens, Herr von Raſchau?“ redete Doctor Günther den Ueberbringer an. „Sie wollen dieſe Frage entſchuldigen, allein ich muß ſie thun, weil mein Sohn mich auf Sie verweiſ't.“

„Ich habe den Brief nicht geleſen, Herr Doctor,“ erwiderte Woldemar, „allerdings aber iſt mir das, was darin verhandelt wird, oder doch verhandelt werden ſollte, der Hauptſache nach bekannt.“

„Dann wiſſen Sie auch, daß ich mit meinem Sohne nicht zufrieden bin und daß ich große Urſache habe, ihm zu zürnen.“

„Ich kann nur bedauern, Herr Doctor, daß eine ſo beklagenswerthe Mißſtimmung Vater und Sohn gleichmäßig ergriffen hat.“

„Das iſt es eben! Sie ſprechen es unumwunden aus. Und gerade in dieſer Gleichmäßigkeit liegt der Grund der Unheilbarkeit. Ich habe immer gemeint, und

ich bin auch bis jetzt noch nicht anderer Anſicht geworden, daß Kinder ihren Eltern gehorſam ſein ſollen. Es läßt ſich doch wohl annehmen, daß Eltern, vornehmlich gebildete Eltern, immer nur das Beſte ihrer Kinder wollen. Als die Erfahreneren ſteht ihnen ohne Zweifel ein Urtheil eher zu, als ihren noch unerfahrenen Kindern. Maßt ſich nun aber ein Sohn an, Alles beſſer wiſſen zu wollen, als der Vater, ſo kündigt er dieſem den von Gott und Welt gebotenen Gehorſam auf. Es iſt Pflicht des Vaters, ihn von dieſem falſchen Wege zurückzubringen, ſei's in Liebe, ſei's mit Gewalt. Fruchtet aber Beides nicht, ſetzt vielmehr der Sohn allen Ermahnungen und Warnungen nur hartnäckig das eigenſinnigſte Pochen auf ſein gutes Recht entgegen, dann wird es kein Vernünftiger einem ſo geringſchätzig behandelten Vater verdenken können, wenn er den ungerathenen Träger ſeines Namens ſich ſelbſt überläßt, in der Hoffnung, die ſelbſt bereitete Noth werde ihn zur Erkenntniß ſeines Unrechtes bringen und ihn ungerufen reuig zurückführen in die Armen ſeines Vaters."

Doctor Günther ſchien eine Antwort zu erwarten, Woldemar hielt aber abſichtlich damit zurück, weil er zuvor gern die Geſinnungen und Anſichten des Mannes kennen lernen wollte, welche nach des Poeten Schilderung ſo abſtrus ſein ſollten, daß ein ſelbſtdenkender junger Mann ſich dieſelben unmöglich zur Richtſchnur für ſein eigenes Leben nehmen konnte.

„Glauben Sie nicht, Herr von Raſchau," fuhr der Arzt nach kurzer Pauſe fort, „daß ich meinen Sohn hart behandelt habe und gegenwärtig ihn zu ſtreng beurtheile. Im Gegentheil, ich war früher leider zu nachſichtig gegen ihn, freute mich ſeiner glänzenden Anlagen und ließ ihm zu viel Willen. Dies iſt der einzige Vorwurf, den ich mir hinſichtlich ſeiner Erziehung zu machen habe. Später, als ich zu meinem Bedauern gewahrte, daß mein Sohn ſchwer zu leiten und noch ſchwerer zu überwachen ſei, habe ich gethan, was jedem gewiſſenhaften Vater die Pflicht gebietet. Ich ſah ein, daß nur ſtreng geregelte Thätigkeit dem jungen, leichtfertigen, zu Ausſchweifungen aller Art hinneigenden Menſchen vor höchſt gefährlicher Verwilderung ſchützen könne. Chriſtian wollte ſtudiren. Ich beſtand darauf, daß er ſich ein Fach, wozu er Neigung habe, eine Brodwiſſenſchaft, wählen ſolle. Bis heute iſt er mir auf die Frage, wozu er die meiſte Neigung habe, die Antwort noch ſchuldig geblieben. Unentſchloſſenheit iſt mir verhaßt, ich läugne es nicht, darum befahl ich ihm, aber nur, weil er ſich ſelbſt nicht rathen noch helfen konnte, Medicin zu ſtudiren. Mein Sohn widerſprach nicht. Er bezog die Univerſität, ward auch wirklich Student der Medicin, ſtudirte jedoch nicht. Als ich dies und ſeinen leichtſinnigen Lebenswandel erfuhr, machte ich ihm Vorwürfe darüber, ermahnte ihn, ſeine Zeit zu benutzen, an die Zukunft zu denken und uns Eltern nicht zu bekümmern. Alles um-

ſonſt! Chriſtian ward leichtſinniger denn je, vergeudete Geld und Zeit, ſchloß ſich leichtfertigen Kumpanen an und legte ſich mit unverkennbarem Talent auf's Verſemachen! — Herr von Raſchau, ich ehre und achte jede Kunſt, die ſogenannte Dichtkunſt aber, wie mein verwilderter Herr Sohn ſie treibt, dieſe haſſe und verfluche ich, und das iſt der Punkt, der uns ſcheidet und ſo lange ſcheiden wird, bis mein Sohn ſich ändert. Ich gebe in dieſen Punkte nicht nach, weil Nachgeben mein eigen Fleiſch und Blut der Verdammung überliefern hieße. Mein Sohn muß dies einſehen und umkehren, oder ich mache meine Drohung wahr — ich verſtoße ihn!"

Der Doctor ſchwieg erregt. Woldemar glaubte jetzt die Zeit gekommen, wo ein Wort von ihm möglicherweiſe Eindruck auf den rechtlichen, aber jedenfalls einſeitig ſchroffen Mann machen könne.

„So viel ich weiß," nahm der Vermittler das Wort, „hat Ihr Sohn in dem an Sie gerichteten Briefe dahin zielende Vorſchläge gemacht, oder beruhigende Verſicherungen gegeben."

„Ganz recht," verſetzte der Doctor. „Wenn er gar nicht mehr weiß, wo aus noch ein, kommt immer eine wohl ſtyliſirte Epiſtel mit Phraſen und Betheuerungen, die ganz koſtbar klingen, nur leider niemals etwas nützen. Man pflegt wohl zu ſagen, die Hölle ſei mit guten Vorſätzen gepflaſtert, nun, ich kann behaupten, der Weg zu

meinem Hauſe von Wittenberg und Leipzig iſt mit heiligen Gelöbniſſen meines Sohnes beſtreut. Gehalten aber hat er bis jetzt noch keines derſelben. Auch in dieſem neueſten Schreiben ſind die Worte vortrefflich, und wären es nicht Lügen, könnte ich darüber frohlocken. Nur kann ich eine Aeußerung darin nicht recht verſtehen, und doch ſcheint mein Sohn großes Gewicht darauf zu legen."

„Vielleicht kann ich mündlich darüber Auskunft geben."

„Chriſtian ſpricht von der Abſicht, endlich meinem Verlangen nachzukommen," ſagte der Doctor, in den Brief blickend. „Er will ſich der Medicin widmen bis zu einem gewiſſen Grade, wenn ich mich meinerſeits zu einer Gegenleiſtung verpflichte. Klingt ſchon eine ſolche Sprache etwas ſonderbar im Munde eines Sohnes, ſo will ich doch darüber hinwegſehen; worin aber ſoll denn meine ſogenannte Gegenleiſtung beſtehen?"

„Hier beginnt in der That meine perſönliche Wirkſamkeit, Herr Doctor," ſprach Woldemar, „vorausgeſetzt, daß Sie geneigt ſind, mich anzuhören und meiner Verſicherung Glauben zu ſchenken, daß ich hocherfreut ſein würde, einem Vater den Sohn wieder zuzuführen."

„Laſſen Sie hören," erwiderte Doctor Günther. „Ich bin immer bereit zu vergeben und zu vergeſſen, wenn ich neben ernſtem Willen auch das ernſtliche Streben ſehe, ein verfehltes, ja verdammenswürdiges Leben aufzugeben."

„Soweit ich ein Urtheil habe in Dingen, die mir eigentlich ferne liegen," begann Woldemar, „muß ich Ihren Sohn für einen Mann von großer und seltener Begabung halten. Die Natur hat ihn, auch nach dem Urtheile kompetenter Kenner, zum Dichter bestimmt."

„Hat sie, wirklich?" fiel der Doctor ein. „Nun, so verargen Sie mir die Gegenbemerkung nicht, daß sie ihn dann auch noch zu etwas ganz Anderem nebenbei mit bestimmt haben muß. Ich habe letzthin eins seiner Poeme gelesen, und obwohl ich als Arzt wenigstens nicht prüde bin, habe ich als Mann und Vater doch gewaltigen Anstoß daran genommen! Kommen Sie etwa, um die Anstößigkeiten zu rechtfertigen, mit denen mein sauberer Sohn den Lustgarten der Musen zu verzieren beliebt?"

„Nicht rechtfertigen, auch nicht entschuldigen, nur erklären will ich diese Verirrung Ihres Sohnes," fuhr Woldemar fort, ohne sich von dem Einwurfe des Doctors irre machen zu lassen. „Diese nicht zu billigenden Auswüchse an manchem seiner früheren und neueren Erzeugnisse sind Ergebnisse einer verzweifelten Stimmung. Diese Versicherung, die von einer strengen Selbstkritik begleitet war, habe ich aus seinem eigenen Munde vernommen, und ich muß schon deshalb Gewicht darauf legen, weil sie nicht für mich berechnet, sondern ein Ausfluß des Grames über verfehltes Wirken war. Seine Freunde mußten alle Kunst der Beredtsamkeit aufbieten, um den

grenzenlos Unglücklichen, gegen ſein beſſeres Selbſt Wüthenden nur einigermaßen zu beruhigen.“

Der Doctor ward nachdenkend.

„Waren Sie Zeuge dieſer Selbſtanklage?“ fragte er. „Entquoll ſie ungeheuchelt dem Herzen meines Sohnes?“

„Ich bin feſt davon überzeugt!“

„Fahren Sie fort, Sie machen mich neugierig.“

„Wäre ich der Vergebung und der mir ganz und innig zugewandten Liebe meines Vaters gewiß,“ rief der tief Erſchütterte mit thränendem Auge aus, „o, ich glaube, mein Hirn brächte einen Hymnus zu Stande, den die Heiligen im Himmel mit Entzücken ſängen! Es würde ein Hoſiannah ſein für reuige Sünder, gedichtet von einem wahrhaft Bußfertigen! Aber mein Vater glaubt mir nicht mehr, denn ich habe ihn belogen und betrogen, freilich gegen mein beſſeres Wiſſen und Wollen!“

Doctor Günther ergriff die Hand des Gutsbeſitzers.

„Das hat mein Sohn geſagt?“ ſprach er. „Sagen Sie, daß es wahr iſt!“

„Es ſind die Worte, die ich aus ſeinem Munde vernahm.“

Ein feines Lächeln flog über die ernſten Züge des Arztes.

„Feuer hat er, das iſt gewiß,“ ſprach er, „und ſeine Sprache iſt ſo ſchwungvoll, als ſeine Gedanken neu ſind und ſchön, wenn er ſie nicht leichtſinnig in den Straßenkoth ſchüttet.“

„Gestattete mein Vater," fuhr Woldemar fort in der Erzählung, welche die rennüthige Stimmung des Poeten schildern sollte, „daß ich als akademischer Lehrer mir dereinst einen Wirkungskreis bilden dürfte, dann würde ich noch jetzt mit Eifer mich auf die Wissenschaften werfen, nebenbei aber freilich auch Gedichte machen; doch wäre ich bereit, einen feierlichen Eid zu schwören, neben einem einzigen profanen Poem neun ernsthafte mit ernstem Inhalt hervorzubringen! Ich fühl's, daß ein Umschwung in mir sich vorbereitet, selbst religiöse Stimmungen überraschen mich, und in solchen Stunden göttlicher Weihe drängt es mich förmlich, fromme Lieder zu dichten."

Die Blicke des Doctors ruhten fest auf dem Gutsbesitzer.

„Junger Mann," sprach er jetzt, „ich bin überzeugt, daß Sie es gut meinen mit meinem Sohne, Sie würden sich aber schwer an mir, dem von vielen Sorgen gebeugten Vater versündigen, wenn Sie mich hintergingen und mir eine Umkehr dessen, um den meine Seele so lange schon Leid trägt, vorspiegelten, ohne daß diese auch wirklich eingetreten wäre.

„Herr Doctor," versetzte Woldemar, „ich kenne Ihren Sohn zu wenig, um als Parteigänger für ihn aufzutreten. Auch bin ich persönlich einer Richtung zugethan, die mich eher den Gegnern desselben zuführen könnte, als dessen Freunden. Was ich sage, kann ich beschwören, und hier

iſt, denk' ich, in gewiſſem Sinne auch noch ein ſchriftlicher Beleg. Sie werden an dem Feuer der Sprache und der geſchmeidigen Form die Feder Ihres Sohnes, deſſen Handſchrift Ihnen zur Genüge bekannt iſt, leicht erkennen."

Mit dieſen Worten überreichte Woldemar von Raſchau dem noch immer zweifelnden Vater des Dichters eine ſogenannte Aria über die Worte: „Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt." Dieſer durchlas das Gedicht mit Staunen und Rührung, Anfangs leiſe, dann laut. „Wie wahr! wie wahr!" rief er aus.

„Man wandelt zwiſchen Furcht und Spöttern,
Man wird verſchnitten und gedrückt,
Und bei den größten Unglückswettern
Auch gar von Freunden umgerückt,
Von Freunden, die des Glückes Liſt
Mit angenehmen Blicken küßt.

„Der Geiſt iſt willig, recht zu leben,
Und wäre gern der Mängel los,
Allein des Fleiſches Widerſtreben
Iſt allemal ſo ſtark und groß,
Daß auch der allerbeſte Chriſt
Zum Oeftern Rath und Troſt vermißt."

Er las wieder leiſe weiter, bald aber ergriff ihn die Wärme der Dichtung abermals ſo ganz, daß er laut fortfuhr, indem freudige Rührung in ſeinen Augen leuchtete:

„Indem ich die Verſich'rung habe,
Und völlig überzeuget bin,

So seh' ich täglich nach dem Grabe
Mit Lust und Sehnsuchtsblicken hin,
Und wünsche bald mit heißem Flehn
Durch dessen Nacht das Licht zu sehn —

„Das Licht, in dem der Vater wohnet,
Dort, wo Verdruß und Angst und Weh
Der Auserwählten ewig schonet,
Bei denen ich in Hoffnung steh',
Mein Glaube kämpft, Gott spricht ein Wort,
Halt an, mein Geist, Dein Sieg ist dort!

„Fallt hin, ihr abgekränkten Glieder,
Und mengt euch unter Asch' und Sand,
Ihr werdet mir gewißlich wieder
Mit neuer Klarheit zugewandt!
Verschleiß, du abgetrag'nes Kleid,
Verwesung bringt Vollkommenheit."

Doctor Günther ließ das Blatt sinken und kämpfte sichtlich eine starke Bewegung in sich nieder. Dann reichte er Woldemar, der mit Spannung dem Mienenspiel des Lesenden gefolgt war, die Hand und sprach:

„Herr von Raschau, ich danke Ihnen. Mehr noch, als Ihre Worte, haben mich diese wahrhaft christlichen Verse überzeugt, daß in dem Herzen meines Sohnes eine Wandelung zum Bessern vorgegangen ist. Ich segne die Stunde, welche Sie zu mir führte. Besuchen Sie mich bald wieder, mein Haus wird Ihnen, als einem Boten des Friedens, jederzeit offen stehen. Und hier, werther Herr von Raschau, hier geb' ich Ihnen Wort und Handschlag,

daß ich meinem Chriſtian vollkommen ſeine Thorheiten, Ausſchweifungen und Ungerechtigkeiten verzeihe! Er hat bereut, er iſt auf dem Wege der Beſſerung, mithin hat er Anſpruch auf Vergebung und liebevolle Aufnahme im Vaterhauſe. Sobald ich wieder ganz Herr meiner Stimmung geworden bin, werde ich ihm in dieſem Sinne ſchreiben. Ruhig nur muß ich ſein, damit das Herz nicht mit dem Verſtande durchgeht und Unheil anrichtet. Und, Herr von Raſchau, haben Sie irgend welchen Einfluß auf meinen Sohn oder auf Diejenigen, denen er vorzugsweiſe Vertrauen ſchenkt, ſo laſſen Sie dieſe wiſſen, daß meine väterliche Verzeihung eine vollkommene ſei, wenn mein Sohn ſich diesmal meines Vertrauens würdig zeigt. Ich vergebe Alles, Herr von Raſchau, Alles, nachdem ich dieſen Seufzer eines in ſich gegangenen Sünders geleſen habe, nicht aber einen nochmaligen Rückfall in das alte, leichtfertige Sündenleben!“

Woldemar verſprach, ſo weit es ihm vergönnt ſei, in dieſem Sinne für des Dichters Zukunft thätig zu ſein.

Unter lebhaftem Geſpräche näherten ſich beide Männer dem Hauſe. Aus dieſem trat ihnen jetzt eine Matrone in ſchlichter Bürgerstracht entgegen, in der Raſchau ſogleich Chriſtian Günthers Mutter erkannte. Den ſchalkhaften Mund und die glänzend-tiefen Augen hatte der Dichter von der Mutter ererbt.

„Meine Frau," ſagte der Doctor. „Herr von Raſchau, ein wahrer Freund unſeres Sohnes."

„Unſeres Chriſtian!" rief die Matrone, und ein Zittern der Erwartung machte ſie erbeben. „O, wie geht es ihm! Iſt er ruhiger geworden und glaubensvoller?"

„Er hat ſich gebeſſert, liebe Frau," ſprach der Doctor, „und ich verzeihe ihm von ganzem Herzen. Du ſelbſt ſollſt den Brief leſen, den ich ihm noch heute mit Gottes Hülfe ſchreiben werde."

Eine ſo fröhliche Botſchaft hatte die liebende Mutter nicht erwartet. Sie umarmte in Gegenwart des Fremden ihren Gatten, indem ſie bewegt ausrief:

„O, nun iſt Alles gut! Nun kann ich doch ruhig der Zukunft entgehen ſehen und ein aufrichtiges Dankgebet an Gott richten!"

Dann reichte ſie Woldemar die Hand, indem ſie ſagte:

„Verzeihen Sie, Herr von Raſchau! Es iſt etwas Großes für das Herz einer Mutter, wenn ihr Kind, ihr einziges Kind ſich freiwillig wieder dieſem anſchmiegt, von dem es in irrem Drange Jahre lang fern blieb!"

Woldemar fühlte, daß ſeine Gegenwart nur ſtörend für beide Gatten ſein müſſe. Er empfahl ſich daher

auf das Freundlichſte, indem er Chriſtians Eltern nochmals die Verſicherung gab, daß er ohne Zögern dem vertrauteſten Freunde deſſelben Nachricht von dem Erfolg dieſes ihm unvergeßlichen Zuſammentreffens geben werde.

Dreizehntes Kapitel.

Ein Brief.

Leichten, faſt jubelnden Herzens kehrte Woldemar auf ſein Rittergut zurück. Er hatte ſich eine Anknüpfung mit Doctor Günther weit ſchwieriger vorgeſtellt, da er ihn nach der Schilderung des eigenen Sohnes für einen höchſt unzugänglichen, ſchroffen, in ſeinen Anſichten verrannten Mann halten mußte. Nun hatte er einen Gelehrten gefunden, der vielfach getäuſcht worden war, und der ihm nur tief verſtimmt, keineswegs hart erſchien. Seine Unterredung mit dem Doctor nahm ihn ganz für denſelben ein. Er konnte ſich recht gut denken, daß ſein eigenes Urtheil, ſeine Anſichten über Welt und Menſchen ſich ähnlich geſtalten würden, ſollte er ein gleiches Lebensalter erreichen. Etwas pedantiſch freilich mochte der gute Mann wohl ſein, vielleicht auch legte er auf ſeine Wiſſenſchaft, die er jeden-

falls für die höchste hielt, gar zu großen Werth, namentlich dem excentrischen Sohne gegenüber, im Ganzen aber mußte sich — so schien es wenigstens Woldemar — mit dem an sich verständigen Manne doch leben lassen, wenn man ihn nicht fortwährend reizte oder durch Eigensinn und Widerspruch auf's Aeußerste erbitterte.

Schon auf dem Heimwege leuchtete es Woldemar ein, daß es nur auf des jungen Günthers künftiges Verhalten ankommen werde, ob zwischen ihm und dem Vater — von der weichen, duldsamen Mutter konnte gar nicht die Rede sein — ein dauerndes Verhältniß sich anbahnen lasse. Woldemar erkannte die Gefahr, die noch immer drohend im Hintergrunde lauerte und er verhehlte sich nicht, daß er selbst als Mittelsperson dem Doctor in sehr zweideutigem Lichte erscheinen müsse, wenn dessen Sohn in seine alten, vom Vater bereits schonungslos verurtheilten Fehler zurückfallen sollte. Woldemar besaß Phantasie genug, um die wahrscheinlichen Folgen einer solchen Möglichkeit sich mit den lebhaftesten Farben auszumalen, und eben weil diese Möglichkeit seinem Dafürhalten nach in den Verhältnissen selbst, vornehmlich aber in dem Charakter oder der Charakterlosigkeit des Dichters gegeben war, nahm er sich vor, seinem Freunde Paul, auf den er sich verlassen durfte, Alles mitzutheilen, was ihn bewegte, ihn bald mit frohen Hoffnungen erfüllte, bald wieder trüben Befürchtungen Raum gab.

Unmittelbar nach seiner Heimkunft schrieb er folgenden Brief an Paul von Podelwitz:

„Mein lieber Paul!

Bei meiner Abreise aus Leipzig war mir nicht ganz wohl zu Muthe. Ich kam mir vor, wie ein Mensch, der in eines Andern Haut geschlüpft ist und sich in dieser neuen Körperhülle nicht zurecht finden kann. Der Brief Deines Intimus und mein Wort, das ich, wie immer, in meiner Gutmüthigkeit Dir und Günther gegeben hatte, machte mich unruhig. Daß Ihr Schlesier doch nie und nimmer Eure Natur verläugnen könnt! rief ich mir zu und kanzelte mich ganz im Stillen, damit es ja Niemand erfahre, tüchtig ab. Geholfen ward natürlich mit dieser Gardinenpredigt, die Gemahl Verstand diesmal Frau Herz hielt, nichts. Frau Herz schlug ihren Mantel dichter um sich und Gemahl Verstand mußte, um nicht eine ebenfalls nutzlose Heiserkeit davonzutragen, seinen Vortrag abbrechen, obwohl er sehr bündig und wohl geordnet war. Allein Recht hatte er doch nicht gehabt, und ich thue mir als eingefleischter Schlesier jetzt ordentlich etwas Rechtes zu Gute auf meine Herzensgerührtheit. Höre, was mir begegnete!"

„In Dresden einreitend, war ich willens, Deinen gräflichen Herrn Vetter zu besuchen, wie ich aber auf den Palais-Platz kam, spürte ich bereits wieder einige abmahnende Zuflüsterungen, und ich wußte nicht, was thun? Looſe! Laß den Zufall entscheiden! rief es da in mir, und

ſiehe da, meine Seele war auf der Stelle ruhig. Ich klammerte mich alſo recht feſt um dieſen Stab aller Unſchlüſſigen und ſagte alſo zu mir:

Woldemar! So Dir auf der Brücke zuerſt ein herrſchaftlicher Wagen oder ein herrſchaftlicher Bedienter in Livrée oder ein hoher Officier, verſteht ſich in Uniform, kurz, etwas begegnet, das als Gruß der vornehmen Welt angeſehen werden kann, dann machſt Du Viſite bei dem Grafen, läuft Dir aber ein Betteljunge zuerſt entgegen, oder ein wendiſches Dienſtmädchen oder ein bürgerliches Gefährt kreuzt Deinen Weg, ſo exiſtirt der Graf für Dich nicht und Du thuſt, als hätteſt Du nie von ihm ſprechen hören! Und richtig, kaum ſetzte mein Roß den Huf auf die Brücke, ſo rief auch ſchon ein recht dumm in die Welt hinein glotzender wendiſcher Tölpel mit weiß-rother Zipfelmütze auf ſeinem Strobelkopfe ſein gedehntes Hoi mir zu.

„Um mir nun ſelbſt Wort zu halten, trabte ich ein paar Stunden ſpäter ſchon wieder zum ſchwarzen Thore hinaus in die brütende, kiendunftige Haide hinein.

„Du und mehr noch Dein poetiſcher Freund lachtet mich aus wegen meiner Liebhaberei, immer die Zuflucht zum Zufall, oder wie ich lieber ſage, zur Vorſehung zu nehmen. Denn ſo lange der Glaube an einen lebendigen, allwaltenden Gott mich nicht verläßt, muß ich doch annehmen, daß Alles unter ſeiner Oberleitung ſteht, und deshalb hat dieſe Hingabe an die ihm allein überlaſſene Entſcheidung für

mich etwas ungemein Beruhigendes, ja geradezu Beglückendes. Daß ich Recht gethan habe, nicht ſelbſt über mich zu verfügen, lehrte mich ſchon der nächſte Tag. Wer mag wiſſen, wie es jetzt um mich ſtände, hätte ich anders gehandelt! Der Zufall führte mich mit Deinem Vetter zuſammen und zwar faſt auf derſelben Stelle, wo vor einigen Wochen Dein Pferd ſcheute und der Name des Grafen zuerſt zwiſchen uns genannt wurde! Jetzt erſt ſehe ich ein, daß dies nicht Zufall, ſondern Schickung, himmliſche Schickung war. Doch höre weiter!

„Dein Vetter hat mich beherbergt, ich habe lange Stunden mit ihm und ſeinem Intimus, dem Paſtor Rothe, geſprochen, disputirt, wenn Du willſt, und ich kann Dir die Verſicherung geben, nicht ohne Nutzen. Ob es Menſchen gibt, die den Grafen beſpötteln, ihn einen Schwärmer oder Kopfhänger nennen, das kümmert mich nicht. Für mich iſt er ein Mann „nach dem Herzen Gottes", wie die Schrift ſagt, und ich glaube ſogar, er iſt auch ein Mann Gottes! Graf Zinzendorf wird von ſich reden machen, und wenn der ganze Hof des Königs von Polen ſich um ihn aufſtellte, ihm Eſel bohrte und ihn wie einen Bajazzo behandelte! — Aus dieſem erſten Geſpräche ſchon, das hoffentlich nicht unſer letztes geweſen ſein wird, habe ich mehr für mich und mein Leben profitirt, als in Jahren vor dieſem Tage. Es konnte nicht ausbleiben, daß während unſeres Geſprächs die Rede auch auf mich ſelbſt kam. Der

Graf wollte mich nicht ziehen laſſen. Mit den Worten: „Bleibe bei uns!“ die in ſeinem Munde wie der Ruf eines Engels klangen, dem man nur zu gern folgen möchte, reichte er mir die Hand. Ich nahm ſie an, ohne die Bitte gewähren zu können. Einen Grund für mein Eilen mußte ich aber angeben. Konnte ich etwas Anderes thun, als die Wahrheit ſagen? Gewiß billigſt Du meine Redlichkeit. So ſagte ich denn, was ich wußte, was ich durfte, und der Name Deines poetiſchen Freundes ward genannt.

„Graf Zinzendorf wurde darauf ſtill. Rothe, ein eifriger Theolog, ein Streiter für die Kirche des Herrn, wie er ſie ſich denkt, ließ einige nicht eben ſehr empfehlenswerthe Bemerkungen einfließen. Er hat früher von Günther gehört, und, wie eben beide Männer geartet ſind, konnte er keinen Wohlgefallen an dem durch's Leben ſtürmenden Poeten finden. Du kannſt indeß ruhig ſein. Dein Vetter wird Dir und Deinem Freunde gewiß die Hand bieten, wenn Einer oder der Andere von Euch ſeine Vermittelung in Anſpruch nimmt.

„So ſchied ich von dieſem wunderſamen Menſchen ungern und doch voll Hoffnung. Faſt glaube ich, es würde mir unendlich ſchwer, wo nicht ganz unmöglich geworden ſein, mein Wort zu halten, ohne dies ermuthigende Zuſammentreffen mit Zinzendorf. Die Stärke, welche man dem Glauben zuſchreibt, iſt eine Kraft voller Wunder, mag man dagegen ſagen, was man will. Kann ein Menſch erſt

glauben, ſo iſt ihm nichts mehr unmöglich, es gibt dann für ihn keine Schwierigkeiten mehr.

„Deinem glaubensſtarken, gotterfüllten Vetter allein habe ich es zu danken, daß ich an das Gelingen der ſelbſt übernommenen Miſſion glaubte. Alles, was Zinzendorf mit mir durchgeſprochen hatte, blieb lebendig in mir, und mir war es, als begleite mich dieſer milde, fromme, klare und ſo merkwürdig aufopferungsfähige Mann auf Schritt und Tritt. Er trat auch mit mir in das baufällige Haus des Doctor Günther, und ſein Geiſt wenigſtens ſchwebte über mir, war in mir thätig, als ich dem Vater Deines Freundes gegenüber ſaß und ihm Rede ſtehen mußte. Auch hier bin ich keinen Finger breit von der Wahrheit abgewichen, und dennoch hab' ich — oder die Vorſehung in Geſtalt eines glücklichen Zufalles, den ich in jenem Liede bei mir trug, das Günther am Abend vor meiner Abreiſe in tiefer, moraliſcher Zerknirſchung niedergeſchrieben hatte — den Sohn ſeinem Vater wiedergegeben. Deinem Freunde iſt verziehen, wenn er hält, was jenes Lied gelobt; wenn er wird, was er in jenem Liede zu ſein vorgibt und was er jedenfalls war, als er es dichtete! Darauf kommt Alles an, und es muß jetzt Deine hohe Aufgabe ſein, mein wackerer Freund, dieſe geiſtige Umkehr zu einer dauernden für den Dichter zu machen. Es wird auch dies gelingen, wenn Du den rechten Glauben dazu mitbringſt. Günther hat daſſelbe zu thun, ſobald er Antwort von ſeinem mild geſtimmten

Vater erhält. Glaube aber, felſenfeſter Glaube muß da ſein, ſonſt fehlt die Kraft und ohne Kraft wird nichts geſchafft!

„Ich ſah auch die Mutter Chriſtians. Geſprochen habe ich ſie eigentlich nicht, ich erfülle aber gewiß nur ihren Wunſch, wenn ich dem Sohne tauſend Grüße von ihr ſende.

Gott befohlen, altes Haus! Binde keine Bären mehr an, weder für Dich noch Andere, ſtütze vertrauensvoll den Geängſteten und eben dadurch ſchwach Gewordenen, und glaube immer an die uneigennütze Freundſchaft

Deines

Woldemar v. Raſchau."

Dies Schreiben fertigte der Gutsbeſitzer auf der Stelle ab, damit es womöglich noch eher in Paul's Hände komme als der Brief des Doctor Günther an deſſen Sohn.

Vierzehntes Kapitel.

Freud' muß Leid haben.

Die Freunde hatten sich seit einigen Tagen nicht mehr gesehen. Paul war dies zwar unlieb, er wunderte sich aber nicht darüber, weil eine derartige Vernachlässigung nicht vereinzelt dastand. Günther verschwand bisweilen allen seinen Bekannten auf unbestimmte Zeit, und es blieb dann Allen ein Geheimniß, was er in solchen Zwischenzeiten angefangen, wo er sich aufgehalten hatte. Ließ er sich eben so unerwartet wieder blicken, so war er das eine Mal ausgelassen heiter, ein anderes Mal wieder niedergeschlagen und so melancholisch, daß er gar nichts von Lust und Leben hören mochte. Gewöhnt an diese Launen des Poeten, fügten sich ihnen Alle. Selbst Fragen unterblieben neuerdings, da er diese ungern und offenbar ausweichend beantwortete.

Paul war, um des Freundes bald wieder habhaft zu

werden, jeden Tag nach deſſen Wohnung gegangen, mußte aber immer mit derſelben Antwort der geſchwätzigen Vermietherin: „Iſt noch nicht hier“ die fünf halsbrecheriſchen Treppen wieder herabſteigen. Als er das letzte Mal dieſen Gang machte, war es bereits dämmerig, und wie Paul die erſte Treppe hinaufſtieg, kam ihm von Oben herab ein zierliches Mädchen entgegen, das wie ein Dienſtmädchen gekleidet ging und einen Henkelkorb am Arme trug. Um die Herabſteigende vorbei zu laſſen, mußte er zur Seite treten. Ein Blick in das Geſicht des jungen Mädchens ſagte ihm, daß ſie ungewöhnlich hübſch war, und wie ſie mit leichter Neigung des Kopfes an ihm vorüberſchritt, bemerkte er, daß ſie weinte. Auch fiel ihm gleichzeitig die ſchneeige Weiße ihres feinen Armes auf. Gern hätte er das hübſche Kind angeredet, es ſchlüpfte aber ſo ſchnell die ſchmalen Stufen hinab, daß ihm keine Zeit dazu übrig blieb. Vor der Saalthür Günthers angekommen, erhielt er von der wachſamen Wirthin die alte bekannte Antwort.

„Hat wohl kürzlich Jemand den unſtätten Herrn zu ſprechen gewünſcht?“ fragte er die heute ſehr mürriſche Alte.

„Mehr als ein Jemand,“ verſetzte dieſe, offenbar unzufrieden mit dem unordentlichen Lebenswandel ihres Einlogirers. „Mich dauert nur eine gewiſſe Jemand, die nicht müde wird, jeden Tag früh und Abends anzuklopfen und die jedesmal betrübter wieder fortgeht. Wenn mein Herr Leichtfuß dem armen Kinde nur nicht ihr nied-

liches Köpfchen verrückt hat! Es wäre Sünde, weiß Gott, lieber Herr, himmelschreiende Sünde wär's!"

Paul fühlte sich nicht veranlaßt, mit der klatschhaften Vermietherin ein Thema zu besprechen, das so viele Anhaltspunkte zu liebloſen und verleumderiſchen Bemerkungen bot. Deſto mehr gab ihm die zufällige Begegnung zu denken. Günther hatte ihm nie geſagt, daß er ein beſtimmtes Verhältniß mit irgend einem weiblichen Weſen angeknüpft habe. Er hielt ihn auch für viel zu flatterhaft und genußſüchtig, um ihm eine ſo große Beſtändigkeit zuzutrauen. Ueberhaupt ließen alle Aeußerungen des Dichters vermuthen, daß er das eigentliche Weſen der Liebe weder kenne noch kennen zu lernen gewillt ſei. Ihm war das Weib nur ein angenehmes Spielzeug, dazu erſchaffen, um ſich in müſſigen Stunden die Zeit damit zu vertreiben. Oft hatte ſich dieſer lockeren Anſicht wegen Paul ſchon mit dem Freunde ernſthaft erzürnt, ohne durch ſeine Einreden ihn andern Sinnes machen zu können, und Beide waren deshalb ſtillſchweigend von der Berührung eines Themas zurückgekommen, das jedesmal mit gegenſeitiger Verſtimmung endigte.

Die Worte der Vermietherin beunruhigten Paul, und da er Günther aufrichtig liebte und ſeiner Geiſtesgaben wegen höher ſchätzte, als jeden Andern, mit dem er bisher in Berührung gekommen war, nahm er ſich vor, gelegentlich doch wieder das Geſpräch auf dies verfängliche Thema zu bringen. Mit dem feſten Entſchluſſe, den leicht beweglichen,

aber leider oft ſehr unbeſonnenen Freund nicht ohne abgelegtes Geſtändniß entſchlüpfen zu laſſen, betrat er ſeine Wohnung wieder. Hier fand er Woldemars Brief vor, den er begierig erbrach und mit frohem Herzklopfen durchlas.

„Gerettet! Gott ſei gelobt!“ rief er bewegt und innerlichſt beglückt aus, und ſein Herz fühlte ſich plötzlich frei von einer Laſt, die es lange ſchon ſchwer bedrückt hatte. „Wenn der geheimnißvolle Schwärmer doch aufzufinden wäre, damit ich ihm dieſe frohe Botſchaft mittheilen könnte! — Wie wird er jubeln! Welch' neues, hoffnungfrohes Leben wird ſich ihm eröffnen! In welch' poetiſchem Lichte wird ihm jetzt die ganze Welt erſcheinen! — Der Vater mild, gerührt, verſöhnt! Die ganze traurig-wüſte Vergangenheit, die er abſichtlich zu verſchleiern ſich bemüht, vergeben und vergeſſen! — Es hilft nichts, ich muß doch wieder auf Kundſchaft ausgehen. Daheim hab' ich keine Ruhe, und wer weiß, ob der Zufall, dem Woldemar ein ſo großes Loblied ſingt, mir nicht auch einmal günſtig iſt!“

Paul ſteckte den Brief zu ſich und machte ſich auf den Weg. Um den Zufall recht ungeſtört walten zu laſſen, ging er ſtraßauf, ſtraßab, wie es ihm gerade in den Sinn kam. Er folgte dabei nur dem lockenden Nachtbilde, das jetzt die ſchon ziemlich ſtill gewordene Stadt darſtellte. Die meiſten Straßen waren zur Hälfte hell vom Monde beſchienen, während die andere Hälfte im Schatten lag. Die hohen Häuſer mit den vielen Erkern warfen mitunter höchſt

maleriſche Schatten, wie denn die ganze Architektur derſelben in der herrlichen Mondbeleuchtung erſt völlig zu ihrem Rechte kam.

Schon hatte er ſämmtliche Hauptſtraßen abgeſchritten, und war auch an einigen Orten, wo Studirende und Studiengenoſſen häufig verkehrten, vorgegangen, ohne den Geſuchten zu finden. Jetzt näherte er ſich vom Brühl her dem Ranſtätter Thore. Dies war längſt geſchloſſen. Er vernahm lauten Wortwechſel, dann einen klatſchenden Schall, einen Schrei, und gleich darauf übermüthiges Lachen und Schritte eines ſchnell Entfliehenden. Die Geſtalt deſſelben ward bald an dem Schatten bemerkbar, der vom Thore her dem Brühl zulief. Ein paar altersſchwache Stadtſoldaten folgten unter lautem Rufen, blieben jedoch hinter dem Enteilenden zurück.

Paul blieb im Schutz eines Thorwegs ſtehen, um das Reſultat dieſer Jagd abzuwarten. Der Flüchtende eilte dicht an ihm vorüber und erſchreckt ſah er, daß es Günther war. Da er gleichzeitig auch bemerkte, daß die Nachſetzenden ihre Verfolgung aufgaben, ſchritt Paul dem Dichter raſch nach und rief ihn an der nächſten Straßenecke bei Namen. Günther blieb ſtehen und lauſchte. Paul's wiederholter Ruf und die bekannte Stimme machten ihn umkehren, und lachend umarmte er den Freund.

„Haſt Du's mit angeſehen?" fragte Chriſtian ganz aufgeregt und offenbar mit ſeinem Thun ſehr zufrieden.

„Ich hab' mich göttlich amuſirt. Wie das patſchte! Der hopfenſtengliche Kerl drehte ſich um wie ein Kreiſel, und pardautz purzelte er mit der Naſe gegen die alte Mauer, daß von dem Wetterleuchten ſeiner glotzigen Triefangen gewiß ein paar Funken in den hohlen Kaſten ſeines Gehirnbehälters abgeflogen ſind und nun als Irrlichter auf dem dunſtigen Schutthaufen ſeiner längſt geſtorbenen Gedanken umgehen! Nichts Dümmeres gibt es in der Welt, als daß man zahlet Thorſperrgeld! Bei Jove, 's war ein capitaler Spaß! Leider hilft er mir zu keinem Capital, ſelbſt wenn er mein Caput mit dem köſtlichſten Gedanken auspolſterte."

„Du biſt, ſcheint es, in recht munterer Stimmung," ſagte Paul, der den unnützen Streich des Freundes durchaus nicht billigen konnte.

„Munter oder verbieſtert, wie Du willſt! Es kommt ganz darauf an, wie Luna's Silbermund mich küßt, ob ſcheitelrecht oder von der Seite."

„Kommſt Du etwa vom Küſſen?"

„Darauf will ich nicht Antwort geben, Freund, dieweil der Mond ſo wunderherrlich ſcheint."

„Wenn das ein ſtichhaltiger Grund iſt, lieber Chriſtian, dann möchte ich wohl auch wiſſen, weshalb Du ſo lange für keines Menſchen Auge ſichtbar geworden biſt? Ich habe Dich geſucht, wiederholt und mit Schmerzen."

„Wirklich, haſt Du? Das bedaure ich, Paul! Aber

tröſte Dich, es werden mich Andere mit noch weit mehr Schmerzen geſucht haben.“

„Das glaub' ich faſt, denn —“

„Lief Dir etwa ſolch ein ſauertöpfiſches Geſicht in den Weg? Nun, immer laß ſie laufen, wenn ſie mich nur nicht umarmen und feſthalten.“

„Biſt Du ſchon wieder in der Klemme? Ich dachte, wir hätten Dich völlig losgeeiſt.“

„Guter Paul, bedenke, daß da, wo nur dann und wann die Sonne auf kurze Monate ſcheint, ſich immer von Neuem Froſt einſtellen muß! Wo es aber friert, da ſetzt auch Eis an. Kurzum, in meinen vier Pfählen wird mir nie wohl, darum ſuche ich die freie Natur, und im Roſenthal finde ich ſtets den Hain der Muſen, denen ihr Gott und Anbeter Unterricht gibt in der Kunſt des Anmuthigen und Schönen.“

„Du biſt und bleibſt ein Schwärmer,“ ſagte Paul, „ſollſt aber, was ich Dir jetzt mit mehr Nachdruck ſage, als je zuvor, von Morgen an allem Schwärmen Valet ſagen und ein geſetzter Mann werden, wie es ſich für Deine Jahre ziemt.“

„Philiſter über Dir, Simſon! Alſo wahre Dich, Günther!“

„Es iſt mein völliger Ernſt, Chriſtian, und es muß auch der Deinige ſein. Woldemar hat geſchrieben.“

Paul fühlte den krampfhaften Druck von Günthers

Hand an ſeinem Arm. Alle Munterkeit, alle Luſt zum Scherz war augenblicklich verſchwunden.

„Und was hat er geſchrieben?“ fragte er, während Tropfen kalten Schweißes ſeine Stirn bedeckten.

„Du ſollſt den Brief ſelbſt leſen, wenn Du mir in meine Wohnung folgen willſt.“

„Ich bin verlaſſen — aufgegeben!“

„Wenn Du Dich ſelbſt aufgibſt, vielleicht, wenn Du aber dem Geiſte, der in Dir waltet und mit dem Gott ſelbſt Dich beliehen hat, ein treuer Knecht wirſt, dann wirſt Du glücklich werden. Dein Vater iſt verſöhnt!“

Günther ward ſtill. Paul fühlte den Schlag ſeines Herzens. Die Nachricht hatte ihn erſchüttert, daß er zitterte.

„Sind Bedingungen dabei?“ fragte er nach einer Pauſe.

„Keine, die Du nicht eingehen könnteſt.“

Wieder ſchwieg Günther. Ein Sturm von Gedanken mußte in ihm toben, denn das Zittern des Armes, der in dem des Freundes lag, wollte ſich nicht verlieren. Sie traten in Pauls Zimmer, dieſer zündete Licht an und reichte Günther Woldemars Brief hin.

Der Dichter las das Schreiben bedächtig durch, jede Zeile, jedes Wort ängſtlich wägend. Endlich reichte er es Paul wieder, ohne zu ſprechen.

„Nun? Du ſchweigſt? Haſt Du mehr erwartet?“

„Nein, viel weniger, und weil es mehr iſt, als ich zu erwarten berechtigt war, kann ich mich nicht darüber freuen.“

„Du biſt ein incommenſurabler Menſch!“

„Sag' lieber, ein unzurechnungsfähiger. Und das iſt auch natürlich; denn ſieh', Paul, mein Geiſt hat gelitten.“

„Einbildungen, thörichte Einbildungen! Du haſt, Gott weiß wo, herumgeſchwärmt, biſt erſchöpft und da kommt es Dir in den Sinn, Dein Geiſt müſſe gelitten haben! Schlafe erſt wieder einmal ordentlich aus, lebe einen Tag lang naturgemäß, und all' die ſchwarzgalligen Gedanken werden roſenrothen und buchengrünen auf der Stelle Platz machen.“

„Du denkſt beſſer von mir, als ich ſelbſt,“ verſetzte Günther. „Dafür bin ich Dir dankbar, aber es kann und wird damit nichts geändert werden. Weißt Du, ich habe einen dummen Streich gemacht.“

„Wer nie irrt, leiſtet auch nichts.“

„Ich bin unwahr geweſen,“ ſprach Günther düſter.

„Gegen Dich oder gegen Andere?“

„Gegen mich und Andere. Ich habe mich überſchätzt.“

„Dein Talent? Darin irrſt Du.“

„Ich kann nicht halten, was ich dem Vater zuſagte,“ ſprach der Dichter ſeufzend.

„Günther!“ rief Paul. „So ſei doch endlich einmal ein Kerl, vor dem Alle Reſpect haben müſſen! Wenn Dein Vater Dich wieder unterſtützt, Dir nicht hinderlich iſt in Deinen Studien, und worauf es ja doch immer ankam, Dir auch das Dichten nicht unterſagt, wird es Dir doch

möglich werden, unter Deinesgleichen zu leben und geregeltere Bahnen einzuſchlagen!"

„Das wäre möglich," verſetzte Günther, „unmöglich aber wird es mir, mein geiſtiges Eigenthum unter Schloß und Riegel zu legen und es da ganz ſtill verſchimmeln zu laſſen. In einer Stunde moraliſchen Katzenjammers iſt es mir gelungen, ein geiſtliches Lied zu dichten, das wohl nicht ſchlechter gerathen ſein mag, als hundert andere ähnlichen Schlages, es wird mir aber ſchwerlich gelingen, ein zweites zu Stande zu bringen. Der Menſch kann nicht beſingen, was er nicht glaubt."

„Wenn ich dies auch zugeben muß," erwiderte Paul, „ſo darfſt Du wieder nicht vergeſſen, daß wir Alle mit den Jahren auch unſere Anſichten modificiren, und ſelbſt, wenn ſich dies nicht als Regel aufſtellen ließe, wer verlangt denn von Dir begeiſterte Lieder, die Zeugniß geben ſollen von Deinem Glauben?"

„Mein Vater wird ſie verlangen."

„Du lebſt ja nicht in ſeinem Hauſe."

„Er wird ſich erkundigen und mich controliren, denn das liegt ohnehin in ſeiner Natur."

„Quäle Dich nicht, ſondern hoffe lieber. Mein Vetter ſoll Rath ſchaffen."

„Der fromme Graf? Ja, wenn ich in Woldemar's Haut ſchlüpfen könnte! Meinſt Du, ich werde dieſem neuen Apoſtel gefallen?"

„Gewiß! Du wirſt es, wenn Du willſt, und Du willſt es, wenn Du geiſtig Dir treu bleibſt!“

„Das klingt ja, als ſeiſt Du der Meinung, ich hätte bisher den Schalksnarren mit meinen Talenten geſpielt.“

„Laß uns die Worte nicht zu ſcharf gegen einander abwägen, ſondern nur die Thatſachen feſthalten,“ ſagte Paul. „Wie Du aus Wittenberg flüchteteſt, um einer anſteckenden Atmosphäre zu entgehen, ſo mußt Du jetzt auch Leipzig verlaſſen. Hier wirſt Du nie, was Du werden ſollſt und kannſt. Es wäre viel darüber zu ſagen, wenn es auf Auseinanderſetzungen ankäme. Ich bin aber nicht für nutzloſe Debatten, ſondern für wirkſames Handeln. Alſo rathe ich: ſobald Dein Vater ſchreibt, packſt Du zuſammen und bläſt zum Rückzuge.“

„Wo willſt Du mich denn eigentlich hinſchicken?“ fragte Günther neugierig.

„Nach Dresden.“

„Nach der churſächſiſchen Reſidenz mit der verführeriſch-lockern polniſchen Wirthſchaft?“

„Gleichviel, es iſt der Ort, der für Dich paßt —“

„Ha, ha, ha, ha!“

„Lache, ſo viel Du willſt, ich hab' doch Recht.“

„Nein, Paul, Du haſt ganz und gar nicht Recht,“ fiel Günther ein. „Ich paſſe in eine Reſidenz, wie der Pferdefuß in einen Ballſaal. Mich ekelt nichts mehr an, als vorgeſchriebene Etiquette. Legt man mir auf, ich ſolle

ſteife Complimente nach vorgeſchriebenem Ceremoniell, nach einem feſt ſtehenden Tacte machen, ſo werden ſicherlich Bocksſprünge daraus. Nur in einem Punkte könnte ich vielleicht unter das unbeaufſichtigte Hofgeſinde paſſen, ich meine, wenn man von mir nicht verlangt, ich ſolle nach Vorſchriften liederlich ſein! In dieſem Punkte, Paul, könnte ich wohl etwas Apartes leiſten, nur ziehe ich es auch dann vor, dies in meiner Weiſe zu thun und lieber als Bacchant unter Bacchanten den Thyrſusſtab zu ſchwingen, als unter beſoffenen Schranzen in geſticktem Gallakleid und mit vorſchriftsmäßig gepuderter Perrücke!“

Er ſtand auf und bot dem Freunde bewegt gute Nacht.

„Schlaf' wohl,“ ſprach Paul, „und überlege Dir die Sache! Du wirſt morgen ruhiger ſein und alſo auch ohne Vorurtheil Deine eigene Lage überblicken. Ich bin überzeugt, Dein Glück iſt gemacht, wenn Du Dich ſelbſt verſtehſt und Deine Talente richtig anwenden lernſt.“

Günther entfernte ſich. Es war ſeit mehreren Tagen wieder die erſte Nacht, welche er in ſeiner verwilderten Dachſtube zubrachte. Die Vermietherin begrüßte den ſpäten Ankömmling mit einer ganzen Liſte von Perſonen, die nach ihm gefragt hatten. Unter dieſen befand ſich als täglich zweimal wiederkehrender Gaſt auch ein Mädchen, das die redſelige Wirthin umſtändlich zu ſchildern ſich angelegen ſein ließ. Günther bedurfte keines ſo ausführ-

lichen Portraits, um die ihn Suchende zu erkennen. Er antwortete nicht, ſondern ſchnitt der Schwatzenden den Faden ihrer Rede durch Verriegelung ſeiner Thüre ab.

Paul ſah nach der gehabten Unterredung mit dem Freunde dem nächſten Morgen mit erwartungsvoller Spannung entgegen. Er zweifelte nicht, daß Günthers Vater dem Sohne brieflich ſeine Ausſöhnung angezeigt habe. Das Eintreffen eines ſolchen Schreibens mußte — davon war er überzeugt — Epoche machen im Leben des Dichters, der nun ſchon Monate lang ohne wirklichen moraliſchen Halt nur den Einfällen ſeiner Laune und den glücklichen Momenten ſich hingab, die ſein Genius leuchtend über ihn ausgoß.

Aufſuchen, ihn ſtören mochte Paul nicht. Er war überzeugt, Günther werde nicht lange in ſeiner Behauſung bleiben, wenn erſt der beruhigende Brief des Vaters in ſeine Hände gelangt ſei. Es verging aber Stunde nach Stunde, ohne daß der Erwartete ſich blicken ließ. Der Mittag kam heran und er war immer noch nicht bei dem Freunde.

Paul ward nun beſorgt. Um ihn möglicherweiſe zu finden, verfügte er ſich in's Convict. Günther beſaß zwar nicht das Recht, an dieſer von der Landesregierung und von Privaten gegründeten Tafel für unbemittelte Studenten zu ſpeiſen, er pflegte ſich aber doch häufig um die übliche Speiſeſtunde in dem räucherichen Saale einzu-

finden, um bald da, bald dort die Stelle eines Fehlenden einzunehmen. Gekannt, und ſeiner muntern Einfälle wegen wohl gelitten, gehörte er zu den „Schnurrern", für die immer Platz war.

Der Inſpector, „Convictſchniepel" genannt, ein kleines, dürres Männchen, hatte eben ſeinen Platz auf dem kanzelartigen Katheder eingenommen, als Paul in den von mehr als hundert Studenten angefüllten Speiſeſaal trat. Es ward geläutet, der Inſpector las mit dünner Stimme das lateiniſche Tiſchgebet, während deſſen die Convict-Berechtigten mit halbgelüfteten Mützen um die großen viereckten Tiſche auf glatten, braunen Holzbänken Platz nahmen. Es war dies der günſtigſte Augenblick, die Zahl der Schnurrer muſtern zu können, weil dieſe zwiſchen den Bänken ſtehen blieben, um zu ſehen, wo etwa ein Platz leer bleibe, den ſie nach aufgetragener Suppe mit Genehmigung des Tiſchälteſten einnehmen könnten.

Paul ſuchte überall herum, er fragte auch einige Bekannte, allein Keiner hatte von Günther gehört. Unverrichteter Sache mußte der Freund des Dichters wieder nach Hauſe gehen. Hier blieb er abermals harrend den ganzen Nachmittag, um den etwa Vorkommenden ja nicht zu verſäumen.

Unter Beſorgniſſen mancherlei Art ward es Abend; die Sonne ging unter, Günther aber kam nicht. Da litt es den geängſteten Freund nicht länger in ſeiner Be-

hauſung. Er eilte nach der Wohnung des Dichters — dieſer war daheim.

Paul erſchrak, als er Günther erblickte, der zuſammengekrümmt auf dem harten Kanapee hockte und wie ein Geſpenſt mit gläſernem Auge in's Leere ſtarrte. Vor ihm auf dem Tiſche ſtand eine Flaſche, ein Glas lag zerbrochen am Boden. Das ganze Zimmer roch ſtark nach Spirituoſen.

„Günther, beſter Günther!" redete Paul den Freund an. „Was gibt es? Ich glaube, Du haſt getrunken!"

„Glaub's ſelber," verſetzte dieſer mit ſtammelnder Zunge. „Mir war ſo weh, und ich wollte luſtig werden."

„Du biſt es aber, dünkt mich, nicht geworden."

„O doch, doch! Kann ſchon wieder recht herzhaft lachen."

Er verſuchte wirklich zu lachen, es klang aber mehr wie Jammern, und der hohle Bruſtton ſchnürte Paul vor Entſetzen faſt die Kehle zu.

„Haſt Du Nachricht von Deinem Vater erhalten?" fragte er, einen Stuhl neben das Kanapee ſchiebend und Platz darauf nehmend.

Günther nickte.

„Gute?"

Abermals antwortete der Halbtrunkene durch Kopfnicken.

„Und ein ſo frohes Ereigniß feierſt Du auf ſo frivole, ich möchte faſt ſagen, ſündhafte Weiſe?"

Günther ſchüttelte den Kopf, und in ſeinen ſchlaffen Zügen wühlte ein dämoniſches Zucken.

„Glück braucht keine Courage," ſprach er heiſer. „Unglück nur kann ſie nicht entbehren. Da! Lies 'mal den Wiſch hier, und dann ſag', ob ich nicht Recht that, zur Erleuchtung meines Hirns Feuer einzuſchlürfen?"

Er reichte dem Freunde ein Billet, das neben ihm auf dem Kanapee lag. Paul trat an's Fenſter, um die feinen Schriftzüge in der Dämmerungshelle noch zu entziffern. Es war offenbar eine Frauenhand, was auch die Unterſchrift „Doris" beſtätigte.

„Wahnſinniger!" rief Paul, als er das Blättchen geleſen hatte. „Was ſoll nun geſchehen?"

„Das iſt doch wohl einfach," erwiderte mit hohlem Lachen der Unglückliche. „Doris will, ich ſoll Hochzeit machen, und da man auf Hochzeiten zu tanzen pflegt, ich aber das Tanzen nicht gut gelernt habe, ſo muß ich mich auf's Springen und Tollen einrichten."

Er ſprang mit heiſerm Schrei vom Kanapee, faßte Paul um die Taille und begann ſich mit ihm im Kreiſe zu drehen.

„Sieh, altes Haus, es fängt ſchon an," ſagte er. „Der ſcharfe Wein hat ſeine Wirkung gethan. Ich kann ſpringen und luſtig ſein. Und wenn Doris das Flennen nicht einſtellt, ſo bitt' ich den Papſt zu Gevatter und des Teufels Großmutter muß Kinderfrau ſein. Und dann

ſoll's ein Leben geben, wie es weiland Gebrauch war in Sodom und Gomorrah."

Günther riß den ſich ſträubenden Paul auf und ab im Zimmer, warf Tiſch und Stühle dabei um und ſtimmte ein damals bekanntes, ziemlich zweideutiges Lied an, das er ſo lange mehr ſchrie als ſang, bis die Stimme ihm verſagte und er ermattet, wie gebrochen, auf dem Kanapee zuſammenknickte.

Vom nahen Thomasthurme herab wehte der Abendwind die Töne einer Klarinette. Es war neun Uhr Abends; der Thürmer blies die Melodie des Liedes:

„Wer nur den lieben Gott läßt walten".

Paul hielt noch die zitternde Hand des Dichters. Er wollte ihn nicht ſich ſelbſt und ſeinem wilden Grimme überlaſſen.

„Ja wohl," ſprach er, Günthers Hand feſter umſchlingend:

„Und hoffet auf ihn alle Zeit,
Den wird er wunderbar erhalten,
In allem Schmerz und Herzeleid!"

„Chriſtian, Chriſtian!" rief er dem Armen zu, der bleich, mit geſchloſſenen Augen und keuchender Bruſt in der Ecke lehnte, „nicht abwärts ſieh, nach Oben wende Deinen zweifelnden Blick! Die Stimme, die vom Himmel

herabklingt in Dein weherfülltes Herz, wird auch Dir Rettung und dereinst Ruhe bringen!“

Günther gab keine Antwort. Er athmete röchelnd. Die ermattete Natur hatte der Schlaf mitleidig in seine Arme genommen.

Zweites Buch.

Vermaledeit.

Erſtes Kapitel.

Ein Abend in Roſe's Garten.

Der Michaelis-Meßſonntag war von ſehr ſchönem Wetter begünſtigt. Bald nach Tiſche bevölkerte ſich die um die innere Stadt Leipzig laufende Promenade, die außer ihren Linden damals noch keinen andern Schmuck beſaß. Auf dem mit einer doppelten Reihe Bretterbuden bedeckten Roßplatze zwiſchen dem Peters- und Grimmaiſchen Thore wimmelte es von müſſigen Gaffern. Truppweiſe ſtellten ſie ſich vor den Schaubuden auf, um vorerſt die Anpreiſungen der gemietheten Ausrufer zu vernehmen, die jedem Eintretenden für geringes Entrée Wunderdinge verhießen. Am meiſten Anziehungskraft, namentlich für die vom Lande hereingekommenen Beſucher des berühmten Weltmarktes, hatten ein Wachsfigurencabinet und die Schauſtellungen einer Geſellſchaft Ringer. Beide Buden ſtanden dicht neben einander und entfalteten jetzt große Bilder, grob auf Lein-

wand gemalt, welche abenteuerliche Abbildungen lockendſter Art enthielten. Starke Männer, die mit großer Gewandtheit ſtaunenswerthe Kunſtſtücke machten, fanden ſtets Bewunderer; denn man kannte in jenen Tagen noch nicht die edle Turnerei, die gegenwärtig ſchon in früher Jugend gelehrt und allgemein mit großem Fleiß getrieben wird.

Das feinere Publikum Einheimiſcher und Fremder hielt ſich großentheils fern von dem dunſtigen Gedränge der Volksmaſſe zwiſchen den Schaubuden, deren Gelärm weithin vernehmbar ward. Es luſtwandelte, die elegante Welt in höchſtem Glanze, zwiſchen den Linden, und wollte offenbar nicht ſowohl ſehen als geſehen werden. Und zu ſehen gab es in der That gar Mancherlei. Nicht blos der Reichthum prächtiger Kleider und modernſter Toiletten, in welchen die Frauenwelt prunkte, gab Tauſenden zu Bemerkungen erwünſchten Anlaß, man hatte auch fremdartige Trachten aus fernen Ländern zur Meſſe gekommener Kaufleute zu muſtern. Bald ſchritten langſam und würdevoll ein paar feiſte Türken mit ihren auffallenden Turbanen durch die heiter blickende Menge der Luſtwandelnden, bald kamen ſchlau umherſchauende, behende Griechen in ihrer nicht minder anziehenden Nationaltracht daher und verſendeten muſternde Blicke nach jeder vorüberwandelnden Schönen. Dann wieder mußten die Spaziergänger einem Trupp polniſcher Juden ausweichen, deren ſchwarze lange Rockelors, durch gleichfarbige Schärpen um die Hüften gegürtet, beim

Gehen der lebhaft Geſticulirenden vorn auseinander ſchlugen, und die weißbeſtrumpften Beine ihrer Träger mit den nicht ſelten niedergetretenen Schuhen zum Ergötzen der ſcherzluſtigen Jugend ſehen ließen. Die hohen Pelzmützen dieſer meiſt ſchlank gewachſenen Kinder Iſraels überragten die Köpfe aller andern Spaziergänger und waren ſchon von Weitem ſichtbar. Die intereſſanteſten Perſönlichkeiten aller Meßfremden waren aber unſtreitig die Perſer vom Fuße des Kaukaſus. Dieſe ebenfalls hoch gewachſenen Männer ſchritten ſtolz und ernſt durch die hier ſchwatzende, dort lachende Menge, und zogen die Blicke Aller mehr noch durch die männlich ſchönen, ſcharfen Züge ihrer gebräunten Geſichter auf ſich, als durch ihre kleidſame Tracht, obwohl Frauen und Mädchen auch mit beſonderm Wohlgefallen ihre Augen auf den farbigen Seidenſchärpen der dunkeln Kaftane, wie auf den violetten oder purpurfarbigen Unterkleidern ruhen ließen, welche aus den geſchlitzten Aermeln maleriſch hervorglänzten.

Nach mehrmaliger Umwanderung der Stadt ſuchten die Vornehmeren eine Zuflucht in den nahe gelegenen Gärten, in denen ſich damals an Sonn- und Feſttagen die gute Geſellſchaft gern zuſammenfand. Der berühmteſte und faſhionableſte dieſer Réunions war Boſe's Garten unfern des Grimmaiſchen Thores, in der Gegend gelegen, welche jetzt von den Häuſerreihen der Königsſtraße bedeckt iſt. Hier gab es artige Gartenanlagen, ſchattige Lauben,

Baumgänge, die von der Scheere des Gärtners nach dem Geſchmack oder vielmehr Ungeſchmack der Zeit wunderlich genug zu Figuren zurecht geſchnitten waren. Eigentlicher Comfort fand ſich aber in Boſe's Garten nicht vor. Die Tiſche, an welchen die Beſucher Platz nahmen, waren von eitel Fichtenholz und gewöhnlich auf ein paar plumpen Füßen in die Erde befeſtigt. Stühle gab es ebenfalls nicht. Bänke ohne Lehne, unter denen auch tragbare ſich befanden, erſetzten deren Stelle.

Um die fünfte Nachmittagsſtunde ſtrömten Hunderte dieſem beliebten Aufenthaltsorte zu, in deſſen Mitte auf unbedachtem Orcheſter ein Muſikchor ſpielte. An den muſikaliſchen Leiſtungen dieſer Leute ließ ſich nichts ausſetzen. Leipzig war auch vor anderthalb hundert Jahren ſchon eine Stadt, deren Bevölkerung mit Recht für muſikliebend galt, und die auch ein Urtheil in muſikaliſchen Dingen ſich anmaßen durfte.

In dem belebten Garten waren alle Beſucher der Meſſe vertreten. Ein Verweilen daſelbſt mochte wohl Vergnügen gewähren, namentlich dann, wenn es gelang, einen Platz zu gewinnen, wo man bequem ſehen konnte, ohne ſich ſelbſt der Betrachtung Anderer zu ſehr auszuſetzen.

Dies Glück hatte außer manchen andern Begünſtigten heute auch die Familie Ehrenhold. Eine Laube, aus der ſich der Eingang zum Garten und die Hauptwege deſſelben leicht überblicken ließen, ward von dem wohlhabenden Papier-

händler und Buchdruckereibesitzer nebst Frau und Tochter eingenommen. Nach Stadt- und Landessitte that sich die brave Bürgerfamilie gütlich an Kaffee und Kuchen. Alida hatte sich schon zum zweiten Male eine Portion des sehr beliebten Pflaumenkuchens geben lassen und verzehrte diesen mit solchem Appetite, daß ein Zuschauer nach gleichem Genusse lüstern werden konnte. Dabei ließ das schöne Mädchen ihre großen lachenden Augen munter unter den Ab- und Aufwandelnden herum spazieren und erwiderte manchen ihr geltenden Gruß mit bezauberndem Lächeln.

„Die edle Musica behaget mir heute sehr wohl," sprach Herr Ehrenhold bei Beendigung eines ziemlich lärmenden Musikstückes, „und ich kann auch den Grund über sothanes Behagen angeben, so Jemand gelüsten sollte, mich danach zu fragen."

„Nun, Papa?" meinte Alida, den letzten Rest ihres Kuchens verspeisend. „Welchen Grund haben Sie denn?"

„Man ist mehr unter sich, man fühlt sich bürgerlicher —"

„Unter den vielen Meßfremden, Papa?"

„Geschäftsleute können andere Geschäftsleute, welche ihre Zeit einer nützlichen Thätigkeit widmen, niemalen geniren, dahingegen ich mich immerdar beenget fühle, wenn die Herren Studiosen mit ihrer academischen Freiheit aller Orten uns Bürger molestiren. Ich sehe heute von denen Studenten, so nicht in die Ferien gegangen sind, nur etzliche

wenige, und dieſe ſcheinen der ſchlimmſten Sorte nicht anzugehören, weshalben ich denn fröhlich bin und den ſchönen Meßſonntag recht in Ruhe genießen will."

Alida erwiderte lächelnd einen Gruß, der nur ihr allein gelten konnte, da Vater und Mutter nicht den vollen Anblick des Gartens hatten. Es waren einige Studenten, die gaffend an den einzelnen Lauben vorüberſchlenderten und vor dem ſchönen Mädchen ihre Kopfbedeckungen gezogen hatten. Ehrenhold ſandte den herumſchlendernden Muſenſöhnen einen mißbilligenden Blick nach, unterließ aber jede weitere Bemerkung.

„Friſche Sträußchen?" ſprach eine weich klingende Stimme, und ein junges Mädchen in faſt zu beſcheidener Kleidung hielt dem Papierhändler ein kleines Körbchen hin, das mit zierlich gebundenen Blumenſträußchen angefüllt war. Jedes dieſer Sträußchen lag in einer Papierhülſe, die es wie ein weißes Mäntelchen umgab.

Ehrenhold ſchob das Körbchen zurück, ohne aufzublicken. Er hielt es nicht für nöthig, gegen Frau und Tochter galant zu ſein.

„O bitte, bitte, beſter Herr, kaufen Sie mir ein paar Sträußchen ab!" bat das Mädchen mit bewegter Stimme. „Ich bin ſo hungrig!"

Jetzt ſah Ehrenhold auf. Das Mädchen hielt ihm noch immer das Körbchen mit den Blumen vor, während ihre

Blicke nur ſchüchtern von einem Gegenſtande zum andern ſchweiften.

„Hungrig biſt Du?“ erwiderte der Papierhändler. „Du magſt wohl nicht arbeiten?“

„Beſter Herr, kaufen Sie ein paar Sträußchen!“ ſprach dringender das jetzt bereits zitternde Mädchen.

Alida langte nach dem Korbe und wählte drei der ſchönſten Sträußchen aus.

„Papa,“ ſprach ſie dann, ihre Augen bittend und fordernd zugleich auf den Vater heftend. „Zum Meßſonntage müſſen Sie etwas aufgehen laſſen. Wie heißt Du, Kleine?“

Das Blumenmädchen empfing von Ehrenhold einige kleine Münzen, dankte mit einem Knicks und verließ die Laube, ohne Alida's Frage zu beantworten.

„Du biſt eine Närrin, mein Kind,“ ſprach Ehrenhold zu ſeiner Tochter. „Man erzieht immer nur liederliches Volk, wenn man ſolche Müſſiggänger unterſtützt. Das Weibſen war groß und ſtark, ſie kann ſich als Wäſcherin ihr Brod verdienen. Vermuthlich aber gehört ſie zu denen lockeren Dirnen, die gern vergnüglich leben, nur leider niemalen arbeiten mögen.“

„Die Arme ſah ſo unglücklich aus!“ ſagte Alida.

„Und leidend dazu,“ ergänzte deren Mutter. „Sie hat gewiß recht harte Aeltern oder iſt vielleicht gar eine Waiſe.“

Ehrenhold brummte unverſtändliche Worte, ergriff eins der noch auf dem Tiſche liegenden Sträußchen und roch

daran. Er mußte, von einer Blumenfaſer gekitzelt, ein paar Mal hinter einander ſtark nieſen. Dabei entglitt das Sträußchen der Papierhülle, in der es ruhte, und dieſe allein blieb in der Hand des wohlhabenden Mannes. Ehrenhold ſah Schriftzüge darauf und ſchlug die düten-artige Hülle auseinander.

„Was? Verſe?“ ſprach er, „und wie mich dünket, von einer Hand, die ich kennen ſollte.“

Er ſah das Papier näher an, ſchüttelte bedenklich das Haupt mit der großen Perrücke, die ihm ein ſehr ſtattliches Anſehen gab, und ſagte dann:

„'s iſt ein böſer Bube, ein wahrer Schlingel! Kopf aber hat der leichtſinnige Menſch, Kopf, daß man ihn bei Gotte ſelbſt verklagen möchte ob des ſündhaften Gebrauches, welchen derſelbe von ſeinen wunderſamen Gaben machet!“

„Von wem ſprechen Sie denn, Papa?“ warf Alida hin, neugierige Blicke nach dem Papiere ſendend, das ihr Vater ſehr aufmerkſam betrachtete.

„Von wem ſonſten, als von meinem hochfahrenden Corrector.“

„Von dem Poeten Günther?“ ſprach Madame Ehren-hold.

„Von Deinem Schützlinge.“

Alida erröthete und vertiefte ſich ganz in Betrachtung eines der gekauften Sträußchen, indem ſie mit unſicherm Finger die Papierhülle deſſelben löſte.

„Was der Schlingel für Verſe macht!“ fuhr Ehrenhold fort. „Freilich, Vögeln, die ſo zu ſingen verſtehen, fehlet es nie an Zuhörern, namentlich nicht an ſolchen, welche generis feminini ſind! Man höre, wie verführeriſch der treuloſe Täuber girret, um ein bethörtes Herz bequemer berücken zu können!“

„Mag es doch die Welt verdrießen,
Wenn mein ungebund'ner Geiſt
Sich mit unſchuldsvollen Küſſen
Bei galanten Mädchen ſpeiſt!
Denn dergleichen ſchöne Sünden,
Die der Pöbel hoch verflucht,
Werden da wohl Ablaß finden,
Wo die Treu' ein Urtheil ſucht.“

„Abſcheulicher Menſch!“ rief Madame Ehrenhold. „Das klingt ja ganz entſetzlich.“

„Die Verſe ſind gewiß nicht von Herrn Günther,“ bemerkte unter ſtärkerem Herzklopfen Alida. „Wahrſcheinlich hat er ſie nur abgeſchrieben.“

„Zuverläſſig, kleine Unſchuld,“ verſetzte Ehrenhold mit einem Lächeln, das etwas Fauniſches hatte. „Der junge Herr ſchrieb ſie ab, Wort für Wort, wie ſein liederliches Herz ſie ihm vordeclamirte. Aber leſen laſſen ſie ſich doch, das muß man ſagen. Und einen plauſiblen Grund weiß er ſtets für alle ſeine Leichtfertigkeiten anzugeben.“

Er nahm den Papierſtreifen wieder auf und las folgende Strophen:

„Iſt doch noch kein Menſch geboren,
Der es Allen recht gemacht.
Werd' ich nur von Blind' und Thoren
Und der Mißgunſt ausgelacht;
O, ſo ſchlag' ich alle Grillen
Ihrer Läſt'rung in den Wind,
Wenn mein Geiſt nur ſtets im Stillen
Seine Selbſtvergnügung find't.

„Mag ſich doch ein Jeder wählen,
Was ihm Aug' und Herz entzückt!
Wird er treffen oder fehlen,
Werd' ich dadurch nicht gedrückt.
D'rum begehr' ich auch mit Rechte,
Daß man mir die Luſt vergönnt,
Die das zärtliche Geſchlechte
Für ihr höchſtes Gut erkennt.

„Alſo ſetz' ich mein Vergnügen
Ohne Gram und Zweifel fort;
Will es nur der Himmel fügen,
Find ich auch den rechten Ort,
Wo die Klugheit wie die Liebe
Mir bereits zu ſchmeicheln ſcheint,
Und auf hoffnungsſüße Triebe
Mich wohl nicht zu täuſchen meint."

Madame Ehrenhold machte eine abwehrende Handbewegung, die den Vorleſenden bewog einzuhalten.

„Ich will nichts mehr hören," ſprach die literaturfreundliche Frau. „Wie ich jetzt einſehe, habe ich einem Leichtfuße meine Protection geſchenkt. Ich will mich beſinnen, was ich fernerhin thun ſoll. Dieſe Grundſätze gefallen mir nicht."

Alida ſah ſchweigend vor ſich nieder, löſ'te wie ſpielend auch die Hülle von dem dritten Sträußchen und durchmuſterte das Papier. Es war jedoch unbeſchrieben.

„Welchem Gegenſtande mag der junge Springinsfeld dieſe Verſe wohl gewidmet haben?" fuhr Madame Ehrenhold fort.

„Wie kann man ſolche Frage ſtellen!" rief der Papierhändler. „Es iſt ja mit Händen zu greifen, daß ſie jedem Mädchen gelten. Möcht' ich doch wetten, das weinerliche Ding, das mitten unter Körben von Kuchen über Hunger klagte, weiß ganz genau, welcherlei anmuthige Complimente dieſe luſtig anzuhörende Aria geboren hat."

„Ach Papa — wollen wir nicht lieber gehen!" ſprach Alida mit gepreßter Stimme. „Mir wird ſo eng — ſo läſtig! — — Der Staub, der brenzliche Geruch vom Roßplatze her — ich glaube faſt, ich werde unwohl! —"

So ſprechend, lehnte ſich Alida zurück, ließ ihr feines Lockenköpfchen zur Seite ſinken und ſchloß die Augen.

„Laß die Dummheiten, Kind, und verdirb mir nicht den Meßſonntag!" ſagte Ehrenhold verdrießlich. „Sollte ſie wirklich ohnmächtig ſein?" fuhr er, zu ſeiner Frau gewandt, fort. „Ohnmächtige ſehen doch gewöhnlich mehr blaß als roth aus, das Mägdelein aber blüht ja wie eine Pfingſtroſe und hat einen Pulsſchlag wie ein Kavalleriſt. Zu viel Kuchen hat ſie gegeſſen und zu viel Kaffee getrunken! Aber

das hört ja nicht, wenn Eſſen und Trinken nur den Gaumen kitzelt.“

„Sie erholt ſich ſchon wieder,“ verſetzte Madame Ehrenhold, und wirklich begann Alida mit den Augen zu blinzeln. Die Mutter gab Ehrenhold einen Wink.

„Soll ich das Kind mit Waſſer beſpritzen?“

„Sie hat ſich echauffirt,“ ſagte die Mutter.

„Worüber denn?“

„Ueber das abgeſchmackte Gedicht. Wie mochteſt Du es auch vorleſen!“

Ehrenhold rückte ſeinen dreieckten Hut von der rechten auf die linke Seite und machte ein Geſicht, das Alles, nur nicht übertriebene Intelligenz ausdrückte.

„Nun ſoll ich wohl gar Schuld ſein, daß dem Kinde das Mieder zu eng wird? Es ſtehen doch keine —“

„Aber Ehrenhold!“ unterbrach ihn die Frau. „So bedenke doch, was ein wohlerzogenes Mädchen von feinen Sitten ertragen kann!“

„Hm, hm!“ brummte der Papierhändler und rückte ſich den Hut wieder gerade. „Ihr Weibsleute habt unterweilen doch auch gar verwunderliche Anſichten! Als ich noch jung war, wußten die Mädel im Alter unſerer Tochter kaum, was man unter dem Worte Kuß zu verſtehen habe. Und itzund kriegt ſolch ein zart gebackenes Geſchöpf nahezu Krämpfe, wenn ein verwilderter Strudelkopf ein paar aus-

bündige Verſe auf ſolchen Zeitvertreib macht. Na, wie geht's, Kind?"

Alida richtete ſich wieder auf.

„Gut, Papa," ſprach ſie flüſternd. „Bitte, laſſen Sie uns nach Hauſe gehen. Morgen wird mir wieder ganz wohl zu Muthe ſein."

Herr Ehrenhold griff nach ſeinem Stocke und ſtand kerzengerade in der Haltung eines Tambour-Majors vor Frau und Tochter.

„Wenn man denn durchaus ſchwachnerviger Complexion iſt," ſagte er mürriſch, „ſo muß das Alter ja der zimperlich gerathenen Jugend die Schleppe nachtragen. Bin jedoch der Meinung, daß ſolcherlei Thun nicht gar ſäuberlich ausſieht, und daß ich nicht jederzeit dazu aufgelegt ſein möchte. Serviteur! —" Er lüftete den Hut ein wenig — „Der Marſch kann losgehen. Und damit der empfindlichen Mademoiſelle Tochter nicht von der Seite her oder von rückwärts ein mißliebiger Laut das Ohr berühre, werde ich denen Damen beſchützend nachfolgen."

Alida reichte ihrer Mutter den Arm und die Familie Ehrenhold ging in nicht ſehr angenehmer Stimmung nach Hauſe. In der Eile des Aufbruches hatten alle Drei ſowohl die gekauften Sträußchen wie das Papier mit den Verſen, welche Schuld an der fatalen Stimmung waren, in der Laube liegen laſſen.

Zweites Kapitel.

Mädchenlaunen.

Die Vergnügungen des Meßſonntages brachten dem Ehrenhold'ſchen Hauſe allerhand Nachwehen. Der Hausherr blieb mürriſch, ohne daß irgend Einer den Grund dieſer hartnäckigen Verſtimmung in Erfahrung brachte, Madame Ehrenhold mußte ſich die ſeltſamſten Zurechtweiſungen von ihrem Gatten gefallen laſſen, was ebenfalls nicht zur Erhöhung des häuslichen Glückes beitrug, und Alida's Unwohlſein nahm einen chroniſchen Charakter an.

Früher hatte man das junge Mädchen, dem auf der Welt nichts fehlte, immer nur heiter gekannt. Sie war die gütige Fee des Hauſes, die überallhin Segen und Frohſinn verbreitete. Wo Alida fehlte, da fühlte ſich ſelten Jemand wohl. Alle Welt fragte nach dem fröhlichen jungen Mädchen, der ſchönen, aufgeweckten, von Allen geliebten Tochter des Hauſes. Und nun verſtummte

plötzlich der ſtets beredte Mund, nun trübte ſich das Auge Alida's, nun ſuchte ſie die Einſamkeit!

Was fehlte dem kaum achtzehnjährigen Kinde?

„Mir iſt unwohl," lautete immer dieſelbe unbeſtimmte, elaſtiſche Antwort, die ſie der häufig fragenden Mutter gab. Allein, worin dies häufige Unwohlſeiu beſtand, erfuhr Niemand. Alida ſprach ſich darüber nicht aus. Vielleicht konnte das noch unerfahrene Mädchen keine paſſende Definition für ihr Leiden finden, weil ſie ſelbſt es nicht recht kannte.

Der Vater Alida's meinte anfänglich, das angebliche Unwohlſein der gewiß etwas verwöhnten Tochter möge wohl nur in der Einbildung liegen. Sie konnte ſich ja etwas wünſchen, das ihr nicht gewährt worden war, und ſolche nicht erfüllte Wünſche erzeugen in jungen Mädchenherzen oft Wallungen, die das Entſtehen momentanen Unwohlſeins erklärlich machen, oder doch die Annahme eines ſolchen rechtfertigen. Bloße Einbildung aber war bei Alida doch nicht im Spiel. Das Mädchen ward ſichtlich blaß, magerte ab und litt häufig an Schlafloſigkeit. Uebermannte ſie dann plötzlich phyſiſche Müdigkeit, ſo ſchlief ſie unruhig, träumte offenbar viel und ängſtlich, und ſprach häufig in ihren Träumen. Schade nur, daß dieſe Geſpräche ſehr ſchwer verſtändlich waren! Sie beſtanden in bloßen Lauten, in flüſterndem Gelispel, und ſelbſt das Ohr der beſorgten Mutter, die ein Belauſchen

dieſer Traumgeſpräche von den Umſtänden geboten hielt, vermochte nicht hinter den Sinn derſelben zu kommen.

So vergingen Tage und Wochen. Alida's Zuſtand verſchlimmerte ſich nicht, von Beſſerung aber konnte auch nicht die Rede ſein. Der conſultirte Hausarzt zuckte die Achſeln, unterhielt ſich wiederholt mit der ſonderbaren Patientin und kam endlich zu dem Schluſſe, ein Herzleiden müſſe der Grund dieſer auffallenden und ſchwer zu ergründenden Erſcheinung ſein.

Ehrenhold, obwohl mehr verdrießlich über die kränkelnde Tochter als von tieferer Theilnahme erfüllt, glaubte nach längerem Zureden ſeiner Frau zuletzt doch, daß Zerſtreuungen, welche erheiternd wirkten, das fatale Uebel noch am Beſten bekämpfen würden. Er ließ deshalb Alida oft in's Theater gehen, auch hin und wieder ein Concert beſuchen. Zuletzt kam er auf den Gedanken, der Leidenden ein recht beſonderes Vergnügen zu machen. Die Zeit ihres Geburtstages nahte heran, und Ehrenhold wollte zu dieſem wichtigen Familienfeſte eine größere Geſellſchaft einladen, namentlich junge Leute, und der Tochter zu Ehren einen Familienball arrangiren.

Alida ſchien dieſen Gedanken ebenfalls mit Lebhaftigkeit zu ergreifen. Es gewährte ihr eine angenehme Zerſtreuung, die Reihen ihrer Bekannten zu durchmuſtern, um eine zweckmäßige Auswahl aus der ziemlich großen Zahl derſelben zu treffen. Alida hatte vollkommen freie

Hand und durfte mit Genehmigung der Mutter ganz nach Belieben verfahren.

Die Einladung der Damen zu dieſem Feſte machte wenig Kopfzerbrechen. Schwieriger ward es, für tanzluſtige und geſellſchaftsfähige Männer zu ſorgen. Nicht daß es an ſolchen in der lebensluſtigen Stadt überhaupt fehlte, Alida mußte bei den zu verſchickenden Einladungen nur zu große Rückſicht auf des Vaters Vorurtheile und Abneigungen nehmen. Bekanntlich liebte, aus Gründen, die wir ſchon kennen, der wackere Mann die Studenten nicht. Alida dagegen war der Anſicht, daß gerade unter den Studenten ſehr viele angenehme, junge Männer ſich befänden, die als galante Tänzer ihren Freundinnen weit willkommener ſein würden, als Tanzliebhaber anderer Stände. Das junge Mädchen, ſonſt fügſam und nicht eigenſinniger als es nöthig iſt, um die Liebenswürdigkeit mit einiger Pikanterie zu würzen, ſtieß hier zuerſt auf eine nicht berechnete Schwierigkeit. Ihr Vater hatte wirklich den barbariſchen Gedanken, von dem Ballfeſte, das er ſeiner Tochter bewilligte, alle akademiſchen Bürger auszuſchließen.

„Wenn Papa auf ſeiner Anſicht beharrt," erklärte jetzt Alida, „ſo kann das ganze Feſt unterbleiben. Ein Ball ohne Studenten iſt gar kein Ball. Wozu leben wir denn in einer Univerſitätsſtadt!"

Nun gab es abermals trübes Wetter im Ehrenhold'=

ſchen Hauſe. Die bereits gedruckten Einladungskarten mit den Rococco-Verzierungen wurden ſtillſchweigend zurückgelegt. Alida ſaß wieder an ihrem Erkerfenſter, ſtickte in Perlen, vergoß heimlich Thränen, legte ihr intereſſantes, leidendes Geſichtchen dann und wann an den Fenſterſtock und ſah jedem die breiten Steine beſchreitenden Bruder Studio mit thränenfeuchtem Auge nach.

Madame Ehrenhold mußte ihre ganze Ueberredungskunſt aufbieten, um den eigenſinnigen Gatten zum Nachgeben zu bewegen.

„Gut," ſprach dieſer endlich, des unabläſſigen Drängens müde, „dem verwöhnten Kinde zu Liebe will ich mir ſelbſten Gewalt anthun und alſo geſtatten, daß von denen Studenten einige, deren Leumund vorzüglich lautet, zu dem Feſte geladen werden dürfen."

Alida ward darauf wieder etwas heiterer und entwarf eine Namensliſte, welche ſie ihrer Mutter vorlegte. Dieſe ging dieſelbe vorſichtig durch und ſtutzte. Die kluge Tochter mochte Einwendungen erwartet haben, denn ſie beobachtete während der Durchſicht mit ängſtlicher Neugierde das Mienenſpiel ihrer Mutter.

„Günther?" ſagte aufblickend Madame Ehrenhold.

„Welchen Günther meinſt Du?"

„Wen anders, als Ihren Schützling, Mama," erwiderte mit natürlichſter Gelaſſenheit Alida, indem ſie fortfuhr zu ſticken.

„Ich denke, Du biſt dem jungen Mann böſe.“

„Ich? Wie könnte ich!“

„Seiner zweideutigen Poeſieen wegen. Haſt Du vergeſſen —“

„Mama,“ fiel Alida der Mutter erregt in's Wort, „denken wir nicht daran. Ich war aufgeregt, unwohl, kindiſch, ich weiß von nichts, will von nichts wiſſen! Herr Günther weiß auch ſehr ſchöne, zarte, ſinnige Verſe zu machen, und wir ſind, denk' ich, ihm dieſe kleine Aufmerkſamkeit ſchuldig. Zwar iſt er nicht eigentlich Student, aber er gehört doch zu den akademiſchen Bürgern.“

„Allein ſein Ruf! Liebe Tochter —“

„Es ſind gewiß Verläumdungen, Mama, ganz gewiß! Ich weiß es,“ ſprach Alida mit großer Wärme.

„Wie kannſt Du das wiſſen!“

„Weil ich —“

„Nun, laß nur hören!“

„Es bedarf keiner Entſchuldigung, Mama, und auch keiner Gründe. Herr Günther iſt von guter Familie. Er hat ſtudirt, ſtudirt gewiſſermaßen noch, beſitzt ausgezeichnete Talente, und der Vater unterſtützt oder — benutzt ihn. Von weſſen Kenntniſſen oder Talenten man Nutzen zieht, der verdient, mein' ich, doch wohl auch ſo viel Aufmerkſamkeit, daß man ihn mit Theil nehmen läßt an einem Vergnügen, zu dem man andere, uns ganz fern

ſtehende, gleichgültige Perſonen ebenfalls einladet. Ich weiß, Papa denkt anders, aber es iſt meine Pflicht als Tochter, daß ich auf geſchickte Weiſe eine Unaufmerkſamkeit des Vaters, wobei er ſich ſelbſt nichts denkt, wenigſtens einigermaßen wieder gut zu machen ſuche."

„Du ereiferſt Dich ja ordentlich dieſes viel berufenen Menſchen wegen," ſagte die Mutter, Alida ſcharf anblickend. „Ich will nicht hoffen, daß Du Dich beſonders für den Wildling intereſſirſt."

„Das wollen Sie nicht hoffen, Mama?" verſetzte Alida. „Ich dachte gerade, Sie würden und müßten dies wünſchen. Herrn Günthers ausgezeichnete Talente — "

„Veranlaßten Deinen Vater," fiel Madame Ehrenhold ein, „ihm Beſchäftigung zu geben. Weiteres Intereſſe nimmt weder der Vater noch ich an dem Poeten."

Alida erröthete, ihr Buſen zitterte unter dem feinen Flortuche, das ihn bedeckte, und ſie begann wieder emſiger zu arbeiten. Die Mutter las weiter.

„Herr Günther paſſirt alſo Ihre Cenſur, Mama?" fragte ſie nach einer Weile, da die leſende Mutter keine weiteren Bemerkungen machte.

„Wenn ich ihn durchlaſſe, ſtreicht ihn doch der Vater."

„Ich werde mit Papa ſprechen."

„Du wirſt ihn ebenſo wenig umſtimmen, als ich."

„Vielleicht doch," ſagte Alida lächelnd.

„Trauſt Du Dir ſo große Gewalt über den Vater zu?“

„Papa liebt mich; weil er mich liebt, gibt er mir das ſchon ſo viel beſprochene Feſt, und da es mir von Anfang an geſtattet war, mir daſſelbe möglichſt nach eigenem Behagen einzurichten, kann er mir, ohne in Widerſpruch mit ſich ſelbſt zu gerathen, nicht gut abſchlagen, was ich wünſche.“

„Ich ſehe nur nicht ein, warum nun gerade dieſer verrufene Poet mit unter den Geladenen ſein ſoll,“ ſprach Madame Ehrenhold, der eine abermalige Unterhandlung ihrer Tochter mit dem Vater gar nicht in den Sinn wollte.

Alida verließ ihren Platz am Erkerfenſter und trat zur Mutter.

„Weil er Poet iſt, Mama,“ ſagte ſie mit einer Feſtigkeit, welche der Mutter auffiel, „und — ſetzte ſie bewegt hinzu — weil er verrufen iſt.“

„Weil er verrufen iſt!“ rief Madame Ehrenhold, die Hände zuſammenſchlagend. „Kind, Kind, Du biſt wahrhaftig ſchwer krank!“

Alida ſchüttelte ſchwermüthig ihr Köpfchen. Sie nahm alle ihre Kräfte zuſammen, um feſt und kühl zu bleiben, ihre Stimme aber zitterte doch, als ſie erwiderte:

„Iſt's ein Zeichen von Krankheit, wenn man einem Unglücklichen, einem Verkannten beiſpringt? Sie haben es ſelbſt geſagt, daß der Dichter Günther Sie intereſſirt.

Kann man den Dichter von dem Menſchen trennen dergeſtalt, daß ſie zwei beſondere Perſonen bilden? — Mir will das nicht einleuchten, Mama. Den Poeten Günther ſtaunen Viele an, Viele vielleicht ſelbſt von denen, die den Menſchen Günther fliehen oder doch gewiß nicht ſuchen. Wenn wir ihn aber ſuchen, wir einfachen, ſoliden Bürgersleute, dann thun wir ein gutes Werk. Iſt Günther wirklich ſo verrufen, wie Manche behaupten, ſo wird dieſer Verruf durch unſere Einladung aufgehoben, wenigſtens ſehr abgeſchwächt. Und wenn die einzige Tochter des wohlhabenden Papierhändlers Ehrenhold an ihrem Geburtsfeſte mit dem Dichter Günther fröhlich und gern tanzt, dann werden hoffentlich alle ihre Geſpielinnen dem Beiſpiele der gutmüthigen Geburtstägerin folgen. Wollen Sie jetzt meine Fürſprecherin bei Papa ſein, wenn ich nicht ſogleich durchdringen ſollte mit meiner Bitte?“

Madame Ehrenhold drückte Alida bewegt an ihr Herz und küßte ſie mit mütterlicher Zärtlichkeit.

„Günther ſoll eingeladen werden,“ ſprach ſie, „und ich habe nichts dagegen, wenn Du es ſo einzurichten verſtehſt, daß er Dich um den erſten Tanz bittet, nur fein geſchickt, nicht künſtlich, nicht durch herausforderndes, unweibliches Weſen! Es muß ſich ganz von ſelbſt, ganz ungezwungen machen.“

Alida umarmte jetzt ihrerſeits die Mutter leidenſchaftlich. Ein unbeſchreiblich glückliches Lächeln verklärte

ihre Züge, und indem ſie mit reizender Schalkhaftigkeit, in die ein Tropfen Wehmuth fiel, dieſer dankend zunickte, eilte ſie aus dem Zimmer, um unverweilt vor dem finſtern Vater die für ſie ſo hochwichtige Angelegenheit zur Sprache, und wo möglich auch zum Abſchluß zu bringen.

Drittes Kapitel.

Ein Familienball.

Paul von Podelwitz betrachtete sich wohlgefällig im Spiegel. Er war mit Sorgfalt frisirt und der feine Puderstaub im dunkeln Haar stand ihm vortrefflich zu Gesicht.

„Der verdammte Schneider!“ rief er unmuthig aus, nach der Uhr sehend. „Eine Stunde nur noch, und der Mensch läßt sich nicht sehen. Wenn er mich ganz im Stiche ließe!“

Da klopfte es und der sehnlichst Erwartete brachte den neuen Ballanzug. Es war ein kostbares Kleid, das Paul sich hatte anfertigen lassen, und der geschickte Kleiderkünstler freute sich über sein Werk, als der junge Edelmann sich ihm darin präsentirte. Es gab gar nichts daran zu mäkeln, es war Alles sehr, sehr gut.

„Der Herr Baron werden Glück haben in diesem Anzuge,“ sprach der Meister, sein Tuch, womit das glänzende

Kleid umhüllt geweſen war, wieder zuſammenpackend. „Sie werden gefallen und mehr als ein Herz erobern.“

Paul antwortete nicht. Er trat wieder vor den Spiegel, um ſich nochmals zu beſchauen. Der Meiſter machte eine tiefe Verbeugung und entfernte ſich. Kaum hatte er die Thüre hinter ſich zugemacht, ſo ward dieſe abermals geöffnet und Günther trat ein.

„Ach!“ ſprach er ſpöttiſch. „Schon in voller Rüſtung! Aber wahrhaftig, Paul, Du gefällſt mir! Du biſt, Gott ſtraf' mich, ein verflucht hübſcher Kerl! Wie zerlottert ſeh' ich dagegen aus!“

Er ſeufzte und warf ſich nachläſſig auf den nächſten Stuhl, mechaniſch nach einem der aufgeſchlagenen Bücher auf dem Bureau des Freundes greifend und dies flüchtig betrachtend. Sein Ausſehen war in der That nicht vortheilhaft. Es ſtand dem Poeten mit grellen Zügen auf der Stirn geſchrieben, daß er ein ungeordnetes Leben ſchon lange Zeit geführt haben mußte. Seine Züge waren ſchlaff, die Augen bald trüb, wie von Schleiern verhüllt, bald glühend heiß und funkelnd, als lodere im Grunde der Seele ein wild verzehrendes Feuer. Sein Anzug entſprach ganz dieſem genial verwilderten Ausſehen des jungen Mannes. Er war elegant, wie die Mode es verlangte, aber nicht von jener gefälligen Sauberkeit, die immer ein Zeichen geſelligen guten Tones iſt. So machte Günther durchaus den Eindruck eines ungewöhnlichen Menſchen, ohne daß er deshalb

auch gefiel. Mancher konnte ſich von ſeinem Weſen wie von ſeinem Ausſehen eher abgeſtoßen, als angezogen fühlen.

Paul, welcher den äußern Anſtand nie vernachläſſigte, bemerkte dies Unvortheilhafte in der Erſcheinung ſeines Freundes und wollte ihm dies aus Ehrlichkeit nicht verſchweigen.

„Du haſt wieder geſchwärmt, Chriſtian!“ ſprach er im Tone ſanften Vorwurfs. „Wie lange willſt Du noch ſo unverantwortlich gegen Dich ſelbſt wüthen?“

„Bis es mir hier wohler wird!“ verſetzte Günther, das Buch wieder hinwerfend und die Hand auf's Herz legend. „Ich leide unſägliche Schmerzen, wenn ich wie ein Schuhu in meiner verräucherten Klauſe ſitze, und die Weisheitsſprüche und moraliſchen Vorleſungen meines alten Drachen anhören muß, weil ich bei ihr ſo niederträchtig hoch angeſchrieben bin, d. h. mit Kreide! — Leicht wird mir nur, wenn ich unter luſtigen Geſellen meinen Geiſt ſo lange ſchuppe und knuffe, bis er aus Verzweiflung darüber tolle Streiche macht. Erſt dann beginn' ich zu leben und Wohlgefallen am Leben zu finden. Und Du weißt, treue Seele, daß man nicht gerne von dem läßt, was einem wohl gefällt.“

„Leider, leider!“ ſprach Paul. „Es iſt nur traurig, daß Du ſo häufig gerade an dem Nichtwohlgefälligen ſo entſetzlich viel Gefallen findeſt!“

„Talente, guter Paul, Talente!“ ſagte Günther. „Wer mag mit Gott hadern, daß er ihm in Ermangelung liebens-

würdigerer und zweckmäßigerer Gaben mit einigen höchst unbequemen und zweideutigen Talenten beschenkt hat! Warum auch soll ich klagen? Helfen sie mir nicht fort? Verdien' ich damit nicht mein tägliches Brod und — zum Theil auch mein nächtliches Getränk?.. Und erschließen mir diese schauerlich-schönen Gottesgaben nicht gar, was ich zu hoffen nie gewagt, die Thüren des gesellschaftlichen Verkehrs? — Begreife doch, was es heißen will, ich, Günther, ich, der verrufene Poet, dessen satyrische Verse der gelehrte Philister eben so sehr fürchtet und haßt, als mein verliebtes Flöten gern von allen hübschen Mädchen und jungen Frauen gelesen wird, ich — Gott sei's geklagt — schon etwas heruntergekommener Bänkelsänger für Lohn, ich soll heute zu Balle gehen und tanzen, wirklich tanzen! Ein Cherub will ich sein, wenn ich weiß, ob ich's kann!"

„Als ob Du nie getanzt hättest!"

„Du wirst sehen, ich spiele eine traurige Figur."

„Denk' an die Zukunft und — an Deine Aeltern!"

Günther sprang auf und griff nach seinem Hut.

„Laß uns gehen, wenn Du fertig bist," sagte er pressirt. „Nach dieser dunkeln Gegend entsende ich meine Gedanken nur ungern, seit ich zum Lügner an mir selbst geworden bin."

„Du schlugst alle Vorstellungen Deiner Freunde in den Wind!" versetzte Paul. „So machst Du es immer, und so entfernst Du Einen nach dem Andern von Dir! Ist das Recht, ist das nicht eine Sünde gegen Dich selbst?"

„Es läßt ſich kein Wort zu meiner Rechtfertigung ſagen, — und dennoch — dennoch bin ich ohne Schuld!“

„Das eben iſt Dein Unglück, daß Du Dich immer entſchuldigen willſt!“

„Soll ich denn an meine Bruſt ſchlagen und mit verdrehten Augen ausrufen: Herr, vergib' und ſei mir Sünder gnädig?“

„Es würde Dir förderlicher ſein.“

„Ein Thor, wer bereut! Reue macht muthlos und vergiftet alle Energie!“

„Eine troſtloſe Lehre, die Jeden ihrer Anhänger in's Elend führen muß.“

„Oder in's Grab!“ ſagte Günther, plötzlich wieder düſter werdend. „Sieh, Paul, das gerade iſt mein Troſt. Eh' ich im Elend verkomme, ſchluckt Mutter Erde mich ein! Und darum will ich mir die ſchwarzgalligten Gedanken nicht ſehr zu Herzen nehmen, ſondern jederzeit den Moment willig ergreifen und leben, luſtig leben, ſo lange Leib und Seele zuſammenhalten. Und nun komm, damit ich ſehe, welche ſüßſaure Fratze mein Erzphiliſter, Herr Ehrenhold ſchneiden wird, der nur das eine große Verdienſt beſitzt, daß ſeine Tochter das ſchönſte und liebreichſte Mädchen in der ganzen Stadt iſt! Ohne Alida's wunderbar ſüße Augen, meinſt Du, ich hätte dem alten, ſteifen, pedantiſchen Papierfabrikanten jemals in ſeiner ſchmutzigen Druckerei einen auf den

Kopf geſtellten Buchſtaben umgekehrt? Nicht um den Gehalt des Grafen Brühl!“

Paul murmelte unverſtändliche Worte. Dann verließ er mit dem leichtfertigen Dichter ſeine Wohnung und beſtieg die Portechaiſe, deren zwei vor der Thür auf die ballmäßig gekleideten jungen Herren warteten. —

Vor Ehrenhold's ſtattlichem Hauſe ſtanden viele Gaffer, um die jungen geputzten Mädchen und Frauen ausſteigen zu ſehen. Auch auf den Herren, die meiſtentheils in Portechaiſen ankamen, ruhte manches neugierige Auge.

Paul und Günther hatten ſich etwas verſpätet. Der Tanz war ſchon angegangen, als die Portechaiſen vor dem Hauſe hielten.

„Um ſo beſſer,“ meinte Günther. „Man braucht dann nicht erſt lange ſüße Worte an Perſönlichkeiten zu verſchenken, denen man vielleicht lieber auf die Zehen träte. Wenn Alles ſchon im Tanze ſich dreht, greift man ungenirter zu.“

Die Freunde traten ein und befanden ſich wenige Minuten ſpäter in den glänzend erleuchteten Geſellſchaftszimmern. Es that Günther wohl, daß er nicht zuerſt dem pedantiſchen Hausherrn begegnete. Die Begrüßung, welche Madame Ehrenhold den verſpäteten Gäſten zu Theil werden ließ, war ungemein zuvorkommend.

„Die Augen hat Alida von der Mutter,“ flüſterte Gün-

ther ſeinem Begleiter zu. „Wäre die Tochter nicht gar ſo köſtlich, ich könnte der Mutter noch heute die Cour machen!“

„Du biſt unverbeſſerlich!“

„Im Gegentheil, Freund! Durch Liebe verbeſſert man ſich von Grund aus, denn man bildet ſeinen Geſchmack und ſammelt nur ſüße Erfahrungen.“

„Namentlich, wenn man für die bittern kein Gedächtniß hat,“ bemerkte Paul ſtirnrunzelnd.

Günther's Auge leuchtete wie eine Flamme.

„Da ſchwebt ſie hin!“ rief er aus, Alida's elfenzarte Geſtalt erblickend. „Die ſchönſte Sylphide der Lindenſtadt, werth, daß man ſie umarmen könnte und küſſen, bis ſie in Licht zerflöße und man in dieſem goldenen Mädchenäther ſelbſt mit aufgelöſt würde in den Urſtoff der Schöpfung!“

Günther ward alsbald von Vielen bemerkt. Er erregte Neugierde, mehr vielleicht durch ſein Ausſehen und ſeine etwas vernachläſſigte Kleidung, als durch den Namen, welchen er ſich als glücklicher Lyriker bereits in ziemlich weiten Kreiſen errungen hatte. Man erzählte ſich ſo viel von dem excentriſchen jungen Manne, Wahres, Halbwahres und ganz Erfundenes, daß es ſich wohl der Mühe verlohnte, etwas näher mit ihm bekannt zu werden. Eine gewiſſe Scheu, die wohl auch in kühle Zurückhaltung bei Einzelnen überging, miſchte ſich dieſer Neugierde bei, und nicht Alle mochten dem Wirthe dankbar für Günthers Einladung ſein.

Ehrenhold ſelbſt theilte die Anſichten dieſer Rigoriſten

über den Dichter. Er war kein Bewunderer ſeines Talentes, er zog perſönlich blos Nutzen daraus. Dies allein ließ ihn den jungen Mann, deſſen hervorſtechende Geiſtesgaben ihn genirten und der vor dem wohl ſituirten Bürger nicht den geringſten Reſpect ſeinerſeits hatte, dulden. Alida zu Gefallen brachte er perſönlich ein ſchweres Opfer, indem er geſtattete, den Dichter, deſſen Namen auf Aller Lippen war, zu dem Ballfeſte einzuladen.

Es war Ehrenhold nicht entgangen, daß ſeine Frau die zu ſpät Gekommenen mit größter Zuvorkommenheit begrüßt hatte. Eben ſo wenig blieb ihm das aufmerkſame Beobachten ſeiner Tochter verborgen, die Günther vor allen Uebrigen mit den Augen verfolgte, ſowie das feine, ihm däuchte, glückliche Lächeln auf Alidas heute freudeſtrahlendem Antlitze. Hatte es den Vater ſchon verdroſſen, daß das eigenſinnige Kind bis jetzt ihre Tänzer nur aus den zum Feſt geladenen Studenten gewählt hatte, ſo ärgerte es ihn noch viel mehr, daß ſie nun gerade dem Menſchen, der eigentlich in gar keiner Geſellſchaftsclaſſe rangirte, vor allen Andern wieder zu bevorzugen ſchien. Er nahm ſich deshalb vor, den von ihm abhängigen Poeten dies möglichſt fühlen zu laſſen.

Die Gelegenheit dazu fand ſich bald. Günther kam in Ehrenhold's Nähe und wollte ihn begrüßen. Der ſteife Pedant hörte die Worte zwar an, die der Dichter an ihn richtete, er gab aber keine Antwort. Sein Blick lag kalt

auf dem leidenſchaftlichen Antlitz Günthers, und es war darin unverkennbar die Frage zu leſen: wie kannſt Du, nutzloſer Menſch, Dich unterſtehen, in ſolcher Geſellſchaft mit mir, der Dich nur duldet, ſprechen zu wollen! Dergleichen geſtatte ich Dir nur im Comptoir, wo ich mit manchem unangenehmen Patron zu verkehren genöthigt bin!

Dieſe gefliſſentliche Nichtachtung erhitzte den überaus empfindlichen Günther. Er blitzte den ſteifnackigen Herrn mit ſeinen Feuerangen ſo drohend an, daß Ehrenhold ſich raſch entfernte. Bald darauf fühlte Paul einen ſtarken Druck an ſeinem linken Arm. Günther ſtand hinter ihm, bleicher noch als vorher, mit faſt verſtörten Zügen.

„Was iſt Dir begegnet?“ fragte er beſorgt.

„Der eingebildete Tropf will mich beleidigen, vielleicht gar demüthigen,“ ſagte Günther. „Es ſieht ihm das ganz ähnlich, und ſprächen die Augen ſeiner viel klügeren Frau nicht eine andere Sprache, ſo würde ich glauben, nur dies ſei die Veranlaſſung zu meiner Einladung geweſen. Dafür will ich ihn ſtrafen, und gib Acht, Paul, ich boxe ihn nieder, daß er braun und blau im Geſicht wird! Denkt das hochmüthige, ſolide Volk mich zu verachten, ſo will ich ihm wenigſtens Grund dazu geben. Dieſe Ballnacht ſoll von ſich reden machen!“

Er verließ den Freund in einer Aufregung, welche dieſem einige Beſorgniß einflößte. Indeß beruhigte er ſich bald wieder, da er ihn gleich darauf in den Reihen der Tänzer

gewahrte. Alida's kleine Hand ruhte leicht auf der des Dichters und nach den frohen Blicken zu urtheilen, die ſie auf Günther heftete, mußte dieſer dem ſchönen Mädchen die angenehmſten Dinge von der Welt zuflüſtern.

Alida's Tanz mit Günther war ein Ereigniß. Es hatte dies vielleicht nicht Einer von der ganzen Geſellſchaft erwartet, und das Erſtaunen wuchs noch, als Alida's Mutter eine etwa gleichaltrige Dame ganz unbefangen fragte: wie ſie den Tanz dieſes Paares finde?

„Mir ſcheint," ſetzte ſie hinzu, „als begeiſtere der Tanz den talentvollen jungen Herrn. Er ſcheint Alles um ſich her zu vergeſſen und ganz nur dem Tanze ſich hinzugeben. Und auch das liebe Kind! Wie glücklich ſie lächelt, wie roſig ihre Wangen glühen! Dem Mädchen hat ſicherlich nichts gefehlt, als Bewegung! Sie ſoll in dieſem Winter auch recht viele Bälle beſuchen!"

Paul ließ den Freund nicht aus den Augen. Es wunderte ihn, daß Günther nicht den geringſten Verſtoß machte. Alida's Nähe mußte einen beſänftigenden Einfluß auf ihn ausüben. Nur fand er es nicht ziemlich, daß ſein Freund nach dem erſten Tanze mit der Tochter des Hauſes dieſe kaum mehr auf Augenblicke verließ.

Gegen Mitternacht erſt gelang es Paul, den Dichter wieder allein zu ſprechen.

„Haſt Du geſehen," ſagte dieſer, „wie der Alte grün und gelb wird vor Aerger und Wuth? Den hab' ich ge-

packt, daß er's ſpüren ſoll bis an ſein ſeliges Ende! Und ich bin noch lange nicht am Ziele! Raſen will ich ihn ſehen, damit ich die Genugthuung habe, ihm in's Geſicht höhnen zu können: Das iſt Revanche für Deine Nichtachtung! — Nun, Adieu, Freund! Amuſire Dich nach Kräften. Ich muß meiner glücklichen Dulcinea noch ein paar Arien aus Amors unerſchöpflichem Liederbuche in die Seele flüſtern!"

Günther verſchwand, ehe Paul ihm antworten konnte.

Bald nachher ſah er ihn abermals an Alida's Seite. Er konnte nicht mehr zweifeln, daß der gefährliche Freund das Herz des jungen Mädchens mit dem bewältigenden Zauber ſeiner farbigen Rede gänzlich umſtrickte. Aber Alida war offenbar glücklich, und der verletzte Poet hatte eine ſchwere Beleidigung zu rächen.

„Möge es zu ſeinem Glücke ausſchlagen!" ſprach er ſeufzend zu ſich ſelbſt, verließ den Tanzſaal und horchte in einem entfernteren Zimmer, wo einige ältliche Herren in ernſte Geſpräche vertieft waren, auf den Takt der Muſik und die rhythmiſche Bewegung des Tanzes.

Endlich verſtummten die Geigen. Die Tanzenden zogen ſich links und rechts in die Seitenzimmer zurück, und vertheilten ſich hie und da in heiter plaudernde Gruppen.

Paul miſchte ſich unter dieſe, um an dem allgemeinen Geſpräch, das leicht die verſchiedenſten Gegenſtände berührte, Theil zu nehmen. Er ſuchte Günther, ohne ihn zu finden. Auch Alida bemerkte er geraume Zeit nicht. End-

lich trat ſie aus einer Seitenthür wieder ein, etwas erſchöpft, wie es ſchien, und offenbar ganz in ihre Gedanken vertieft. Sie miſchte ſich nicht unter die Gruppen, ſondern ſchlich hinter denſelben nach einer Ecke, wo auf geſchmackvollem Poſtament eine Blumenvaſe ſtand. Nach dieſer ſtreckte Alida ihre Hand aus und brach raſch eine der halb aufgeknospeten Roſen ab, die lieblich duftend aus dem Gemiſch der übrigen Blumen hervorſahen. Paul gewahrte, daß ſie die Roſe in ihrem Buſen verbarg. Er wollte ſich ihr nähern, aber ſie entſchlüpfte ſchnell, wie ſie gekommen war. Als er nach einem langſamen Gange durch die Geſellſchaftszimmer, wo man bereits die Tafel deckte, nach dem Salon zurückkehrte, ſah er Alida am Arm ihrer Mutter. Auch jetzt ſah ſie erſchöpft aus, aber ſo ſtill glücklich, ſo ſelig, als hätte ſie unvergeßliche Stunden im Paradieſe verlebt.

Günther aber kehrte nicht wieder zurück. Er hatte ſich sans Adieu empfohlen, nachdem er ſo glücklich geweſen war, faſt ein paar Stunden lang Auge in Auge und Herz an Herz mit der reizenden Tochter des Hauſes zu verleben.

Viertes Kapitel.

Ein liebendes Herz.

Im niedrigen Hinterzimmer eines engen Hofes auf dem Brühl brannte noch ein kleines Lämpchen. Ungeachtet des bereits sehr kühlen Wetters war kein Feuer im Ofen gewesen und der Aufenthalt in dem sehr beschränkten Raume durchaus nicht gemüthlich.

Die Wächter riefen eben die erste Morgenstunde ab, als die Thür des Zimmers leise geöffnet ward, und ein Mädchen in keineswegs brillanter Kleidung erschöpft eintrat. Sie trug ein Deckelkörbchen, stellte dies jetzt auf den Tisch, zog eine Stecknadel aus dem Mieder und spreitete damit den dunkel brennenden Docht an der Lampe ein wenig aus. Das hellere Aufflackern des Lichtes läßt uns die Züge des Mädchens erkennen. Es ist Doris, die Geliebte Günthers, jene leidenschaftliche Natur, die jedes Wort von dem Munde des Dichters für ein Evangelium hielt oder doch gehalten hatte.

Doris hat ſich ſehr verändert, ſeit wir ihr nicht mehr begegnet ſind. Sie ſieht nicht mehr ſo blühend, ſo vertrauensvoll aus, wie früher. Ihre Wangen ſind bleich geworden, um die feurig-klaren Augen haben ſich fahle Ringe gebildet, und ihr reiches, ſeidenweiches Lockenhaar, das ſo anmuthig um Stirn und Wangen koſ'te, hängt verworren um das ſchmerzdurchfurchte Geſicht.

Dreimal hatte das junge Mädchen an dieſem Abend ihre verſteckt gelegene Wohnung verlaſſen und dem windigen Herbſtwetter Trotz geboten, um ihren Zweck zu erreichen. Der Zufall führte ſie an Ehrenhold's Hauſe vorüber, als die Wagen mit den Ballgäſten eben vorfuhren. Gleich andern Vorübergehenden blieb auch ſie ſtehen, um die glänzend geputzten Damen ausſteigen und in das erleuchtete Haus des begüterten Mannes ſchweben zu ſehen. Es war wohl verzeihlich, daß Doris das Herz ſtärker klopfte bei dieſem entzückenden Anblicke und daß ſie die Glücklichen ein wenig beneidete, die ſo bevorzugt waren, an dem Feſte Theil nehmen zu können, das Herr Ehrenhold ſeiner jungen, ſchönen, von ſo Vielen gefeierten und umſchwärmten Tochter gab.

„Daß Unſereinem ſo etwas ewig verſagt bleibt!“ dachte Doris, wie ſie die geſchmückten Schönen achtlos, die meiſten unter heimlichem Gekicher an ſich und den übrigen Neugierigen vorübertrippeln ſah. „Solch ein Ball muß doch wunderbar ſchön ſein!“

„Platz da!“ rief eine grobe Stimme, und ohne im Geringsten Rücksicht zu nehmen auf das Menschengedränge, brachen, rechts und links Stöße austheilend, ein paar Portechaisen-Träger quer durch.

„Das sind Studenten,“ sagte eine Mädchenstimme hinter Doris. „Herr Ehrenhold hat alle Adeligen und von den Bürgerlichen nur die reichsten Studenten eingeladen. Gebt acht, das gibt nächstens eine Verlobung!“

„Ach Gott!“ seufzte Doris, warf einen langen Blick auf die erleuchteten Fenster, an denen oft ein unklarer Schatten vorüberhuschte, und wollte fortgehen. Abermals näherten sich grobe Portechaisen-Träger und die Neugierige blieb nochmals stehen, um auch diese neuen Ankömmlinge noch aussteigen zu sehen. Sie trat nur mehr zur Seite, damit sie nicht als Neugierige gleich in die Augen falle. In einem der Aussteigenden erkannte sie Günther!

Doris mußte sich Gewalt anthun, um nicht laut aufzuschreien. Sie blieb stehen und sah ihm nach. Unter der Thür kehrte er sich noch einmal um, den Freund erwartend, der ihn begleitete. Dann hüpften die jungen Männer leichtfüßig die Treppe hinauf und verschwanden hinter den Blumen, mit denen die Treppe förmlich garnirt war.

„Also doch treulos!“ sprach jetzt Doris, ihren Thränen freien Lauf lassend. „Und er hat mir mit hundert Eiden zugeschworen, daß er nur mich liebt, daß er kein anderes Mädchen ansehen mag, und daß ich ganz bestimmt seine

Frau werden ſoll! Nur Geduld müſſe ich haben, und mit Vorwürfen und Klagen dürfe ich ihn nicht beläſtigen!“

Sie ging auf die andere Seite der Straße, wo es ſchattiger war, trocknete ſich mit der Schürze die Thränen ab, und fuhr fort in ihrem ſtillen Selbſtgeſpräch.

„Ich will gewiß nicht klagen, wenn er nur Wort hält,“ ſagte ſie. „An ſein Verſprechen aber muß ich ihn doch erinnern. — — O, Gott, o Gott, er iſt ſo furchtbar vergeßlich, ſo entſetzlich zerſtreut! — — Und dabei kann er in ſo vornehme Geſellſchaften gehen! — — — Arme, arme Doris!“

Das unglückliche Mädchen hielt ſich die Schürze vor's Geſicht, um keinen Vorübergehenden die Thränen ſehen zu laſſen, die jetzt ſtromweis über ihre Wangen herabliefen.

„Bis Martini will die Großmutter zuſehen,“ ſprach Doris, als die Straße weniger belebt ſich zeigte. „Wenn Günther dann keine Anſtalten trifft, ſein Verſprechen zu erfüllen, will ſich die gute Frau durch mich an den Vater wenden. Sie hat ſich erkundigt und ſie weiß ſchon, wie ihm beizukommen iſt.... Aber ich fürchte mich!..... Wenn der Mann nun hart iſt, und mir die Thür zeigt! Wo ſoll ich dann bleiben? Was ſoll aus mir Elenden werden?.... Die Großmutter — ſie wird mich fragen, und ich — ich werde mich verrathen!“

Dieſer Gedankengang machte Doris ſchwindeln. Sie blieb unter einem Thorwege ſtehen und lehnte ſich ein paar

Minuten an die Wand, um Athem zu holen und neue Kräfte zu ſammeln. Das Gehen ward ihr ſo ſchwer, und oft war es ihr, als wüchſen ihre Füße feſt in der Erde.

„In acht Tagen ſchreiben wir ſchon Martini," fuhr ſie fort, „und ſeit beinahe zwei Wochen hat der böſe liebe Mann nichts mehr von ſich hören laſſen!... Und heute geht er zu Balle!.... Ach, es iſt entſetzlich!... Er liebt mich wohl nicht mehr!.... Seit ich mich ihm entdeckt habe, iſt er ſo kühl geworden und dann wieder ſo ſtürmiſch!... Ach, mir wird bange, und immer banger!... Seh' ich ihn nicht, hab' ich keine Ruhe, keine Hoffnung, und iſt er bei mir, zittere ich vor ſeinen Blicken!... Wenn er mich verlaſſen könnte!?...."

Abermals erſtickten Thränen ihre Stimme. Sie hatte den Hof erreicht, wo ſie mit ihrer Großmutter wohnte und ſich durch Feinnäherei ernährte. Die Großmutter, eine noch rüſtige Frau, die ihr ganzes Leben überaus ſparſam geweſen war, beſaß etwas Vermögen, ſo daß ſie und ihre Enkelin keine Noth litten. Dieſer dereinſtige Nachlaß der wackern Frau ſollte Doris erben.

Mit Günther war das junge Mädchen ganz zufällig auf einer Kirchweih bekannt geworden. Er hatte, wie viele andere Studenten, welche das ländliche Feſt beſuchten, mit dem auffallend hübſchen Mädchen getanzt, ſich lebhaft mit ihr unterhalten und Gefallen gefunden an ihren naiven, von geſundem Mutterwitz zeugenden Antworten. Die

Großmutter ſchien die Bekanntſchaft ihrer Enkelin nicht zu mißbilligen. Günther begleitete die Heimkehrenden bis an ihr Haus. Man ſah ſich wieder, ward bekannter und bald entwickelte ſich eine lebhafte Neigung bei Beiden, welche die ſtill beobachtende Großmutter des jungen Mädchens ſchon deshalb nicht unterdrückte, weil ſie mehr denn einmal ſelbſt Ohrenzeuge der Verſprechungen des einnehmenden jungen Mannes geweſen war. Später freilich beſchuldigte ſich die wohldenkende, in Ergründung von Menſchenherzen aber nicht ſehr bewanderte Frau zu großer Nachſicht. Der Geliebte ihrer Enkelin gab manche Blöße, zeigte manche Schroffheit des Characters, die der bürgerlich ſoliden Frau unmöglich zuſagen konnte. Auch machte ſie zu ihrem Schrecken die Entdeckung, daß Günther bodenlos leichtſinnig und in keiner Weiſe zuverläſſig ſei. Damals war es, wo ſie ihrer Enkelin die gedruckten Liebesgedichte des leichtfertigen Poeten in der Hoffnung einhändigte, es werde dieſe geiſtige Treuloſigkeit des Wankelmüthigen die Bethörte über den wahren Charakter des Geliebten aufklären und ſie andern Sinnes machen. Wir wiſſen, daß dieſe wohlwollende Abſicht nicht erreicht ward.

Seitdem dachte die ehrbare Frau alles Ernſtes an eine möglichſt bald zu veranſtaltende Verheirathung ihrer Enkelin mit Günther. Dieſer ſelbſt war leichtſinnig genug, Doris im Beiſein der Großmutter mit Hand und Mund feierlich die Ehe zu verſprechen, und erhielt nach dieſer Zu-

ſage ſelbſtverſtändlich ungenirten Zutritt zu ſeiner ſtill Verlobten.

In dieſe Zeit fiel der Zwiſt des Dichters mit ſeinem Vater und die bald darauf folgende Verſöhnung durch Vermittelung Woldemar's von Raſchau. Allein Günthers Wankelmuth, ſein unſtätes Weſen, ſeine geiſtige Zerfahrenheit und das wild verzehrende Feuer einer entfeſſelten Sinnlichkeit, das in ihm loderte, führten alsbald neue Mißhelligkeiten herbei, die ſich viel ernſtlicher zu geſtalten ſchienen, als alle frühern. Die nächſte Folge war, daß Günther immer mehr auf die leichte Seite ſchlug und in den allerübelſten Leumund gerieth. Man ſagte ihm auf den Kopf die leichtfertigſten Streiche zu, zieh ihn grober Fahrläſſigkeiten und grenzenloſer Libertinage, die nur in der allerdings nicht wegzuläugnenden Thatſache eine Art Entſchuldigung fand, daß man dem leichtfertigen, jungen Manne auch von vielen Seiten auf halbem Wege entgegen kam.

Doris blieb dies nicht verborgen. Sie lebte in fortwährender Angſt, aber ſie konnte ja nicht mehr von dem furchtbar gefährlichen Manne laſſen. Nur das wiederholte Verſprechen Günthers, daß er ſie, ſie ganz allein liebe, und daß, was man auch von ihm ſagen möge, Alles erlogen oder völlig entſtellt ſei, nur dies hielt das geängſtete Mädchen aufrecht.

Heute aber war ſie betrübter denn je, weil ſie von

einem Zeichen überraſcht ward, das den Geliebten, wenn nicht der Treuloſigkeit, doch ſicherlich des frivolſten Leichtſinnes überführte! Sie, die Arme, die Tag und Nacht nur in und mit ihm lebte, die an nichts dachte, als daß ſie ſein Eigenthum ſei, daß ſein Herz ihr gehören möge bis ans Ende der Tage; ſie, die ewig Treue, vernachläſſigte er gänzlich, und lachend miſchte er ſich unter die Ballgäſte der vornehmen Bürgerhäuſer!

Es war ein Glück, daß es ſtürmte, ſonſt wäre es der tief Betrübten wohl nicht möglich geweſen, die Großmutter über ihr verſtörtes Ausſehen genügend zu beruhigen. So gelang es ihr einigermaßen, wenn auch die längſt argwöhniſch gewordene Frau nicht mehr jedes Wort ihrer Enkelin für unumſtößlich wahr hielt.

Doris ſchwieg natürlich über das, was ſie geſehen hatte, aber ſie baute Pläne über Pläne, um den Geliebten zu ſtrafen und ihn feſter denn je wieder an ſich zu feſſeln. Er ſollte ſich erklären und ihr Aufſchluß geben über ſeine Vernachläſſigung. Liebe und Angſt ließen Doris keine Ruhe. Noch in der ſchon angebrochenen Nacht wollte ſie Gewißheit erhalten. Sie mußte deshalb vorerſt daran denken, die Großmutter zu beſeitigen. Es war dies nicht ſchwer, denn Abends ermüdete die bejahrte Frau gewöhnlich zeitig und begab ſich dann regelmäßig früher zur Ruhe, als die jugendliche Enkelin.

Sobald Doris die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß

die Großmutter eingeſchlafen ſei, warf ſie ihr Mäntelchen über und ſchlich aus dem Hauſe. Schnell durcheilte ſie die windigen Straßen, bis ſie Ehrenholds Wohnung erreichte. Dieſer gegenüber blieb ſie im Schutz eines vorſpringenden Erkers ſtehen. Sie hörte die ſchluchzenden Töne einer Violine und ſah an den verhüllten Fenſtern das Vorüberſchweben tanzender Paare. Nur den Schattenriß des Geliebten, der da Oben unter den frohen Menſchen mitjubelte, konnte ſie unter den vielen ſchattenhaften Geſtalten nicht heraus erkennen. —

Die arme Doris fühlte ſich namenslos unglücklich. Glühend heiße Thränen tropften auf ihre kalte Hand und braunten wie Feuerfunken, und in ihrem gefoltertem Herzen ſtockte das Blut. Ob er wohl an ſie dachte unter den ſchönen geputzten Mädchen, die gewiß alle, alle auf ihn zumeiſt ihre Blicke hefteten! — Ob er ahnte, daß ſie ihm ſo nahe ſei, daß die Angſt ſie erbeben, der kalte Wind ſie frieren mache, während er, der ſo treu Geliebte die leichtfertig plaudernde Lippe im Champagnerſchaum badete und ſcheu lauſchende Mädchenherzen durch frevelnde Worte berückte!... Wenn Günther ſie liebte, dann mußte er es fühlen, daß ſie ihm ſo nahe ſei. Das Herz ließ ihm dann keine Ruhe; es ward ihm zu eng in den heißen Geſellſchaftszimmern. Er mußte hinaus, um friſche Luft einzuſchlürfen, von ſeiner Verlobten, ſeiner Braut den erneuerten Schwur der Liebe zu vernehmen, und ſie durch

einen Kuß, einen einzigen wieder zu beruhigen, zu beglücken!..

Aber die arme, gläubige Doris ſtand eine volle halbe Stunde, und der erſehnte Freund ihrer Seele erſchien nicht! Fort ſchwirrten die Klänge der Muſik wie ferne Aeolsharfentöne zu dem zagenden Mädchen herab, und ununterbrochen rollten die Schatten der Tanzenden an den Fenſtern vorüber!

Da ſprach ein Nachtwächter das ſtill weinende Mädchen an und fragte gutmüthig, was ihr fehle.

Doris ſagte, ſie habe einen großen Verluſt gehabt und könne ihn doch nicht wiederfinden.

Der Nachtwächter begann auf der Erde zu ſuchen.

„Was iſt's denn?“ fragte er.

„Eine einzige Perle,“ erwiderte Doris. „O, ich bin recht, recht ſehr unglücklich!“

Damit dankte ſie dem Wächter und ſchlich wieder nach Hauſe. Die Lampe brannte noch hell, die Großmutter athmete regelmäßig im Schlafe.

Doris nahm ihre Weißnäherei abermals zur Hand und arbeitete emſig, bis die Glocke auf dem Katharinenthurm halb zwölf ſchlug. Da erfaßte das unglückliche Mädchen eine namenloſe Angſt.

„O, du mein himmliſcher Heiland,“ rief ſie ſich zu, „rette meinen Chriſtian aus den Netzen der Verführung, aus den Stricken des Teufels! Gewiß droht ihm ein gräß-

liches Unglück, ſonſt würde mein Herz nicht ſo entſetzlich hämmern!.... Ich muß zu ihm — ich muß ihn warnen, ihn retten!“

Und nochmals verließ Doris das Haus, um vor Ehrenhold's Wohnung Wache zu halten und ſich in die Arme des von ihr angebeteten Mannes zu träumen.

Sie verſteckte ſich, um nicht einem der vorübergehenden Wächter aufzufallen, die ſie leicht für ein ſchlechtes Frauenzimmer hätten halten und unehrerbietig behandeln können.

Der Tanz hatte aufgehört, die Muſik ſchwieg, daß aber die Geſellſchaft noch beiſammen ſei, ſagten dem geängſteten Mädchen auch jetzt wieder die Schatten an den Fenſtern. Die Thür des Hauſes war nur angelehnt, was der Lichtſchimmer der im Innern brennenden Laterne ihr verrieth.

Auf den Thürmen ſchlug es jetzt Mitternacht. Gleich darauf ſchwangen die Wächter ihre Holzraſſeln, riefen die Stunden an den Straßenecken und gingen, mit ihren ſchweren, eiſenbeſchlagenen Stöcken das Pflaſter ſchlagend, weiter. Keiner der Vorüberwandelnden gewahrte die Verborgene.

Nunmehr wagte Doris ſich aus ihrem Verſteck hervor. Es ſchien ihr, als werde es lebhaft im Hauſe des Papierhändlers und ſie ſchloß daraus, daß ſich die Geſellſchaft zum Aufbruch rüſte. Mit wenigen raſchen Schritten ſtand ſie dicht vor der Pforte. Sie beugte ihr Köpfchen, lehnte

ihre vom kalten Nachtwinde feuchte Wange an den Spalt und lauſchte.

Da vernahm ſie eiliges Hin- und Wiedergehen. Thüren gingen auf und zu, dann rauſchte es auf der Treppe. Doris faßte den metallenen Ring der Thür und drückte ſie etwas weiter auf. Dadurch ward der Spalt gerade ſo groß, daß ſie die Flur und den Aufgang zur blumenverzierten Treppe überblicken konnte. Hinter den Blumen bewegte es ſich; an dem Rauſchen und Streifen erkannte Doris, daß es ein bauſchiges Frauengewand ſein müßte. Nun vernahm ſie Geflüſter und das Geräuſch Koſender. Gleich darauf glitt ein Mann die Treppe herab, riß die Thür auf und ſtürmte an ihr vorüber.

Doris erkannte ihren Verlobten!

Sie wollte ihn anrufen, ihm nacheilen, aber das Wort erſtarb ihr auf der Zunge, und ſie mußte ſich jetzt mit beiden Händen feſt an den Ring klammern, um nicht niederzuſinken.

Im Vorbeifliegen hatte Günther etwas verloren. Es ſchimmerte röthlich — Doris hatte es deutlich bemerkt. Jetzt ſuchte ſie mit den Augen, ohne den Treuloſen, der alsbald langſamer die Straße hinauf ging, aus dem Geſicht zu verlieren. Sie entdeckte den Gegenſtand, bückte ſich und hob eine friſche Roſenknospe auf.

„Ein Geſchenk der Liebe!“ ſtammelte ſie bebend, ihr thränendes Auge zum ſternenloſen Nachthimmel erhebend.

„Armes Kind, wie beklage ich Dich! Er wird Dich betrügen und verlaſſen, wie er mich betrogen hat und verlaſſen will!“

Sie verbarg die Roſenknospe an ihrem Buſen und folgte der noch an den Häuſern hinſchleichenden Geſtalt des Dichters. Es war nicht der Weg, der ihn nach Hauſe führte. Oben an der Ecke der Straße, gegenüber dem alten Rathhauſe, drang noch matter Lichtſchein aus einem Kellerhalſe. Dahin lenkte jetzt Günther ſeine Schritte, und Doris, das arme, bekümmerte, frierende Mädchen, ſah die Geſtalt ihres Geliebten jetzt in dieſe Kelleröffnung hinabſteigen. Da kehrte ſie um, denn weiter zu folgen, vermochte ſie nicht.

„Er wird ſich beranſchen in funkelndem Weine,“ ſprach ſie, „während ich mein zertretenes Herz in Thränen bade! O, daß es erſtickte in dieſem Bade! Daß ich im Schmerz entſchlummerte und nie, nie wieder erwachte!“

Wenige Minuten ſpäter betrat Doris ihr enges Zimmer wieder. Auch jetzt hörte die ſchlummernde Großmutter nicht ihre Enkelin. Sie konnte ungeſtört ſeufzen und weinen.

Als ſie den Docht der Lampe ausgeſpreitet und den Deckelkorb weggeſtellt hatte, den ſie nur deshalb mitnahm, damit es ausſähe, als habe ſie einen Geſchäftsgang zu machen, ſetzte ſie ſich an den Tiſch, verbarg ihr Geſicht in

beide Hände und weinte so heftig, daß die Thränen immer über ihre Finger rieselten.

So saß die Bedauernswerthe wohl eine Viertelstunde. Als sie endlich wieder aufblickte, lag die Rosenknospe halb entblättert und verwelkt auf dem Tische, und war von den Thränen des Mädchens gänzlich durchnäßt.

Doris warf noch einen traurigen Blick darauf, löschte dann die Lampe und schlich sich leise in die Kammer, um endlich unter abermals reichlichem Thränenerguß zu peinigenden Träumen zu entschlummern.

Fünftes Kapitel.

Ueble Folgen.

Das Familienfeſt im Ehrenhold'ſchen Hauſe machte viel von ſich reden. Die ganze Stadt war voll davon und die Urtheile lauteten ſehr verſchieden. Manche fanden, der taktvolle, bürgerlich ſo tadellos daſtehende Mann habe ſich zu etwas Unziemlichem fortreißen laſſen, das man ihm lange nicht vergeben werde. Andere ſchwiegen, zuckten aber deſto bedenklicher die Achſeln, und ihre ſpöttiſchen Mienen ließen die gewagteſten Deutungen zu. Die Muthvollſten machten kein Hehl aus ihrem Aerger und gingen ſo weit, ein paar Namen ſelbſt öffentlich zu nennen, die nunmehr von Mund zu Mund ſo lange nur ganz heimlich weiter geflüſtert wurden, bis die ganze Stadt Kenntniß von den Vorgängen im Hauſe des Papierhändlers hatte.

Ein ſo allgemein verbreitetes Stadtgeſpräch konnte Ehrenhold, dem es natürlich Niemand direct mittheilte,

unmöglich lange ein Geheimniß bleiben. Er verſteinerte aber faſt, als es ihm ſchon wenige Tage nach dem Feſte überbracht ward.

Der Poet Günther, von dem die halbe Stadt behauptete, von je drei Tagen durchſchlemme und verwildere er wenigſtens zwei, ſollte ein heimliches Liebesverhältniß mit ſeiner einzigen, ſorgfältig erzogenen Tochter angeſponnen haben! Dies Gerücht klang ſo fabelhaft, ſo abenteuerlich, daß Herr Ehrenhold darüber gelacht haben würde, hätten es nur nicht die Dienſtboten einander auf der Straße erzählt. Die Verläumdung ſeines Hauſes, die Geringſchätzung, welche in dem bloßen Aufkommen des abſcheulichen Gerüchtes gegen ſein Kind lag, mußte den ſtreng ſittlichen Mann auf's Heftigſte empören. Er war genöthigt, der trüben Quelle dieſes ſchändlichen Gerüchtes nachzuſpüren, um diejenigen, welche es aufgebracht hatten, zur ſtrengſten Verantwortung zu ziehen.

Zuvörderſt ſetzte er ſeine Frau davon in Kenntniß, die ſichtlich darüber erſchrak, zugleich aber auch in große Beſtürzung gerieth.

„Einen Fehler haben wir uns leider zu Schulden kommen laſſen," ſprach Ehrenhold, „einen Fehler, den ich mir ſelbſt nicht leichtlich vergeben kann. Aber Du haſt mir ſo lange mit ſchönen Redensarten zugeſetzt und mir vorgeprediget noch bei nachtſchlafender Zeit, bis ich, des Redens und Anpreiſens müde, Dir nachzugeben mich verleiten ließ.

Wir hätten dieſen übel beleumundeten, fahrenden Poeten aus dem Lande Schleſien unſer Haus gar nicht erſchließen ſollen!“

„Es ſind Erfindungen müßiger Köpfe, Geſchwätze böſer Zungen, glaub' es mir, mein Werther,“ verſetzte Madame Ehrenhold, mehr um ſich ſelbſt zu beſchwichtigen, als um die Behauptung ihres Gatten zu widerlegen. Günther hat mehr Feinde als Freunde, weil er ein rückſichtslos heftiger, junger Mann iſt, und durch ſeinen beißenden Witz, durch ſeine treffenden Satyren, überhaupt durch ſeine große geiſtige Ueberlegenheit ſehr Viele, darunter auch einflußreiche Perſonen, tief verletzt. Man kann das nicht billigen, aber es läßt ſich doch ſehr leicht erklären. Günther rächt ſich durch Verſchießung ſeiner ſcharf zugeſpitzten Wortpfeile für die üblen Nachreden, mit denen man ihm ſchadet, indem man ſeine Mängel und Fehler zu Verbrechen ausweitet!“

„Bei alledem iſt es ein Menſch, mit dem ſich ein Umgang nicht geziemen will,“ meinte Ehrenhold. „Bin derohalben auch entſchloſſen, ein Exemplum zu ſtatuiren. Meine Druckerei wird dieſem ſchlimmen Geſellen fernerhin nicht mehr offen ſtehen. Will er ſeine unnützen Verſe und verbuhlten Lieder drucken laſſen, ſo mag er ſich nach einer andern Officin umſehen. Die unbeſcholtene Ehre meines Hauſes kann und mag ich ſolchem Strolche zu Liebe nicht auf's Spiel ſetzen. Heute noch werde ich dem verdorbenen

Studioso medicinae et chirurgiae, wie er ſich unterweilen zu tituliren beliebet, den Laufpaß geben.“

Madame Ehrenhold bat ihren Gatten, ſich nicht zu übereilen und den jedenfalls ſchmählich Verunglimpften nicht ungehört in vielleicht drückende Lage zu verſetzen. Schließlich meinte ſie, einem ſo bedeutenden Talente müſſe man auch gewiſſe Extravaganzen nicht zu hoch anrechnen.

Die letztere Bemerkung war aber gar nicht nach Ehrenhold's Sinn. Er wurde gegen ſeine Natur faſt heftig, indem er unwirſch erwiderte:

„Kann ich doch gar nicht begreifen, wie man verlaufenen Leuten ſolche laudes ſingen mag! So ein Menſch Talent hat und weiß es zu gebrauchen, ſo verhungert er nicht, noch hat ſelbiger nöthig, einherzugehen, wie ein Scandalum. Wer aber ein gegebenes Talent mißbrauchet und ſich ſelbſt dadurch proſtituiret, der geſellet ſich denen Verlorenen bei, welche Vagabunden genannt werden und als ſolche geſtäupet werden ſollten von Rechtswegen aus Stadt und Land!“

Madame Ehrenhold ärgerte es, ihren Schützling ſo herabwürdigend beurtheilen zu hören.

„Mein Wertheſter,“ ſagte ſie, „wenn Du wirklich von jeher ein ſo übles Urtheil über dieſen Poeten gefällt und ein ſo ſchlechtes Zutrauen zu ihm gehabt haſt, muß ich mich ſchier wundern, daß Du Deiner eigenen Tochter ge-

genüber ſo wenig Deine väterliche Autorität geltend zu machen verſtandeſt."

„Wenn die Weiber ihre Thränenkrüglein ausgießen, dann ſchmelzen die Herzen auch der härteſten Männer. Das Jammern und Händeringen einer Tochter thut einem Vater weh."

„Meinſt Du denn, unſere Alida könne ſich für einen ſchlechten Menſchen intereſſiren?" fragte Madame Ehrenhold weiter.

„Dergleichen Fälle ſind zu unterſchiedenen Malen auch ſchon paſſiret," erwiderte der Papierhändler. „Es ließen ſich odiöſe Exempla davon aufzählen."

„Wohl möglich," mein Werther," ſagte Alida's Mutter, „unſerem Kinde aber iſt ein ſo verkehrter Geſchmack nicht zuzutrauen."

„Würde mich ſehr freuen, ſo Du Recht hätteſt. Und damit wir allerwegen geſichert bleiben mögen, will ich als rechtlicher Vater handeln. Darf dieſer gefährliche Unhold, obwohl er denen Frauen gar hold ſein mag, unſer Haus nicht mehr betreten, ſo iſt dem ſchlimmen Gerücht der Mund verſtopfet, und wer ſich unterſtehet, noch weiter darüber zu reden, den verklage ich ohn' Erbarmen Injuriarum und zwinge ihn, mir in öffentlicher Rathsſitzung Abbitte zu leiſten. Solches Thun wird leichtfertiges Volk alſobald zur Raiſon bringen. Bevor ich aber dieſen Ruheſtörer des Hauſes für immer verweiſe, begehre ich von Dir, als

einer klugen Frau und vorſorglichen Mutter, daß Du unſer Töchterlein, welches von den honig-ſüßen Phraſen des ſchleſiſchen Troubadours über die Maßen eingenommen zu ſein ſcheinet, einem ſcharfen Examen unterwirfeſt, ihr Vorſicht empfiehlſt und ihr verbieteſt, ihren ganz hübſchen Kopf mit dem blonden Gelock wie eine Fahne an dem Fenſter hin und herzuſchwingen, als wolle ſie jedem jungen Manne damit zuwinken. Mitten im Zimmer kann ſie ſitzen, ſo verdiente ſie ſich beſſer den Namen Frauenzimmer, welcher der größeſte Ehrentitel eines geſitteten Mädchens iſt und immer bleiben wird."

Mit dieſer Aufforderung verließ der Papierhändler ſeine Frau, begab ſich in ſein Comptoir und ſchrieb ein kurzes, befehlshaberiſches Billet an Günther, welches dieſen zu ſchleunigem Erſcheinen bei ihm wegen höchſt dringender Angelegenheiten aufforderte.

Madame Ehrenhold machte ſich ſelbſt Vorwürfe. Der klugen Frau war es nicht entgangen, daß Alida dem wenig beliebten und der beſſeren Geſellſchaft fern ſtehenden Dichter zu große Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte. Wohlwollende Freundinnen hatten ſich ſchon während des Feſtes mißbilligend darüber geäußert, was die Mutter veranlaßte, ihrer unvorſichtigen Tochter einen Wink zu geben. Das eigenſinnige und reizbare Mädchen war darüber ungehalten, und wenn ſie es auch nicht wagte, ſich der Mutter gegenüber zu vertheidigen, ſo ließ ſie ſich doch aus Mäd-

chenhaftem Trotz und aus reiner Caprice gegen die geſchwätzigen Augendienerinnen, von denen ſie meinte, es beneide ſie mehr als eine, daß Günther faſt nur mit ihr getanzt und ſich unterhalten hatte, dazu hinreißen, dieſen geradezu vertraulich zu behandeln, um ihn dann plötzlich, recht als gönne ſie den intereſſanten Mann keinem andern Mädchen, gewiſſermaßen fortzujagen. Denn mehr noch als Alida's warmblütiger Verkehr mit Günther während des Tanzes fiel deſſen Verſchwinden nach Beendigung des Balles allgemein auf. Dies vor Allem gab zu Vermuthungen und Gloſſen aller Art Anlaß, und als die Geſellſchaft auseinanderging, war über Alida bereits allgemein der Stab gebrochen.

Zaudernd betrat die Mutter das Zimmer ihrer Tochter. Alida ſah jetzt wieder geſund aus und ihre nervöſe Reizbarkeit hatte ſich faſt ganz verloren. Die Mutter glaubte ſich zu einem unerwarteten Angriff berechtigt. Sie trat ſehr verſtimmt ein und würdigte Alida keines Wortes, als dieſe ihr vorſchriftsmäßig die Hand küßte.

„Haben Sie Verdruß gehabt, Mama?“ ſagte Alida, da die Mutter ganz gegen ihre Gewohnheit im Zimmer auf- und niederging.

„Leider, leider!“ gab dieſe zur Antwort, „und zwar Deinetwegen!“

„Beſte Mama!“

„Der Vater iſt außer ſich!“

„Ueber mich?“

„Ueber Deine kindiſchen, unverantwortlichen Streiche!“

Alida begann zu zittern und ihre ſchönen Augen füllten ſich bereits mit Thränen.

„Ich bin nicht aus dem Hauſe gekommen und ſoll kindiſche Streiche gemacht haben?“

„Die ganze Stadt ſpricht davon! Wir werden verhöhnt, Dich nennt man ein leichtfertiges Geſchöpf!“

Alida brach jetzt wirklich in Thränen aus.

„Wer nennt mich ſo? Wer iſt ſo ſchlecht?“ ſchluchzte ſie, der Mutter ſich nähernd.

„Das gleichlautende Urtheil Vieler macht das einer einzelnen Perſon unwichtig,“ erwiderte Madame Ehrenhold. „Ein Glück nur iſt 's, daß wir rechtzeitig die Veranlaſſung dieſes leider ſchon ehrenrührig gewordenen Geredes erfahren haben. Der Vater wird ganz energiſche Mittel ergreifen. Dieſer Unglücksmenſch, dieſer fatale Poet, der auch mich eine Zeit lang mit ſeinen erlogenen Phraſen täuſchen konnte, ſo daß ich mich ſeiner annahm, darf unſer Haus nie wieder betreten.“

Alida fiel ihrer Mutter um den Hals und flüſterte ein röchelndes: „O Gott, meine Ahnung!“

Das krampfhafte Beben des jungen Mädchens verrieth Adele die Gefühle ihres unbeſonnenen Kindes. Sie geleitete die Zitternde, einer Ohnmacht Nahe, zum Divan.

„Alida," ſprach ſie hier zu der ſchwer Athmenden, „warum warſt Du ſo verſchloſſen? Hätteſt Du mir, Deiner Mutter Vertrauen geſchenkt, wir Alle hätten jetzt nicht unter gemeinſamem Nachtheil ſchwer zu leiden."

„Er iſt nicht ſchlecht!" hauchte das beſtürzte Mädchen, das ſo unerwartet ihre glühende Leidenſchaft zu Günther entdeckt ſah, „man will ihn nur herabziehen in's Gemeine, damit man ihn dann bequemer mit Koth beſudeln kann! O, Mutter! Ich bin ihm ſo gut und er — er hat mich ſo lieb, o, ſo lieb! — Und dieſer herrliche Mann, dieſer feurige Dichter ſoll ein ſchlechter, ein verworfener Menſch ſein!"

Sie ſchluchzte laut, ihr ganzer Körper zitterte. Madame Ehrenhold ſah ſich der leidenſchaftlichen Tochter gegenüber völlig rathlos. Zugleich aber ſah ſie auch die Nothwendigkeit einer Radicalkur ein, wenn das ohnehin ſchon tief eingeriſſene Uebel nicht verheerend um ſich greifen ſollte. Die leidenſchaftliche Neigung der Tochter zu dem rang- und exiſtenzloſen Dichter mußte mit aller Gewalt unterdrückt werden, und deshalb konnte ſie die betrübende Entdeckung ihrem Gatten nicht verſchweigen. Ehe Alida an die Möglichkeit einer ſolchen Mittheilung dachte, hatte die beſtürzte Mutter ſchon die Schelle gezogen und Ehrenhold ſtand der erſchütterten Tochter gegenüber.

Die Scene, welche ſich nun zwiſchen Alida und deren Aeltern entwickelte, war ſehr unerquicklich. Alida mußte

von ihrem Vater bittere Worte hören, die ſie doppelt kränkten und zu Boden drückten, weil ſie mit den liebloſeſten Bemerkungen und Urtheilen über den Gegenſtand ihrer Liebe vermiſcht waren. Ehrenhold geſtattete gar keine Einrede, noch weniger eine Entſchuldigung oder gar eine Rechtfertigung. Er verlangte dictatoriſch blinden Gehorſam von der leichtſinnigen Tochter, die ſich durch das dumme Versgewinſel eines erbärmlichen Menſchen, eines charakterloſen Vagabonden, mit welchem Namen er Günther conſequent beehrte, habe bethören laſſen. Alida ſollte auf der Stelle das feierliche Verſprechen geben, den verachteten Menſchen, den man der Stadt verweiſen müſſe, nie wieder zu ſehen, nie wieder den Verſuch zu machen, ihn nochmals ſprechen zu wollen, nicht einmal wieder an ihn zu denken!

Begreiflicherweiſe weigerte ſich das junge Mädchen, ſolchen Bedingungen ſich zu unterwerfen. Da ſie dem maßlos heftigen Vater gegenüber gar nicht im Stande war, zu Worte zu kommen, ließ ſie Alles geſchehen, das verlangte Verſprechen aber gab ſie nicht.

„Gut denn," ſagte Ehrenhold. „So wird man die verliebte Mademoiſelle einſperren und ſelbige ſo lange auf Gefangenkoſt ſetzen, bis ſie ſich eines Beſſeren beſinnet und demüthig bittend Retraite bläſt."

Ehrenhold litt keine Widerrede, ſeine Frau, Adele, mußte eben ſo gut, wie die Tochter, ſchweigen. Der erbit-

terte Vater, der durch seines unbesonnenen Kindes Schuld Gegenstand des allerwidrigsten Stadtgespräches geworden war, sperrte sein Kind mit eigener Hand in ein fest verwahrtes Zimmer, steckte den Schlüssel zu sich und begann darauf eine Durchsuchung der Effecten Alida's, die ihm ein paar höchst verrätherische Papiere aus Günthers Feder in die Hände lieferte. Es waren feurige Versicherungen seiner Liebe in Prosa und Versen. Ehrenhold las sie unter den heftigsten Emotionen. Wäre Günther jetzt zu ihm gekommen, er würde kaum einer Mißhandlung entgangen sein. Trotz der Abmahnungen seiner Gattin verbrannte er diese Papiere, zerriß dann das bereits an Günther gerichtete Billet und schrieb ein anderes, worin er ihm unter Androhung polizeilicher Hilfe wegen beabsichtigter Schändlichkeiten, wie er sich ausdrückte, ein für allemal sein Haus verbot. Das Billet ließ er durch einen Lehrburschen in die Wohnung des Dichters schicken. Der Bote kam mit der Bemerkung zurück, Herr Günther sei verreis't, das Billet aber habe dessen Wirthin zu alsbaldiger Besorgung entgegen genommen.

Sechstes Kapitel.

Feindlinge.

Im Hochgebirge lag seit Wochen schon tiefer Schnee. Es wehte oft stark, wodurch einzelne Unglücksfälle vorgekommen waren, denn auf den Gebirgswegen gab es nur wenige Wegweiser und selbst Eingeborene konnten sich bei dichtem Schneegestöber leicht verirren. Weiter unten im hügeligen Lande fiel auch häufig Schnee, es fror aber nicht anhaltend genug, um ihn zur festen Decke sich verdichten zu lassen. Das gab dann grundlose Wege und erschwerte auf den mangelhaften Communicationsstraßen den Verkehr zwischen den zerstreut in Thälern und an Anhöhen gelegenen Ortschaften.

Woldemar von Raschau war in Geschäften in Schweidnitz gewesen. Wie immer hatte er die kleine Reise zu Pferde gemacht. Auf dem Heimwege überfiel ihn ein starkes Schneegestöber. Er mußte dem ermüdenden Thiere Zeit

laſſen, um die ſchnell ſich anhäufenden Schneewehen zu durchbrechen. Die Nacht übereilte ihn und ſo erreichte er erſt ſpät ſeinen Hof. Man konnte dieſen alten Adelsſitz nicht eigentlich Schloß nennen, obwohl Raſchau's Unterthanen dem Herrenhof dieſen pomphaften Namen beilegten. Der alte ſpitzgieblige Bau mit dem abgeſtumpften Thurme ſah aber doch ſo ritterlich aus, daß er die Benennung Schloß, namentlich im Vergleich mit den polniſchen Schlöſſern, einigermaßen rechtfertigte. Ein Graben mit trübem Sumpfwaſſer, ganz bedeckt mit Waſſerlinſen, umgab ihn. Früher hatte, wie ſich noch jetzt erkennen ließ, eine Zugbrücke über dieſen Schloßgraben geführt, jetzt aber war an deren Stelle eine Holzbrücke getreten, welche die Verbindung mit der übrigen Welt vermittelte. Nur die alte hohe Mauer um den Herrenſitz und das ſpitzbogige Thor am Eingange waren geblieben.

Die Schloßuhr ſchlug kreiſchend — denn ſie hatte einen Sprung — die neunte Abendſtunde, als Woldemar über die Brücke ritt. Der rothe Feuerſchein aus der Schloßſchmiede im umfangreichen Gehöft beleuchtete dem Ankommenden den Weg. Der Schmied ſchweißte noch einen Radreifen zuſammen, denn am nächſten Morgen ſollten zwei Wagen mit Getreide nach Strigau fahren. Als der fleißige Mann den Hufſchlag des Pferdes auf der hölzernen Brücke hörte, kehrte er ſich um und erkannte den Herrn. Er that noch ein paar Schläge mit kräftiger Fauſt, ließ

dann den Radreifen am Amboß niedergleiten und ging dem Beſitzer des Herrenhofes entgegen.

„Der Herr Baron finden Beſuch," ſagte er, das rauchende Thier am Zügel faſſend und es vor der Schmiede auf- und abführend.

„Wer iſt's?" fragte Woldemar.

„Es ſind zwei Parten," erwiderte der Schmied, „und beide halt wunderliches Volk."

„Kennſt Du ſie nicht?"

„Hab' ſolche Geſichter mein Tage nicht geſehen."

„Alſo Fremde?"

„Stockfremde, aber die eine Part will den Herrn ſprechen."

„Woher kommen ſie?"

„Aus Sachſen. Heel ſchnurriges Volk," ſetzte er kopfſchüttelnd hinzu.

„Und die Andern?"

„Iſt halt ein eelitziges Mannsbild, das ſich verirrt hat. Er kam ſpät an und wollte einen Führer haben mit einer Laterne. Weil aber die Leute halt alle Hände voll zu thun hatten und der ſpitzbübiſch klug blickende Herr das wohl merken konnte, meinte er, es wär' ihm eben ſo lieb, wenn er ein Nachtquartier im Schloſſe kriegen könnte."

„Es iſt ſchon Recht," ſagte Woldemar, befahl einem der bereits herbeigekommenen Knechte das Pferd abzuzäumen

und gut zu verſorgen, und trat in das alterthümliche Herrenhaus.

Zu ebener Erde in dem großen Familienzimmer, das ein Rieſenofen, in welchem das Feuer ſelten ausging, behaglich erwärmte, fand Woldemar die fremden Gäſte. Es waren zwei Männer und ein junges Mädchen. In dem ſchlichten Manne mit den gutmüthig derben Zügen erkannte er ſogleich einen der Anſiedler aus Mähren, mit denen er zu Anfange des Sommers am Fuße des Hutberges zuſammengetroffen war. Das Mädchen mußte nach Tracht und Weſen zu dieſem Manne gehören. Der dritte Gaſt, um Vieles älter, ſah ungleich intelligenter aus, hatte aber wirklich etwas im Auge, das den Ausdruck des Schmied's rechtfertigte.

Die Begrüßung war gegenſeitig freundlich, aber gemeſſen. Woldemar gab ſich als offener Schleſier, dem es Vergnügen macht, Gaſtfreundſchaft zu üben. Er entſchuldigte ſich bei den Fremden noch ehe er ihre Namen kannte, daß ſie ſich ohne Unterhaltung hätten behelfen müſſen. Ihm fehle leider noch eine Hausfrau, und ein ſolcher Mangel laſſe ſich nie erſetzen und werde bisweilen recht ſchmerzlich empfunden.

Der ältere Herr, offenbar ein Mann von Welt, ſtellte ſich als Kaplan Florian aus Brünn vor, der beſcheidene Fremde aus Sachſen nannte ſich Evermann. Er war, wie er ſogleich hinzufügte, Drechsler und wollte mit ſeiner

Tochter Hanna, entfernte Verwandte in Schleſien beſuchen.

„Ein ſonderbares Zuſammentreffen," dachte Woldemar, der ſich in einer wunderlichen Lage befand. Der Kaplan war jedenfalls ein ſehr kluger Kopf, und es ließ ſich nicht annehmen, daß ſeine Reiſe ſo ſpät im Jahre eine blos zufällige ſei. Aller Wahrſcheinlichkeit nach hatte ſie einen tieferen Zweck, und wer konnte wiſſen, ob dies nicht ein ſehr geheimer war. Es entging dem Edelmanne nicht, daß der Kaplan aus Brünn den mähriſchen Bruder bereits geiſtig vollkommen beherrſchte. Evermann wagte kaum ein Wort zu äußern, und der Kaplan triumphirte ſichtlich über den ſo leicht errungenen Sieg. Nur wenn der geiſtliche Herr den Handwerker nicht beobachtete, richtete dieſer einen merkwürdig fragenden Blick auf Woldemar, aus dem ſich abnehmen ließ, daß der Exulant ihm eine Mittheilung zu machen habe.

Aus einigen Aeußerungen des Kaplans ließ ſich erkennen, daß vor Woldemar's Ankunft ſchon ein Geſpräch zwiſchen den einander in gewiſſem Sinne feindlich gegenüberſtehenden Fremdlingen ſtattgefunden haben mußte. Florian disputirte gern. Er beſaß umfaſſende Kenntniſſe, war ein ſcharfer Denker und handhabte die Waffen der Sophiſtik leicht und ſicher. Einem ſolchen Gegner vermochte der ſtille Evermann unmöglich Stand zu halten. Im Wortgefecht mußte er ſtets unterliegen. Dagegen war es mög-

lich, daß er im Dulden und gläubigen Beharren den geiſtesgewandten Katholiken überragte.

Florian war gänzlich unbefangen und ward über Tiſch ſehr bald geſprächig. Eine zufällige Aeußerung Woldemars brachte das Geſpräch auf kirchliche Gegenſtände.

„Sie ſind Proteſtant, Herr Baron," ſprach Florian bei einer Wendung des Geſpräches, die ihn frappirte. „Als Katholik würden und müßten Sie anders urtheilen."

„Sehr möglich," erwiderte Woldemar. „Gerade daß ich als Proteſtant dieſem Muß mich nicht zu unterwerfen habe, iſt mir eine große Beruhigung. Ein ſolches Müſſen würde mich ſehr unglücklich machen."

„Wie kann man unglücklich ſein, wenn man glaubt!"

„Und wenn man nicht glauben kann?"

„Gerade dann iſt man ſehr unglücklich! Alle Glaubensloſigkeit reicht der Irreligioſität, wenigſtens immer der Irrlehre die Hand!"

„Wo der Glaube überhaupt fehlt, mag dies der Fall ſein," erwiderte Woldemar, „wenn man aber nur gewiſſe Formeln des Glaubens, eben weil ſie entweder unweſentlich oder hemmend für das geiſtige Erkennen ſind, abſtreift, wird man deshalb weder ein Irrlehrer noch ein Irreligiöſer."

„Ich werde dieſen Satz niemals zugeben," ſprach Florian. „Als Prieſter wäre es eigentlich meine Pflicht, Sie zu bekehren, indeß würde ſich die Erfüllung dieſer Pflicht wieder ſehr ſchlecht mit der Gaſtfreundſchaft vertragen, die

ich augenblicklich bei Ihnen zu genießen mich glücklich schätze. Ich ziehe es deshalb vor, diese Frage einstweilen offen zu lassen. Wir treffen wohl noch einmal wieder zusammen oder wir setzen die so zufällig angeknüpfte Bekanntschaft brieflich fort und tauschen schriftlich unsere Ansichten aus. Dies dürfte für uns Beide noch vortheilhafter sein.“

Woldemar antwortete nur durch eine Verbeugung, die keine Zusage verhieß, wohl aber so gedeutet werden konnte. Das Gespräch, an welchem sich Evermann gar nicht betheiligte, kam etwas in's Stocken und der Brünner Kaplan fühlte, daß es schicklich sei, sich zurückzuziehen. Der Baron wies ihm in Person ein alterthümlich meublirtes Schlafgemach an und kehrte dann erwartungsvoll zu den Ansiedlern vom Hutberge zurück.

Diese fand Woldemar jetzt in froher, fast andächtiger Stimmung. Ein großer Brief lag schon auf dem Tische und Evermann kam dem Edelmanne mit den Worten entgegen:

„Liebevolle Grüße, verehrter Bruder im Herrn, habe ich Ihnen zu überbringen von unserm großmüthigen Beschützer, dem Herrn Grafen von Zinzendorf. Es ist ein Dienst der Menschen- und Nächstenliebe, den Du übernimmst, sprach er zu mir, als er den Brief mir einhändigte, der an Sie gerichtet ist. Und es muß wohl eine wichtige Angelegenheit darin verhandelt werden, sonst hätte der Herr mich wohl nicht geprüft, indem er wandeln ließ auf meinen

Wegen einen Sohn Belials, deſſen ſpitzfindige Worte mein Herz bekümmerten und meine Seele kränkten.“

„Der Herr Kaplan iſt ein Reiſender, wie Ihr, lieber Evermann,“ verſetzte Woldemar. „Wie mögt Ihr es rechtfertigen, ihm böſe Abſichten zuzumuthen?“

„Seine Gedanken ſind voll Hinterliſt,“ erwiderte Evermann, „und wo er einen Ort entdeckt, an welchem er ausſtreuen kann ſeine Stacheln, damit ſich der Fuß eines Unachtſamen daran verwunde, da thut er es gern und mit lächelndem Munde. Er gehört zu unſern eifrigſten Widerſachern und hat uns bereitet große Leiden durch ſein heimliches Thun. Darum zagte meine Seele, als ich ſo unvermuthet mit ihm zuſammentraf, und als er die Standhaftigkeit meines Glaubens mit weltlichen Spitzfindigkeiten anfocht.“

Woldemar gaben dieſe Bemerkungen viel zu denken. Er erinnerte ſich der Verfolgungen, welche die mähriſchen Brüder zu erdulden gehabt, und der Schwierigkeiten, die man ihnen machte, als ſie das Land ihrer Väter zu verlaſſen ſich entſchloſſen. Daß namentlich die jeſuitiſche Partei in Mähren kein Mittel ſcheute, um die Diſſidenten zurückzuführen in den Schooß der katholiſchen Kirche, war längſt kein Geheimniß mehr. Es war demnach auch gar nicht unmöglich, daß Kaplan Florian in einer beſondern Miſſion das Land durchzog, und daß ſelbſt ſein Irregehen

und ſein Zuſammentreffen mit dem ſchlichten Sendlinge Zinzendorfs nicht blos ein zufälliges war.

„Ihnen, Herr Baron, dürfen wir vertrauen," nahm Evermann noch einmal das Wort, denn ſeit er ſich nur Woldemar gegenüber ſah, brach er auch ſein bisheriges, für den Hausherrn faſt ſtörendes Schweigen. „Der fromme Graf nannte Sie einen Bruder im Geiſt, und ſo Jemand geiſtig mit uns lebt, iſt er auch ſchon Einer der Unſrigen!"

Er empfahl den Edelmann der Gnade Gottes und ſtreckte dann ſeine müden Glieder auf der Streu aus, die er ſich trotz Woldemar's Gegenrede ausdrücklich zum Nachtlager beſtellte. Auch Hanna mußte mit einem ähnlichen dürftigen Lager ſich begnügen, was das kaum ſechszehnjährige ſtille Mädchen mit wahrer Seelenfreudigkeit that.

Siebentes Kapitel.

Ein Brief und seine Folgen.

Mit einem gemischten Gefühl von Andacht und Neugierde erbrach Woldemar den Brief des Grafen von Zinzendorf. Er mußte sich arger Nachlässigkeit zeihen, denn die freundliche und dringende Aufforderung des seltenen Mannes, in nähere Beziehung zu ihm zu treten, hatte der Edelmann bisher thatsächlich unbeachtet gelassen. Allerdings standen ihm eine Menge Entschuldigungen zu Gebote; denn seine Zeit war von vielen Seiten in Anspruch genommen worden, und da er als praktischer Landwirth überall selbst bei der Hand sein mußte, um sich vor Schaden zu hüten, so blieb für einen brieflichen Verkehr, der keinen andern Zweck hatte, als einen unterhaltenden oder auch anregenden Gedanken- und Meinungsaustausch, wenig Zeit übrig. Daß dennoch der Graf sich seiner erinnerte und ihn gleichsam mit einer Mission beehrte, war ihm

Beweis genug für die wirklich innige Theilnahme, die er ihm zugewendet hatte.

Der Inhalt des Briefes bewegte Woldemar auf's Tiefste. Es war ein Schreiben, wie es nur ein Mensch verfassen konnte, der von dem Geist der Liebe, wie das Christenthum sie predigt, ganz durchdrungen worden ist. Da gab es kein Wort des Vorwurfs, nicht einmal der Ermahnung; ein Geist wunderbarer Milde durchwehte das ganze Schreiben. Der Graf nannte den jungen Edelmann, dessen Ansichten in vieler Hinsicht mit den seinigen harmonirten, abwechselnd bald Nachbar, bald angehender Bruder im Geist. Er verlangte nicht, daß er sich ihm und dem Häuflein „gottliebender" Seelen, das sich um ihn geschaart, anschließen solle, aus der Fassung des Schreibens ging vielmehr hervor, daß dieser Anschluß durch „die Gnade des Herrn" bereits geschehen sei, daß aber der von weltlichen Angelegenheiten vielfach Zerstreute nur noch nicht Sammlung habe finden können, um ihn, den Grafen, davon in Kenntniß zu setzen.

Am Schlusse des sehr ausführlichen Schreibens stattete Zinzendorf seinem schweigsamen Nachbar im Geist, wie er sich ausdrückte, Bericht ab über den Fortgang der Colonie am Hutberge, deren fröhliches Gedeihen er pries. „Die kleine Gemeinde von Brüdern und Schwestern" hieß es in dem Briefe, „stehet ersichtlich unter der Hut des Herrn. Darum haben wir auch den Ort, welcher nunmehro in

Frieden auf der hohen Plaine entſtehet, Herrnhut benannt."

Ganz zuletzt erkundigte ſich der Graf nach den Verhältniſſen des vielverſprechenden jungen Dichters, deſſen Angelegenheiten Woldemar damals ſo viel Eifer und Theilnahme gewidmet hatte. „Mir banget vor dem Seelenzuſtande des beſagten Poeten," lautete der auf Günther bezügliche Paſſus in dem Schreiben, „denn was ich durch aufmerkſame Freunde von ſelbigem in Erfahrung bringen konnte, lautete gar betrübend. Weshalben ich denn auch nicht verſäumte, dieſes jugendlichen Menſchen irriges Thun in meinem Herzen wohl zu erwägen, und ihn und ſeine Seele dem Herrn eifrig zu empfehlen im Gebet."

Es war noch hinzugefügt, daß er begierig ſei, Näheres über das getrübte Verhältniß zwiſchen Sohn und Vater zu erfahren, und daß er gern Alles thun wolle, was dem Irrenden förderlich ſein und ihn erretten könne aus den Umſtrickungen der eiteln und ſündigen Welt. Endlich empfahl der Graf dem ſchleſiſchen Edelmanne den ſchlichten Bruder nebſt ſeiner Tochter, bat ihn, dieſe Sendlinge im Auftrage des Herrn mit Rath und That zu unterſtützen, falls ſie deſſen bedürfen ſollten, und ſprach ſchließlich den Wunſch und die Erwartung aus, es möge alsbald der Tag erſcheinen, an dem es ihm vergönnt ſein werde, mit dem geliebten angehenden Bruder im Geiſte ſich glückliche Stunden lang über das zu unterhalten, was allein Noth

thue und was da diene zur Erquickung des Geiſtes und zur wahren Heiligung des Herzens.

Dieſer Brief verſetzte Woldemar in eine große Aufregung. Er ſah ſich wieder dem Grafen gegenüber und vernahm deſſen wohltönende, alle Herzen bewegende Stimme. Dann aber war er auch bald im Garten des Doctor Günther, bald im ſtudentiſch aufgeputzten Zimmer ſeines Freundes Paul, und das Schickſal des jungen Dichters, das ihn oft vorübergehend beſchäftigt hatte, trat lebhafter denn je vor ſein geiſtiges Auge.

Von dem Arzte in Strigau hatte er lange nichts mehr gehört, und eben darum nahm er an, es werde ſich zwiſchen Vater und Sohn Alles ausgeglichen haben. In dieſer Annahme beſtärkte ihn auch die auffallende Schweigſamkeit Pauls, der ſicher an ihn geſchrieben hätte, wären Ereigniſſe von Wichtigkeit eingetreten. Die Andeutungen im Briefe des Grafen, obwohl ſie eine genaue Kenntniß der Verhältniſſe nicht annehmen ließen, lauteten doch beunruhigend. Es ging daraus hervor, daß Günther ſeine Lebensweiſe noch nicht aufgegeben hatte. Dies Fortleben im alten Geleiſe aber ließ wieder ein noch immer geſtörtes Verhältniß zu deſſen Eltern vorausſetzen, wo nicht gar einen unheilbar gewordenen Bruch annehmen. Woldemar mußte darüber bald Gewißheit haben, was ihn denn zu dem Entſchluſſe brachte, ſchon am nächſten Tage den Doctor in Strigau zu beſuchen. Er konnte dies thun, ohne daß es auffällig

erſchien. Geſchäfte, die ſein perſönliches Erſcheinen in der benachbarten Stadt zwar nicht gerade erheiſchten, rechtfertigten daſſelbe doch, und dann lag im Beſuch bei dem Arzte, dem er ja einen großen Dienſt, wenn auch nur als Mittelsperſon, wenigſtens hatte erweiſen wollen, aus Theilnahme oder Höflichkeitsrückſichten nahe.

Während der Nacht trat Froſt ein und früh am Morgen überblickte man eine weiß beſchneite Landſchaft, vom hellen Winterhimmel überſpannt. Kaplan Florian, an Thätigkeit gewöhnt, ſtand früh auf. Woldemar ſah den hochgewachſenen ſtillen Mann ſchon vor der Hofſchmiede ſtehen und ſich mit dem ebenfalls bereits arbeitenden Meiſter unterhalten, als er einen Blick durch's Fenſter warf. Die Coloniſten vom Hutberge waren dagegen noch nicht ſichtbar. Als er an der Thür ihrer Kammer vorüberging, hörte er den Drechsler laut und inbrünſtig beten. Er mochte nicht lauſchen, obwohl ihn einen flüchtigen Augenblick lang die Luſt dazu anwandelte. Dennoch entging es ihm nicht, daß der glaubenseifrige Mann den Segen des Himmels für das volle Gelingen ſeiner Sendung erflehe und den Herrn mit der Bitte anlag, er möge die kleine Gemeinde der Brüder, die all ihr Thun nur auf ihn ſetzten, doch vor den Feinden und Widerſachern beſchirmen, die das kaum begründete Haus wie lauernde Luchſe und blutgierige Wölfe umſchlichen. Es wurde ihm ganz ſeltſam dabei zu Muthe und der Gedanke, er ſei doch wohl dazu berufen,

auf irgend eine Weiſe die Zwecke Zinzendorfs fördern zu helfen, ſetzte ſich immer feſter in ſeiner Seele.

Der kluge Geiſtliche aus Brünn, der in dem kurzen Geſpräch mit dem Schmiede mancherlei Erkundigungen eingezogen hatte, ohne daß dieſer etwas davon merkte, zeigte ſich ungemein dankbar für die genoſſene Gaſtfreundſchaft. Er ließ ſich aber nicht halten, indem er vorſchützte, er habe die Verſäumniß des vorigen Tages heute möglichſt nachzuholen. Nach den andern Gäſten des Edelmanns fragte er nicht. Mit der Aufforderung, der Hofbeſitzer möge ſich ſeiner erinnern, wenn er zufällig einmal nach Brünn kommen ſolle, empfahl er ſich von Woldemar.

Dieſer traf nun ebenfalls Anſtalten zum Aufbruch. Die Getreidewagen ſtanden ſchon beladen und beſpannt im Hofe und harrten nur des Befehls zur Abfahrt. Woldemar unterhielt ſich noch mit Evermann und Hanna, die er heute in dem ſchlichten ſchneeweißen Häubchen mit dem unter dem feinen Kinn loſe geknüpften Roſa-Seidenband auffallend hübſch fand. Hanna war auch heute nicht mehr ſo einſylbig. Ueberhaupt ſchien ſie heitern Sinnes, von Natur aufgeweckt und etwas mehr neugierig zu ſein, als ihr ernſter Vater es wünſchen mochte. Sie erkundigte ſich eifrig nach Allem, was ihr neu und unbekannt war, konnte nicht begreifen, daß der gnädige Herr — ſo nannte ſie Woldemar — ſo viele Menſchen in Ordnung halten könne, und bedauerte ihn aufrichtig der großen Unbequemlichkeit wegen, die doch

damit verbunden ſein müſſe. Hanna ſah ihn dabei mit ihren hellblauen Kinderaugen mit unſchuldiger Neugierde an, ſo daß Woldemar zuletzt auf den Gedanken kam, der Graf möge wohl im Beiſein des faſt noch kindlichen Mädchens viel mit dem Vater von ihm geſprochen, ihm vielleicht Eigenſchaften beigelegt haben, die er entweder gar nicht oder doch ſicherlich nicht in auffallender Vollkommenheit beſitze.

Ueber dieſer Unterhaltung verging die Zeit und Woldemar, welcher die Wagen mit dem Getreide vorausfahren ließ, ritt erſt eine Stunde ſpäter ſeinen Leuten nach. Evermann mit ſeiner Tochter nahm den Geleitsmann, welchen der Edelmann ihm gab, dankend an und wandte ſich gleichzeitig dem Gebirge zu, wohin der Auftrag des Grafen ihn führte.

Gegen Mittag hatte Woldemar ſeine Geſchäfte beſorgt. Die Wagen fuhren zurück, er ſelbſt aber verfügte ſich nach der Behauſung des Doctors. Diesmal begrüßte ihn die Mutter des Dichters ſchon an der Thür. Die Matrone erkannte ihn ſogleich wieder und ſchien erfreut über ſein Kommen zu ſein. Der Doctor ſelbſt war nicht zu Hauſe.

„Ihr werther Beſuch, Herr Baron," ſagte die wackere Frau, den vornehmen Gaſt in die „Putzſtube" führend, „iſt für mich eine wahre Beruhigung. Nun dürfen wir doch wieder hoffen, während die letzten Wochen voll banger

Zweifel uns alle Ruhe und Lebensfreudigkeit raubten. Was für Nachrichten bringen Sie uns von Chriſtian?"

Dieſe Frage ſetzte Woldemar in die peinlichſte Verlegenheit. Die beſorgte Mutter hoffte durch ihn Erfreuliches von ihrem einzigen Sohne zu hören, und er wußte nicht einmal, ob er noch am Leben ſei, viel weniger wie ſeine Verhältniſſe ſich geſtaltet haben mochten. Die Beſtürzung in ſeinen Mienen entging dem forſchenden Auge der Mutter nicht, und indem ſie Woldemar beide Hände entgegenſtreckte, fuhr ſie fort:

„Alſo Trübſal, nicht Glück treibt Sie zu uns? O, mein ahnendes Herz! Was habe ich gelitten um mein Kind!.. Welche Schmerzen und Bekümmerniſſe laſten auf mir!.. Sprechen Sie es aus, beſter Herr Baron! Ich bin auf Alles gefaßt und will mich auch gern in Alles ſchicken. Nur die Wahrheit, die ganze Wahrheit wünſche ich zu erfahren! — Chriſtian iſt krank, nicht wahr? Er hat, fortgeriſſen von ſeinem heftigen Naturell, Streit bekommen, und nun liegt er vielleicht verlaſſen, vergeſſen, verkümmernd und ſich ſelbſt ſeines Leichtſinns wegen mit Vorwürfen peinigend, unter fremden, mitleidsloſen Menſchen auf dem Siechbett."

„Was veranlaßt Sie zu ſo traurigen Vorausſetzungen?" fragte jetzt Woldemar, der ſelbſt über die Heftigkeit der Mutter des Dichters erſchrak.

„Nichts, als das finſtere Schweigen meines Mannes," erwiderte dieſe. „Er ſchrieb unſerem Sohne ausführlich

und ſo freundlich, wie ich es kaum erwarten durfte. Ich las den Brief und fühlte mich glücklich. Ihr Geſpräch hatte meinen Mann wirklich vollkommen beruhigt. Er dachte ganz anders, viel beſſer als ſonſt von Chriſtian. Das ſchöne Lied, das Sie ihm gaben und das ich noch heute auswendig weiß, war ein wahrer Talisman für meinen Doctor. Wenn Zweifel ihn beſchlichen, ſagte er ſich dieſe gottergebenen, von tiefer Reue Zeugniß gebenden Verſe vor, und er ward wieder heiter. Aber Chriſtian antwortete nicht auf den liebreichen Brief des Vaters. — Es verging Woche nach Woche, ein Monat nach dem andern, und kein Wort des Dankes kam zurück! — Das war eine recht, recht ſchwere Zeit für mich, Herr Baron! Anfangs ging es noch, denn mein Mann glaubte, es möge ein Brief unſeres Chriſtian verloren gegangen ſein, oder ein Bekannter, der unterwegs aufgehalten ſein konnte, werde Auftrag erhalten haben, uns die Antwort zu überbringen. Später konnten wir uns an dieſe Hoffnung leider nicht mehr klammern! Es kamen einige Leute mit meinem Manne zuſammen, die unſern Sohn in Leipzig geſehen hatten. Was ſie dem Vater mitgetheilt haben mögen — Gott allein weiß es! Er hat nie mit mir darüber geſprochen. Zweimal nur wagte ich ihn zu fragen. Beide Male gab er mir die nämliche Antwort."

„Welche, Frau Doctor?"

„Denke, Dein Sohn ſei geſtorben und danke Gott dafür!"

„Unmöglich!“ rief Woldemar.

„Nicht wahr, Herr Baron? Dieſelbe Antwort gab ich meinem Manne. Aber er ſchwieg und kehrte mir den Rücken. Ich ſollte denken, mein einziges Kind, das ich ſo unendlich liebe, ſei geſtorben, und doch weiß ich es, daß er lebt! Aber wie mag er leben, Herr Baron, und wo? Und welche Schuld belaſtet ſein Haupt, daß der eigene Vater ihn unter die Todten wirft? Wenn nun Feinde, ſchlechte, gewiſſenloſe Menſchen den Fernen ſchmählich verleumdet haben?.... Laſſen ſich Briefe nicht unterſchlagen? Dieſe qualvollen Möglichkeiten allein haben mich bisher noch aufrecht erhalten, lange aber, Herr Baron, lange ertrage ich die Pein dieſer fürchterlich aufreibenden Zweifel nicht mehr. Darum bitte ich inſtändigſt —“

„Sie ſollen und müſſen Gewißheit erhalten,“ fiel Woldemar der unglücklichen Mutter in's Wort. „Hätte ich ahnen können, daß Ihrem Sohne ſein gegebenes Verſprechen ſo wenig heilig war, ich ſelbſt würde nicht unterlaſſen haben, ihn daran zu erinnern.“

„Gerade das iſt's, was den Vater aufbringt,“ fuhr Chriſtians Mutter bewegt fort. „Er ſetzte ſo großes Vertrauen in ſeinen letzten Brief, und Sie, Sie ſelbſt, Herr Baron, Sie hatten ihn noch in dieſem Vertrauen beſtärkt. Seitdem —“

„Der Herr Doctor glaubt hoffentlich nicht, daß ich ihn wiſſentlich hintergangen habe?“ fiel Woldemar ein.

„Das wohl nicht, Herr Baron," verſetzte die niedergeſchlagene Frau, „aber ich fürchte, ich fürchte —"

„Daß er mir fernerhin kein Vertrauen mehr ſchenken wird? Wollten Sie das nicht ſagen?"

„Mein Mann iſt mißtrauiſch geworden gegen Alle," erwiderte Chriſtians Mutter. „Er behauptet, die ganze Welt ſei voll Lug und Trug, und nur der Kopfhänger verdiene noch Achtung, da er im Grunde deshalb nicht heuchle, weil er die Heuchelei und die geiſtige Lüge vor aller Welt Augen treibe. Es iſt mir lieb, daß Sie den Doctor nicht zu Hauſe treffen!.. Bei ſeiner Gereiztheit könnte er Sie leicht recht tief beleidigen. Das hat neuerdings gar Mancher an ſich erfahren müſſen. Daß der gute Mann ſich damit ſelbſt am meiſten ſchadet, ſieht er in ſeiner Verbiſſenheit leider nicht ein, und ſo lebe ich denn in fortwährender Angſt, in nie ruhender Aufregung!"

Woldemar ſah nachdenklich in den kalten Winterhimmel, der ſich ſchon wieder mit leichtem Schneegewölk bedeckte. Es leuchtete ihm ein, daß es wohl zweckmäßiger ſein möge, wenn er dem Doctor nicht begegne. Die Hoffnung, den tief gekränkten und in gewiſſem Sinne auch wirklich hintergangenen Mann ſich perſönlich wieder gewogener zu machen, gab er nicht auf. Ehe er aber daran denken konnte, mußte er Gewißheit haben von des jungen Günthers Lage, und die Gründe kennen lernen, die ihn ſein gegebenes, ja feierlich verpfändetes Wort ſo ganz hatten vergeſſen laſſen.

Mit der tröſtlichen Zuſage, er würde entweder Chriſtian ſelbſt oder eine ihm naheſtehende Perſon bewegen, den bekümmerten Eltern zu ſchreiben, empfahl ſich Woldemar, und erreichte gerade bei Anbruch der Nacht unter bereits dichtem Schneegerieſel, das ein ſtärkerer Kältegrad recht empfindlich machte, ſeinen baumumrauſchten Edelſitz.

Achtes Kapitel.

Verhängnißvolle Mittheilungen.

Ein rauher und ſtürmiſcher Novemberabend hatte zahlreiche Gäſte im „Schwarzen Brett“ verſammelt. Der „ſteife Heinrich“ verdiente kaum mehr ſeinen Beinamen, denn er mußte ſich faſt ununterbrochen wie ein Kreiſel hinter dem Schenktiſche drehen, um die Bedürfniſſe der Muſenſöhne möglichſt prompt zu befriedigen. Schweres Merſeburger Bier, damals ein vorzugsweiſe beliebtes Getränk, wurde in bedeutenden Quantitäten verbraucht. Man trank es aber nicht aus Gläſern, ſondern aus großen irdenen Deckelkrügen, deren Geklapper man ſchon draußen zwiſchen dem Getöſe hören konnte, das die Zechenden durch überlautes Sprechen, hin und wieder auch durch das Abſchreien eines gerade in Aufnahme gekommenen Studentenliedes machten.

Zurückgezogen von den lärmenden Genoſſen und in ein beſonderes Geſpräch vertieft, das ſie flüſternd führten, ſaßen Gotthold und Feodor. Die vor ihnen ſtehenden Krüge blieben unberührt. Dem ſteifen Heinrich war dieſe Erſcheinung ſo neu, daß er ſich aus dem engen Raume hinter dem Schenktiſche in einem unbeſchäftigten Augenblicke in das Zimmer wagte, ſtelzbeinig wie ein Automat den Flüſternden ſich näherte und dieſe ein paar Sekunden lang mit verwunderten Blicken betrachtete. Dann zog er ſich kopfſchüttelnd wieder zurück, indem er unverſtändlich murmelnd ſprach:

„Leben nicht mehr lange.“

Die Freunde gewahrten nichts von der Unruhe des ſteifen Heinrichs um ſie und ihr Befinden. Der Gegenſtand ihrer Unterhaltung nahm ſie ganz gefangen.

„Mir hat dieſe Geſchichte allen Humor geraubt,“ ſprach Feodor. „Wenn man einen Menſchen von Geiſt und Herz lieb hat, ſo iſt man gern bereit, die Fehler und Gebrechen, mit denen er behaftet iſt, zu vergeſſen, eine Grenze aber muß es doch auch im Irren geben.“

„Gib Acht, es geht mit ihm zu Ende!“ meinte Gotthold. „Er hat keinen Charakter, mögen ſeine Beſchützer ſagen, was ſie wollen. Warum ſtudiert er nicht fort, da ihm der Vater doch abermals Unterſtützung zugeſagt hat? Gibt's eine köſtlichere Wiſſenſchaft, als die Medizin? Ich

freue mich ſchon auf die Zeit, wo ich meine Diſſertation werde ausarbeiten können."

„Seine Abneigung gegen ein Fachſtudium, ja ſelbſt gegen die Wiſſenſchaften kann ich ihm verzeihen," erwiderte Feodor. „Es mag dies eine mangelhafte Naturanlage ſein, wie ſie wohl vorkommt bei Individuen, die ſich einſeitig in hervorragender Weiſe vor Andern auszeichnen. Daß er aber niemals und Niemand Wort hält, daß er unzuverläſſig iſt in jeder Hinſicht, veränderlich, wie das Wetter im April, das verzeih' ich ihm nicht, und gerade deshalb hab' ich mich in der letzten Zeit nicht mehr um ihn gekümmert. Gegenwärtig wird man ja wider Willen dazu genöthigt."

„Er ſoll übel ausſehen."

„Kann es anders ſein? Seit acht Tagen ohne Behauſung, ein unſtäter Gaſt der verrufenſten Spelunken, von Häſchern gejagt, von der Geſellſchaft beinahe geächtet, innerlich zerriſſen und gegen die Welt erbittert; eine ſolche Fülle von Noth müßte auch die ſtärkſte und kaltblütigſte Natur aufreiben!"

„Wenn Podelwitz ihn verläßt, geht er zu Grunde. Dieſer allein hält ihn noch, und der wackere Kerl iſt auch ſo von ſeinen Gaben und ſeinen von Schlacken leider nur zu ſehr überſchütteten guten Eigenſchaften eingenommen, daß ich überzeugt bin, er nähme ſelbſt die größte Thorheit

auf seine Kappe, wenn er durch solchen Freundschaftsdienst ihm helfen könnte.

„Da kommt er," sagte Gotthold, „und Paul von Podelwitz mit ihm!"

Feodor kehrte sich um. Er fuhr zusammen, als er Christian Günther am Arme Pauls gewahrte. Seine Kleidung zeugte fast mehr noch von dem wüsten Lebenswandel, dem sich der verstörte Dichter seit Kurzem ergeben hatte, als die bleichen, verfallenen Züge. Nur im Auge loderte die alte Gluth und verrieth das Feuer, das hell strahlend in seiner Seele brannte. Die Flammen dieser noch immer schönen Augen glühten wie Sterne über dem zerborstenen Säulenbau eines in Trümmer gesunkenen Tempels.

Es trat momentan eine Ruhe ein, als die Versammelten die neuen Gäste erblickten, jene Ruhe, von der man zu sagen pflegt, es gehe ein Engel durch's Zimmer. Diesmal war es ein gefallener Engel, dessen Erscheinen diese Stille hervorrief. Günther achtete nicht darauf, eben so wenig sein Begleiter, der sehr ernst aussah. Als Paul die Befreundeten in der Ecke erblickte, begrüßte er sie freundlich, schob einen Schemel an den Tisch und nahm ihnen gegenüber Platz. Günther blieb an die Wand gelehnt stehen, kreuzte die Arme über der Brust und glotzte mit seinen zwingenden Augen den steifen Heinrich so glühend an, daß

dieſer aus reiner Angſt vor dieſem bewältigenden Blicke die überlaute Frage ausſtieß:

„Zwei heiß?“

„Höllenheiß!“ erwiderte der Dichter eben ſo, und während den Uebrigen durch dieſe originelle Art der Beſtellung raſch die heitere Stimmung zurückkehrte, machte der ſteife Heinrich ſeine unabänderliche Kreiſelbewegung, um alsbald zwei Gläſer, gefüllt mit kochend heißem Punſch, den ſpäten Ankömmlingen zu kredenzen.

Günther ergriff ſein Glas mit fieberhafter Heftigkeit, probte es auf der Zunge und leerte es dann in wenigen Zügen. Nun erſt nahm auch er Platz, kehrte aber die Schemellehne dem Tiſche zu, um die Arme darauf zu legen und auf dieſe wieder ſein Kinn zu ſtützen.

„Jetzt fang' Deine Bußpredigt an,“ ſprach er zu Paul. „Brennen Deine Worte, ſo fühle ich ſie weniger ſchmerzhaft bei der Temperatur, in der nunmehr meine Seele ſich badet, und ſind ſie kalt, wie draußen der Novemberwind, ſo erlöſchen ſie in dem Feuer, das mich durchglüht.“

Er legte ſein Kinn feſt auf die gekreuzten Arme und blickte unheimlich düſter, wie Einer, der ſeiner Gedanken nicht mehr völlig mächtig iſt, bald auf Paul, bald auf die zunächſt Sitzenden. Gotthold und Feodor fühlten ſich offenbar unwohl in Günther's Nähe, ſie wagten aber

weder ſich zu entfernen noch ein Wort auf deſſen Aufforderung, die allerdings nur Paul galt, zu erwidern.

„Heute in der Dämmerung ward ich durch einen Beſuch überraſcht, der eigentlich Dir galt," ſagte Paul, von dem vor ihm ſtehenden heißen Getränk nur die Lippen benetzend. „Erräthſt Du, wen ich meine?"

„Ich habe nicht Luſt, darüber nachzudenken."

„Es muß eine Zeit gegeben haben, wo Dich das hübſche Geſicht eines fröhlich plaudernden Mädchens zu manchem gelungenen Liede begeiſterte."

Günther ſtieß einen tiefen Seufzer aus, indem er murmelte:

„Vorbei! Vorbei!"

„Es war ein gutes Kind, das Dich liebte, Dir vertraute, Dir Alles opferte... Und Du haſt ſie vergeſſen! — Iſt das Recht, Chriſtian? Iſt das edel?"

„Wer ſagt, daß ich ſie vergeſſe?" fuhr Günther auf.

„Sie ſelbſt ſagt es und ihre Großmutter beſtätigt es."

„Sie lügen, ſie lügen Beide! Man vergißt ein Mädchen nicht, wenn man auch aufhört mit ihm zu koſen."

„Dann haſt Du Doris wenigſtens in ganz unverantwortlicher Weiſe vernachläſſigt," ſagte Paul von Podelwitz. „Wochenlang ließeſt Du nichts mehr von Dir hören, und doch — doch —"

„Doch bin ich ein Kerl, vor dem der Teufel ſelbſt

Reſpekt haben wird, wenn dereinſt einer der Herren Erzengel mit ihren flammenden Cherubgeſichtern mir den Eintritt in den Himmel verweigern ſollte!“ brauſte Günther auf. „Ich liebte Doris, ich liebe ſie noch, ich werde ſie immer lieben, aber —“

„Du ſtockſt?“

„Ich kann ſie nicht heirathen, und darum wollte ich ſie nicht mehr ſehen!“

„Du mußteſt voraus wiſſen, Chriſtian,“ fuhr in möglichſt mildem Tone ſein Freund Paul fort, „daß Dein Umgang mit Doris eine Verheirathung nöthig machen werde. Du verdienſt mithin ſtrengen Tadel —“

Heftiges Lachen Günthers unterbrach die Rede Pauls.

„O, über Euch Heilige, die Ihr Waſſer im Herzen und Eis unter der Perrücke tragt!“ rief der Dichter jetzt aus. „Berechnen alſo, zählen, wägen, calculiren ſoll man, wenn die Liebe uns naht in Feuerflammen, wie ein Sendling Gottes! Es mag ſehr moraliſch, ſehr bürgerlich-ehrbar ſein, ſo zu handeln und alle Leidenſchaften unter Schloß und Riegel zu legen, wie Gold und Silber, das man im Schacher gewinnt, menſchlich aber iſt es nicht, und noch weniger edel! Lieber ſoll man mir nachſagen, daß ich ein treues Herz durch meine ungeſtüme Leidenſchaft zertrümmert, als daß ich ein Mädchen glücklich gemacht habe durch Eure unſaubere, gemeine Sittlichkeitstheorie!“

„Du thuſt mir Unrecht, Chriſtian, heute wieder wie

ſchon ſo oft," erwiderte Paul auf dieſe heftigen Expectorationen des Dichters. „Ich meinte, Du kennteſt mich beſſer. Haßt Jemand das ganz Gemeine, das Philiſterhafte, an dem ſich leider ein großer Theil der Menſchheit erlabt und erbaut, ſo bin ich es gewiß. Das Gegentheil aber iſt darum doch nicht das ſchlechthin Empfehlenswerthe. Wenn ich Dich an Deine Pflicht erinnere, Chriſtian, ſo geſchieht es aus Menſchlichkeit. Die Humanität gebietet Dir, für Doris zu ſorgen."

„Während ich ſelbſt den Köter Tag und Nacht knurren höre, deſſen Gebell Hunger heißt!" knirrſchte Günther.

„Und wer trägt die Schuld, daß dieſer Köter Dich ſeit einiger Zeit umwedelt? Erhitze Dich nicht, Chriſtian! Sei ehrlich gegen Dich und Andere, und gib der Wahrheit die Ehre."

In Günthers Augen flammten Unmuth und Zorn.

„Ich weiß," ſprach er, Du verlangſt, daß ich mich ſchuldig finden ſoll. Das kann ich nicht, auch wenn ich es wollte. Zwänge mich mein Gewiſſen dazu, ſieh', Paul, Morgen früh ſchon hing ich als überreife Frucht an dem jungen Birkenbaume im Roſenthale, wo ich Doris in ſeligem Entzücken ewige Liebe ſchwur! Ich bin aber nicht daran Schuld, die nur ſind's, die mich verkannten, verfolgten und ſo lange an mir meiſterten, bis ich vor ihren mit Stacheln geſpickten Sammetbürſten der Liebe und Sorge, die ſie unabläſſig meine reizbare Haut fühlen ließen,

wie vor einem Schwarm aufgeſtörter Horniſſen die Flucht ergriff!... Nein, Paul, ich hab' gethan, was ich in meiner Lage, nach meiner individuellen Natur thun konnte!... Ich that ſogar mehr, ich wollte mich dem Philiſterthum ergeben. Da zeigte man mir die Thür und verwies mich auf die Straße! Denke an Ehrenhold!"

„Und an ſeine jetzt kranke Tochter?"

Günther's verlebten Züge überflog eine brennende Röthe.

„Ihr hab' ich Schmeicheleien geſagt," ſprach er, ſtier vor ſich hinſehend, „weil ihre Schönheit mich bezauberte und meine Eitelkeit ſich geſchmeichelt fühlte, daß ein ſo ſchönes und reiches Mädchen den Bänkelſänger doch höher ſtellte, als den geſchniegeltſten Commis aus der erſten Seidenhandlung en gros, der in einem Monat mehr verdient, als ich in einem Jahre."

„Alida leidet um Dich, und Du haſt ſie um ihre Jugend betrogen?"

„Dafür haßt mich ihr Herr Papa, und ich beſitze nicht, wo ich mein Haupt hinlegen kann!"

„Aber Doris?"

„Doris! Doris!" wiederholte Günther. „Wär' ich der Todesengel, wie innig wollte ich ſie küſſen!"

Ein paar Thränen entquollen dem flammenden Quell ſeiner Augen. Paul mußte an ſich halten, um nicht zur

Unzeit von einer Rührung übermannt zu werden, die in diesem Augenblicke nur Unglück anrichten konnte.

„Ich glaube beinahe, das unglückliche Mädchen würde Dich für solchen Kuß segnen," sprach er nachdenklich. „Da nun aber der Tod gewöhnlich sich nicht einzufinden pflegt, wo man für ihn zu jeder Stunde einen Platz frei läßt am Tisch, wird es, dünkt mich, doch nöthig werden, auf andere Weise für Deine Geliebte zu sorgen. Meinst Du nicht?"

„Sprich nur, sprich! Ich bin ganz Ohr und füge mich jedem annehmbaren Vorschlage."

„Doris hat Dich überall gesucht, wo sie Dich mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen konnte," fuhr Paul fort. „Sie wollte Niemand gern belästigen. Die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen und das Drängen der Großmutter führten Beide endlich zu mir. Ich kenne jetzt ihre Lage — sie ist eine traurige. Dennoch hoffen Beide, Doris sogar, daß sie in nicht gar langer Zeit Deine Frau sein wird."

Günther sah den Freund mit ungläubigen Augen an. Gotthold und Feodor hörten dem nur halblauten Gespräch mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

„Es ist so, wie ich sage, und ich habe auch keine Ursache, Dir den Grund dieser Hoffnung vorzuenthalten," fuhr Paul von Podelwitz fort.

„Du marterst mich, Paul!" stammelte Günther.

„Doris kennt Deine Verhältniſſe, Deine Familie.“

Günther ſtand auf und ſtrich ſich das wirre Haar aus der hohen, leuchtenden Stirn.

„Durch mich nicht,“ ſprach er geängſtet.

„Durch Deine frühere Wirthin,“ fuhr Paul fort. „Sie wollte ſo gern über Deine Familie mit Dir ſprechen, Dich bitten —“

„Daß ich die arme, hübſche Näherin als Schwiegertochter dem geſtrengen Herrn Vater vorſtellen ſolle? Ha, ha, ha, ha! Seinen Doctorhut würde er in die erſte beſte Muskete laden und ſich damit den Schädel zerſchmettern, ehe er das Mädchen als Schnur begrüßte!“

„Chriſtian!“ rief Paul. „Es wäre entſetzlich, wenn Du die Wahrheit ſprächeſt! Das kann Dein Vater nicht, das darf er nicht!“

„Er darf, was er will, und er wird thun; was ſich mit ſeinem Doctorſtolz verträgt.“

Paul von Podelwitz verließ jetzt ebenfalls ſeinen Platz. Das Glas Punſch ſtand noch faſt unberührt vor ihm.

„In dieſem Falle habe ich nichts weiter zu ſagen,“ ſprach er beklommen.

„Du biſt aber noch nicht zu Ende,“ fiel Günther ein, und ich muß und will wiſſen, was dieſe geheimnißvolle Einleitung bedeuten ſoll. Meint Doris, es ſei Zeit, daß ich den Vater unterrichte?“

„Das geängſtete, von Dir gemiedene Kind meinte viel-

mehr," ſprach Paul weiter, „es ſei nunmehr die Zeit gekommen, wo die Pflicht der Selbſterhaltung, der Ehre von ihr erheiſche, daß ſie ſelbſt Deinen Eltern eröffne —"

Günther's Hände fielen wie Klauen eines Raubthieres auf Pauls Schulter. Er ſchüttelte den Freund, daß dieſer ſich kaum aufrecht zu halten vermochte.

„Die Thörin ſchrieb?" rief er ingrimmig. „Sie wagte, meinem Vater zu offenbaren, was mich gerade abhält, ihm gehorſam zu ſein?"

„Ihr Brief mit dem Bekenntniß ihrer Liebe zu Dir, ihrer Schwachheit, ihrer Trübſal iſt unterwegs nach Deinem Elternhauſe!"

Günther ſchwieg. Er ward bleicher und immer bleicher. Kraftlos ſanken die Arme von den Schultern des Freundes herab. Seine Augen irrten wie geblendet von einer Ecke des Zimmers zur andern. Die Hand taſtete unſicher nach dem gefüllten Glaſe. Er leerte es auf einen Zug. Dann ſchüttelte er ſich, wie ein gereizter Löwe.

„Heinrich!" rief er in kreiſchendem Tone, noch eins heiß!"

„Beſinne Dich, Chriſtian!" ſprach Paul. Auch Gotthold und Feodor redeten ihm ſanft und verſtändig zu. Der ſteife Heinrich brachte das Verlangte.

„Fahrt zur Hölle!" ſchrie der erhitzte Dichter, mit raſcher Handbewegung das heiße Getränk zur Hälfte über die Freunde ausgießend. „Oder wißt ihr den Weg dahin

nicht zu finden, ſo haltet Euch feſt an meinen Haarſchopf, daß ich Euch mitſchleppe zum flammenden Pfuhle, der ſprühend, kochend und brennend über meine verrathene Seele zuſammenſchlagen wird!“

Er trank das Glas aus und forderte ein drittes.

„Chriſtian, Du tödteſt Dich!“ mahnte Paul. „Noch iſt ja nichts verloren!“

„Nicht verloren!“ wiederholte dieſer unter höhniſchem Lachen. „Nennt Ihr das nichts verloren, wenn die Thür des väterlichen Hauſes ſich für immer vor uns zu ſchließen droht? Wenn die Gemeinheit Bäche von Thränen vergießt, um die Schande fortſpülen zu können, die angeblich ein Taugenichts der ganzen ehrbaren Sippſchaft macht? — Iſt nichts verloren, wenn ich mich nun doch ſelbſt verliere und mir die Stirn an einer dürren Fichte zerſtoßen muß, damit ich wenigſtens als courageuſer Kerl, nicht als winſelnder Schwächling aus der Welt gehe?“

Wie ein Beſeſſener ſtürzte Günther auch das dritte Glas trotz der bittenden Abmahnungen Pauls hinunter. Sein Geſicht röthete ſich wieder, die Augen flammten, als durchleuchte ein großer Gedanke ſeinen Geiſt. Er taumelte und dennoch war er bei voller Beſinnung.

Mit ſtarkem Arm den Freund zurückdrängend, ſchritt er hoch aufgerichtet der Thür zu. Paul wollte ihm folgen.

„Wer mich liebt, der bleibe zurück!“ rief er gebieteriſch. „Auf meinem nächſten Gange kann ich Gefährten

nicht brauchen. Er führt durch Nacht zum Licht oder zum irdiſchen Verderben!“

Paul blieb wie feſtgewurzelt ſtehen. Günther verließ das „Schwarze Brett.“ Es herrſchte wieder eine Stille im Zimmer, als durchſchreite es abermals ein Engel. War es ein Engel des Lichts oder der Finſterniß? Erſt als die Schritte des Fortgehenden verhallt waren, ſtellte ſich das Gemurmel einer Geſellſchaft, die ſich von ihrem Staunen zu erholen beginnt, wieder ein.

Am nächſten Tage erfuhr Paul von Podelwitz durch ein kurzes Billet des Freundes, daß dieſer Leipzig verlaſſen habe. Wohin er ſich gewendet, verſchwieg er dem ſchwer Beſorgten.

Neuntes Kapitel.

Paul macht eine Entdeckung.

Vor dem Palais des Grafen Brühl in Dresden hielt eine Reihe glänzender Karoſſen. Mit jeder Minute mehrte ſich deren Zahl, und bald ward von den immer neu hinzukommenden die Paſſage nach der Brücke momentan geſperrt. Der Graf gab ein großes Feſtin, zu welchem nicht blos die ganze Nobleſſe, ſondern auch der Hof geladen war. Wochenlang ſchon hatte man Vorkehrungen zu dieſer Feſtlichkeit in den prachtvollen Räumen des gräflichen Palaſtes getroffen, deſſen Ausſchmückung an Glanz und Luxus Alles hinter ſich zurückließ.

Die Hemmung des Verkehrs an der Brücke war ſehr ſtörend. Eine Menge Fuhrwerke geriethen hier in's Stocken, und es dauerte nicht lange, ſo ließen ſich mißbilligende Stimmen hören, die ſich weiter nach der Neuſtadt zu in ſcheltende verwandelten. Mancher bei Hofe ange-

ſehene Name ward mit wenig Ehrfurcht genannt, am allerwenigſten der des Feſtgebers, deſſen hell erleuchteter Palaſt unter den übrigen Gebäuden in der rauhen, finſtern Novembernacht leicht zu erkennen war. Vor dem Portale brannten glänzende Flammen und unter demſelben gaukelten weiß-flimmernde Windlichter.

„Was gibt es denn eigentlich, Schwager?“ fragte der Inſaſſe einer mit Poſtpferden beſpannten Kaleſche, die an der Auffahrt zur Brücke ſchon einige Minuten ſtill hielt. „Mach', daß Du vorwärts kommſt! Ich habe Eile.“

„Der gnädige Herr werden ſich doch gedulden müſſen,“ verſetzte der Poſtillon. „Ueber die Karoſſen der hohen und allerhöchſten Herrſchaften kann ich mit meinen müden Gäulen nicht wegfahren. Da kommen die Läufer!“

Paul von Podelwitz erhob ſich von ſeinem Sitze, um über die Wagenburg hinwegſehen zu können. Rothes Fackellicht glühte drüben am andern Ufer, und da in der Finſterniß die Träger der Fackeln nicht zu erkennen waren, ſo ſah es aus, als tanzten die im Winde lodernden Flammen durch die Luft. Ein mattes Hurrah verhallte dumpf im Rauſchen des Windes, und langſam bewegte ſich der Wagenzug vorwärts.

Paul ſah neugierig hinaus in die Nacht. Unter ihm gurgelten die Wellen des ſtark angeſchwollenen Stromes, an den Pfeilern der Brücke ſich brechend. Drüben lag das Palais des vielgenannten Grafen, von Licht umſtrahlt,

wie ein Feenpalaſt. Rechts ſtromabwärts an beiden Ufern glomm nur hie und da ein dämmeriges Licht. Aller Glanz, alle Luſt, alles Glück ſchienen ſich in dem gräflichen Hauſe zu concentriren. Dort gab es jetzt Spiel, Tanz, Schauſpiel. Dort wurden vielleicht Intriguen von großer geſellſchaftlicher und politiſcher Tragweite angeſponnen. Dort feierten in dieſer Nacht Anmuth und Schönheit, Galanterie und Verſtellungskunſt ſelige Triumphe.

„Ein ſolches Leben muß auch ſeine Reize haben, ich fühl' es in dieſem Augenblicke," ſprach Paul zu ſich ſelbſt, als die Kaleſche klappernd über das Straßenpflaſter rollte, und unter dem alten finſtern Schloſſe hindurch nach der Schloßgaſſe fuhr. „Schade, daß es mir an Protection fehlt, und daß ich zu wenig Talent zu einem Hofmanne beſitze! Mein altadliges Wappen müßte mir ſonſt die Wege zum Eintritt in dieſe Welt berauſchender Herrlichkeiten öffnen."

Wie eine fata morgana verſank das berückende Nachtbild vor den Blicken unſeres Freundes. Er drückte die Augen zu, um ja nicht durch einen neuen Eindruck geſtört oder ergriffen zu werden, und war recht froh, als die Kaleſche vor dem ihm ſchon bekannten Gaſthofe hielt.

Hier empfing ihn ein angenehm durchwärmtes gemüthliches Zimmer, in dem ſich Paul alsbald recht behaglich fühlte. Der Wirth des Hauſes maßte ſich über ſeine Gäſte, die größtentheils aus jugendlichen Reiſenden be-

ſtanden, eine Art väterlicher Gewalt an, nannte nach alter Gewohnheit Jeden Ihr und ſchrieb, wenn es ſich irgend thun ließ, Allen vor, was ſie thun, welche Zerſtreuung ſie ſich gönnen ſollten. Paul wußte das und fügte ſich mit einer gewiſſen Luſtigkeit den Launen des ſonderbaren Wirthes, weil er zu der Einſicht gekommen war, daß er es von Herzen gut meine.

Die Begrüßung des Wirthes fiel indeß Paul diesmal auf. Er freute ſich offenbar nicht über ſein Kommen, und dies kränkte den jungen Edelmann. Er mußte wiſſen, was dem treuherzigen „Vater Moos," wie er gewöhnlich von ſeinen Gäſten genannt wurde, begegnet ſei, und er wartete nur auf gelegene Zeit, um eine dahin zielende Frage an ihn zu richten. Vater Moos jedoch kam ſeinem jungen Gaſte zuvor, ſowie er ſich mit ihm allein befand.

„Habt Ihr ſchon wieder Ferien?" redete er Paul an. „Gefällt mir gar nicht, Herr von Podelwitz. Wie ich jung war, galt Faullenzen für ein Verbrechen."

„Mich führen wichtige Geſchäfte, nicht Luſt zum Faullenzen in die Reſidenz, Vater Moos," erwiderte Paul.

„Geſchäfte! Ihr und Geſchäfte! In den Büchern leſen, das ſollte Euer Geſchäft ſein."

„Es iſt's auch, zuweilen gibt's aber doch noch Wichtigeres zu thun."

Moos ſchüttelte den Kopf, ſtemmte die Arme in die Seite und ſagte in ſehr entſchiedenem Tone:

„Für heut' Abend bekommt Ihr keinen Urlaub zum Ausgehen. Man bleibt zu Hause!"

„Das war auch gerade meine Absicht, Vater Moos," sprach Paul lachend, indem er sich recht bequem auf dem Ledersopha ausstreckte. „Kaum fühl' ich meine Glieder noch von dem Schütteln im Wagen volle vier Tage lang!"

„Geschieht Euch schon recht, warum reis't Ihr in jetziger Zeit! Soll's etwa wieder 'naufwärts geh'n in Eure wend'sche Türkei?"

„Weiß nicht, Vater Moos. Wenn ich hier finde, was ich suche, spare ich Zeit und Geld."

Moos schüttelte wieder den Kopf, ging brummend durch's Zimmer, fing eine Fliege, deren sich noch einige versteckt hielten, mit hohler Hand von dem weißlichen Kachelofen, und trat dann abermals zu seinem Gaste.

„Was oder wen sucht Ihr?" sprach er barsch. „Gefällig ist Vater Moos, Ihr wißt's, also heraus mit der Sprache!"

„Ich suche einen Grafen," versetzte Paul, dem die Neugierde des wohlmeinenden Wirthes Spaß machte.

„Brrr!" sagte dieser, sich umkehrend, „dann kann ich nicht dienen. Die Couleur kennt mich eben so wenig, wie ich sie. Da müßt Ihr dahin gehen, wo heute Nacht Hunderttausende verscherzt, verlacht, verspielt und verpraßt werden."

„In's Brühl'sche Palais?"

Moos nickte.

„Meinen Grafen finde ich unter der Couleur wohl auch nicht," meinte Paul.

„Dann iſt's auch kein richtiger Graf."

„Doch, Vater Moos, und ich glaube der beſte von allen ſeines Ranges."

Der Wirth ſah den Edelmann ernſt an.

„Ich kenne nur Einen, der nicht dorthin paßt und wohl auch nicht in ihre roſenfarbig ausgeputzten Höllen geht."

„Nun?"

„Den Grafen von Zinzendorf, mein' ich."

„Der gerade iſt mein Mann."

Moos ſaß ſchon neben Paul. Er erfaßte die Hand des jungen Edelmannes und ſuchte in ſeinen Augen zu leſen.

„Ihr könnt mich gerade anſehen, ohne zu blinzen," ſprach er, „alſo darf ich auch annehmen, daß Ihr die Wahrheit ſagt. Was haltet Ihr von dem Manne?"

„Ich möchte das gerade von Euch hören, Vater Moos; denn wißt, ich bin ſein Verwandter, und Verwandte beurtheilen ſich gegenſeitig bisweilen nicht ganz richtig."

„Wollt ihr wirklich den Grafen von Zinzendorf beſuchen, ſo hindere ich Euch nicht," ſprach der Wirth. „Ich öffne Euch die Thüre und will Euch ſogar begleiten, obwohl der rauhe Novemberwind mein erbittertſter Feind iſt.

Ihr ſeid da auf gutem Wege, und ich denk', das iſt ein Urtheil, worüber kein Menſch die Naſe rümpfen wird."

„Mit Ausnahme der vornehmen Geſellſchaft —"

„Dort, nicht weit von der Brücke!" fiel Moos ein. „Da trefft Ihr in's Schwarze! Aber ich ſage Euch, Herr von Podelwitz, die Alle zuſammen in jenem glänzenden Palaſte machen's nicht ſo lange, wie ihr Gegner, der Graf von Zinzendorf!"

„Iſt er wirklich ſo brav, Vater Moos?"

„Brav? fragt Ihr. Ein Apoſtel iſt's, ein Heiliger!"

„Da hat ſich Vater Moos auf einmal verrathen," ſagte Paul gutmüthig lächelnd.

„Still! Ich gehöre nicht zu ſeinen Anhängern, das heißt, nicht mit Haut und Haar. Ihr Denken und Thun aber iſt ehrenwerth, iſt ächt chriſtlich, und darum wollen die Vornehmen nichts davon wiſſen. Sündigen ſchmeckt beſſer als Beten."

„Verfolgt man denn die Brüder?"

„Man quängelt und tribulirt ſie, und das iſt oft ſchlimmer, als offene Verfolgung."

„An den Grafen haben ſie aber einen gar thätigen Beſchützer."

„So lange er lebt, ſicher! Wer aber kann ſagen, daß er ſeinen zahlreichen Feinden lange Zeit wird die Spitze bieten können?"

„Ich hoffe, das dauert recht lange. Aber wie iſt's,

Vater Moos, lebt der Graf gegenwärtig hier? In Leipzig behauptete man es.“

„Man hat die Wahrheit geſagt. Er lebt jetzt hier.“

„Iſt er leicht zugänglich?“

„Jedermann, am leichteſten jedoch den Leuten ſchlichter Art. Die vornehme Welt liebt ſein einfacher Sinn nicht.“

„Wann kann man ihn wohl am ſicherſten ſprechen?“

„Immer, immer!“ ſagte Moos. „Er ahmt in allen Stücken unſerm Herrn und Meiſter nach, indem er ſpricht: Laſſet die Kindlein und die Schwachen zu mir kommen.“

„Ich bin aber weder ein Kind, noch ſchwach.“

„Und alle diejenigen,“ fügte Moos hinzu, „denen ich dienſtbar ſein kann! Ich ſage Euch, Herr von Podelwitz, ein zweiter Mann, wie der Graf von Zinzendorf wandelt nicht unter der Sonne!“

Durch den Eintritt einiger andern Perſonen ward das für Paul intereſſante Geſpräch unterbrochen. Moos wandte ſich dieſen zu, um ihre Wünſche zu hören, und unſer Freund blieb ruhig in ſeiner bequemen Lage, um ſeinen Gedanken Audienz zu geben. —

Die Abreiſe oder das ſpurloſe Verſchwinden Günthers hatte ihn mehr noch beunruhigt, als die geiſtige Aufregung, in der er von ihm geſchieden war. Seine Nachforſchungen und Nachfragen blieben ohne Reſultat. Katharine Süßholz, des Dichters Wirthin, verhielt ſich einſylbig und

war offenbar ſehr erzürnt; die unglückliche Doris weinte ohn' Aufhören, irrte manchmal Stunden lang außerhalb der Stadt, gewöhnlich im nahen Roſenthale, umher, und wenn ſie ſich wieder blicken ließ, erregte ihr Ausſehen Furcht. Ihr Blick war ſtier, ſie zitterte, der bleiche Mund zeigte ſich feſt geſchloſſen. Man konnte für ihrem Verſtand fürchten.

Nach mehrmaliger Berathung mit den genaueren Bekannten Günthers entſchloß ſich Paul für den Abweſenden einen entſcheidenden Schritt zu thun. Er wollte für ihn handeln, um möglichem Unglück vorzubeugen. Glückte ſein Plan, ſo hoffte Paul den leidenſchaftlichen Dichter zu retten und einem geregelten Leben wieder zu geben. Von dieſem Gedanken erfüllt, beſtellte er Poſtpferde. Zuvor aber ſchrieb er zwei Briefe, von denen der eine an Woldemar von Raſchau, der andere an Günthers Vater gerichtet war. Beide Epiſteln gab er mit der Bezeichnung, daß Eile Noth thue, zur Poſt. Sie mußten, wenn nicht gleichzeitig mit Chriſtian, doch bald nach dieſem bei den Adreſſaten eintreffen, zu deren Einem der Dichter ſich zu verfügen wahrſcheinlich die Abſicht hatte.

Unterwegs bangte Paul mehr als einmal vor der Ausführung ſeines Vorhabens. Für ſich ſelbſt hätte er den Schritt gewiß nicht gethan, den er jetzt zu thun im Begriff ſtand. Nur der Gedanke, daß er zwei Seelen vom Abgrunde zurückreißen könne, wenn ſein Vorhaben

gelänge, gab ihm Muth auch im Zagen und Bangen. Die Unterredung aber mit Vater Moos beruhigte ihn gänzlich, und wär' es thunlich gewesen, so würde er stehenden Fußes, mitten in der Nacht, sich bei seinem frommen Vetter haben anmelden lassen.

Zehntes Kapitel.

Eine Audienz bei Zinzendorf.

Das Herz klopfte unſerm Freunde hörbar, als er die breite Treppe im Hauſe des Grafen hinaufſtieg. Es war ſo ſtill, wie in der Kirche. Ein Bedienter war nirgends zu ſehen. Paul zog ſchüchtern die Glocke. Er durfte nicht lange warten. Ohne vorheriges Geräuſch klirrte ein Riegel, die Thür ging auf und er ſah ſich einem Mädchen gegenüber, das ein Bild der Beſcheidenheit und Demuth war. Auf den klaren Zügen des leidenſchaftsloſen Geſichtes thronte die vollkommenſte Ruhe eines zufriedenen Herzens. Die ſchmuckloſe Tracht allein feſſelte den Blick gerade ihrer faſt zu ausgeſuchten Einfachheit wegen. Ohne das roſafarbene Band, das breit die Wangen umfing, und unter dem Kinn ſich zu loſe geſchlungener Schleife zuſammenfügte, hätte dieſe Kleidung die Bezeichnung farblos verdient.

Paul fragte die ſanft blickende Pförtnerin, ob der Graf zu ſprechen ſei.

„Graf Zinzendorf befindet ſich in ſeinem Zimmer,“ lautete die Antwort.

„Darf ich bitten, daß Sie mich anmelden?“

Das Mädchen fragte jetzt den jungen Mann nach ſeinem Namen und ging, als ſie dieſen vernommen hatte, den Corridor hinab, ſo leiſe auftretend, daß ihre Schritte kaum zu hören waren. Am Ende deſſelben öffnete ſie eine Thür, die ſich lautlos hinter ihr ſchloß. Schon nach wenigen Augenblicken kehrte ſie zurück, winkte Paul und ſagte, einen theilnehmenden Blick auf ihn richtend:

„Der Graf iſt erfreut, daß Sie ſeiner gedenken. Er erwartet Sie.“

Dieſe Worte mäßigten das Herzklopfen Paul's und mit wachſendem Selbſtvertrauen betrat er das ſich ihm aufthuende Gemach.

Es war ein geräumiges Zimmer, das ihn aufnahm, ſehr ſchlicht meublirt, die Wände ohne Tapeten, ganz weiß gemalt oder vielmehr nur angeſtrichen. Die Diele, blank geſcheuert, war nach oberlauſitzer Landesſitte mit feinem Sande beſtreut. Kein Gemälde, nicht einmal ein Spiegel zierte das Gemach. Hätten nicht ein paar große Bücherſchränke an den Wänden geſtanden, ſo würde es zu leer geweſen ſein und den Eindruck der Unwohnlichkeit gemacht haben.

In dieſem Zimmer ſaß Zinzendorf an einem mit grüner Decke belegten Tiſche, der eine Menge Briefe und Schreibmaterialien enthielt. In der Mitte ſtand das Bild des Gekreuzigten, aus Elfenbein kunſtreich geſchnitzt. Der Graf erhob ſich beim Eintritte Pauls und ging dieſem mit gewinnender Herzlichkeit entgegen. Wäre nicht eine gewiſſe ariſtokratiſche Nobleſſe in allen Bewegungen des Grafen erkennbar geweſen, die ihn als unabhängigen Edelmann characteriſirte, ſo würde man ihn gern für einen einfachen proteſtantiſchen Geiſtlichen gehalten haben. Er trug ſich ganz wie ein ſolcher. Selbſt die ſchwarzſeidenen Strümpfe und die ebenfalls ſchwarze Kappe, die indeß mehr die Form einer eng anliegenden Frauenmütze hatte, fehlten nicht. Das jugendliche Geſicht des ſchönen Mannes nahm ſich unter dieſer Kopfbedeckung etwas ſeltſam aus.

„Willkommen, lieber Vetter," redete Zinzendorf den Verwandten an, „willkommen im Namen Deſſen, der über alle Namen iſt!"

Er reichte Paul die Hand und drückte ſie mit aufrichtiger Herzlichkeit. Dabei ruhte ſein klares, mildes Auge forſchend und fragend auf dem jungen Manne, deſſen Beſuch, wie er ſich leicht denken konnte, eine tiefere Bedeutung haben mußte.

Er nöthigte Paul zum Sitzen und zwar ſo, daß die Züge unſeres Freundes dem hereinfallenden Tageslichte vollkommen ausgeſetzt blieben.

„Wenn ich nicht irre, lieber Vetter," ſagte er dann, „ſo haben wir uns zuletzt in Halle geſehen und geſprochen. Sie waren damals recht munter und zu Scherzen aufgelegt. Erinnern Sie ſich noch? Einmal brachen Sie ſogar in Lachen aus über mein ernſthaftes Geſicht, das ich gewiß recht wider Willen oder doch abſichtslos machte. Ich konnte in der Unreife meines Geiſtes und Herzens keinen Widerſpruch ertragen, und ich bitte Sie jetzt, dieſer knabenhaften Unart wegen, um Verzeihung."

Paul war von dieſer Aeußerung ſo überraſcht, daß er kein Wort der Erwiderung fand. Zinzendorf gewahrte dies und lenkte ſogleich ein.

„Hätten Sie mir Ihren lieben Beſuch einige Tage früher zugedacht gehabt," fuhr er fort, „ſo würden Sie mich nicht getroffen haben. Es ſind nicht eben angenehme Geſchäfte in dem Sinne, wie die Kinder dieſer Welt den Begriff des Angenehmen zu faſſen ſich gewöhnt haben, die mich hieher führten. Dennoch bin ich gern und mit ganzer Seele dabei; denn ich habe eine große und herrliche Miſſion zu erfüllen."

Bei dieſen Worten ſchlug Zinzendorf ſeine Augen zum Himmel auf und ſeine Hände falteten ſich wie von ſelbſt, als wolle er beten. Es war aber in beiden Bewegungen keine Spur von heuchleriſchem Weſen, ſondern der klare, ungekünſtelte Ausdruck einer tief innern Seelenregung.

„Die Coloniſten am Hutberge müſſen Ihnen für Ihren

Schutz, Ihre Verwendung, Ihre Aufopferung ewig dankbar bleiben," warf Paul ein.

„Sie haben also auch Kenntniß von meinem Vorhaben," sagte Zinzendorf. „Nehmen Sie dafür meinen Dank, lieber Vetter! Aber wie ist es doch? Was hält man im Volke von der neuen Gemeinde am Hutberge? Wie denken Sie selbst darüber? Hier in der Residenz —"

Er beendigte den Satz nicht, ein unterdrückter Seufzer aber gab Paul deutlich genug zu erkennen, daß sein gräflicher Vetter mit nicht geringen Schwierigkeiten zu kämpfen haben müsse.

„Die Ansiedlung gedeiht, wie ich höre," sprach Paul, „und so weit meine Kenntnisse reichen, fehlt es ihr auch nicht an sehr ergebenen Freunden, so daß ihr aller Wahrscheinlichkeit nach eine bedeutende Zukunft gewiß ist."

„Sie sprechen es aus, lieber Vetter, das Wort, das uns Alle trösten und stark machen muß zu bevorstehenden Kämpfen. Fanden Sie gute Aufnahme?"

„Ich? Bei wem, Herr Vetter?"

„Nun, Sie besuchen doch wohl die Residenz in eigenen Angelegenheiten? Ich weiß, daß Sie nicht zu den reichen Edelleuten unseres guten Markgrafthums gehören, und deshalb gewissermaßen genöthigt sind, so bald als möglich sich um eine Staatsanstellung zu bemühen. Wie gern möcht' ich Ihnen dazu behilflich sein! Aber ich bin nicht nur ganz und gar ohne allen Einfluß, ein Wort von mir würde

dem, dem ich zu nützen die Abſicht hätte, gegenwärtig ſogar ſchaden.“

Paul glaubte jetzt den Augenblick gekommen, um mit ſeinem Anliegen hervorzutreten.

„Wenn ſchon ich ſo großes Wohlwollen nicht verdient habe, bin ich doch vollkommen überzeugt, Herr Vetter, daß Ihre bekannte Humanität Sie nicht anders würde handeln laſſen,“ erwiderte er. „Auch bin ich nicht ſo beſcheiden, um ein ſolches Anerbieten von der Hand zu weiſen. Leider aber hab' ich meine Studien noch nicht ganz abſolvirt und kann mithin auch noch nicht daran denken, mich um eine Stelle im Staatsdienſt zu bewerben. Indeß führt mich eine ganz ähnliche Angelegenheit diesmal in die Reſidenz. Es iſt ein Freund, ein unglücklicher Freund, ein Mann, der ſich ſelbſt am meiſten verkennt, deſſen Zukunft mir am Herzen liegt, und um deſſen Wohl mir doch recht ernſtlich bangt.“

Er hielt inne. Zinzendorf ſaß dem jungen Edelmanne gegenüber, deſſen lebhafte Sprache ſeine ganze Theilnahme erregte.

„Ein unglücklicher Freund führt Sie hieher und zu mir?“ ſprach jetzt der Graf, deſſen Herzensgüte ſo groß war, daß er am liebſten Jedermann glücklich, d. h. in ſeinem Sinne zufrieden gemacht hätte.

„Wenn ich den Namen meines armen, zerriſſenen Freundes nenne, iſt er Ihnen, Herr Vetter, kein völlig Unbekannter mehr. Sie hatten ſchon einmal, Anfang Som-

mer dieſes Jahres die Güte, ſich mit dem Looſe dieſes ungewöhnlichen Menſchen vorübergehend zu beſchäftigen.“

Das Wort „Loos“ electriſirte Graf Zinzendorf jederzeit. Nach ſeiner glaubensfreudigen Anſicht hatte ihn der Heiland durchs Loos zu ſeiner Sendung berufen, und dieſer Glaube ward wieder Veranlaſſung, daß er mit Hilfe und unter dem Beiſtande der Aelteſten der kleinen Gemeinde bereits eine eigene Liturgie entworfen und die Wahl der Gatten und Gattinnen innerhalb dieſer Brüdergemeinde von dem Looſe abhängig gemacht hatte. Nach kurzem Nachſinnen rief der Graf:

„Sie können, lieber Vetter, nur von dem irrenden Poeten ſprechen, deſſen dichteriſche Ergüſſe bei einigen Weltleuten Aufſehen gemacht haben.“

„Mein armer Freund iſt allerdings Dichter,“ ſagte Paul. „Sein Name —“

„Günther! Chriſtian Günther!“ rief Zinzendorf lebhaft. „Wie konnte ich ihn doch vergeſſen! Mein lieber Nachbar im Geiſt, der brave, gute Raſchau, machte mich ja zuerſt auf ihn aufmerkſam und theilte mir ein geiſtliches Lied von ihm mit, das mich tief ergriffen, mich wahrhaft gerührt hat! — Jeſus, mein Heiland, wie iſt es möglich, daß ein Mann von Geiſt und Herz ſo ergreifende Geſänge niederſchreiben und dennoch unglücklich dabei bleiben kann! Lieber, guter Vetter, das iſt's, was ich nicht begreife, was ich gar nicht zu denken vermag!“

Der Zweifel des Grafen machte Paul beredt. Er entwarf mit warmen Farben und kräftigen Pinſelſtrichen ein Lebensbild des zerriſſenen Dichters, das auf Zinzendorfs faſt zu weich geartetes Gemüth den heftigſten Eindruck machte. Ehrlich und wahrheitsliebend von Natur, verſchwieg er nichts, beſchönigte er am wenigſten die groben Fehler im Charakter Günthers, die möglicherweiſe zu den betrübteſten Ausſchreitungen führen konnten. Er deutete das Zerwürfniß zwiſchen Vater und Sohn an und wies auf die Gründe hin, welche daſſelbe immer gefährlicher ausweiteten.

Auch des ſchweren Fehltritts, den ſich erſt neuerdings der leidenſchaftliche Dichter hatte zu Schulden kommen laſſen, gedachte Paul, wobei er nicht unterließ, über deſſen unverantwortliche Flatterhaftigkeit Klage zu führen. Endlich erwähnte er der heimlichen Flucht des fieberhaft Aufgeregten und bemerkte, daß gerade dieſer letzte wohl zu wenig überlegte Schritt eine Kataſtrophe ſchlimmſter Art herbeiführen könne.

Zinzendorf hörte aufmerkſam zu. Er war ſichtlich ergriffen als Paul ſeine Schilderung endigte, ſeine ſchöne, geiſtige Ruhe aber, ein Ergebniß des unerſchütterlichſten Glaubens, konnte doch nicht davon getrübt werden. Er reichte ſeinem Vetter die Hand, ſtreifte mit bittendem Blick das Elfenbeincrucifix, und ſprach dann:

„Laſſet uns beten, damit wir nicht in Anfechtung fallen!“

Seine Lippen bewegten ſich, als ſpräche er wirklich ein ſtilles Gebet. Das Auge ruhte abermals auf dem Bilde des Gekreuzigten, indem er fortfuhr:

„Es ſteht geſchrieben im Worte des Herrn, lieber Vetter: „Wem viel gegeben iſt, von dem wird man viel fordern!“ Und abermals ſteht geſchrieben: „Wen der Herr lieb hat, den züchtiget er.“ Und zum Dritten leſen wir in der Schrift, daß mehr Freude ſein wird im Himmel über einen einzigen Sünder, der Buße thut, als über hundert Gerechte, die der Buße nicht bedürfen! Das ſind goldene Worte, lieber Vetter, die wir uns tief einprägen müſſen ins Herz, damit es nicht zaghaft werde in den Stunden der Angſt und Noth! — Erſt bemächtiget ſich des Menſchen die Sünde, und dann kommt die Buße über ihn, damit er geleitet und zugeführt werde den Auserwählten. — Wir dürfen darüber nicht trauern, ſondern haben vielmehr Urſache zu frohlocken. Ihr irrender Freund wird nicht verloren gehen. Die Hand, die ihn ſtraucheln läßt, damit er ſich ſelbſt erkenne, wird ihn auch wieder aufrichten. Unſere Pflicht aber iſt es, ihm beizuſtehen, damit die Sünde nicht Gewalt über ihn gewinne in der Schwachheit des Herzens.“

Sinnend neigte Zinzendorf das Haupt. Ein mildes Lächeln verklärte ſeine Züge. Als er ſich wieder aufrichtete, ruhte ſein Auge dankend auf dem Crucifix.

„Wir ſind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben ſollen,“ ſprach er, als fürchte er,

ſich durch den Entſchluß, den er gefaßt hatte, als Menſch zu überheben. „Ohne die Gnade des Herrn, was wär' all' unſer Denken und Thun! Auch in der Gnade noch iſt und bleibt es nichts, als eitel Stückwerk! — Aber wir ſollen nicht läſſig ſein im Dienſte Deſſen, der uns den Weg gezeigt hat und der da ſelbſt iſt die Wahrheit und das Leben! Ihr armer, unglücklicher, zweifelvoller Freund muß gerettet werden, wie Alle, die da fehlen, durch des Herrn Gnade. Sie iſt das Loos, das ihn zuweiſen wird den Bekennern. Haben Sie Vertrauen zu mir, Vetter Podelwitz?"

Der Graf reichte Paul die Hand. Dieſer ergriff ſie mit Lebhaftigkeit.

„Würde ich mich Ihnen offenbart haben, wenn ich kein Vertrauen zu Ihnen, zu Ihrer Kraft und Ihren einflußreichen Verbindungen hätte?" gab er zur Antwort. „Zu Allem, was Sie anordnen, gebe ich im Voraus meine Zuſtimmung."

„Ich halte Sie beim Worte, lieber Vetter," verſetzte Zinzendorf. „Geben Sie mir zwei Tage Bedenkzeit, ehe ich mich entſchließe. Ich darf nicht nach eigenem Gutdünken handeln, ich muß mich in Gebet und Fürbitte Dem vertrauen, von dem alle gute und vollkommene Gaben kommen!"

„Erlauben Sie, daß ich aus Ihrem eigenen Munde vernehmen darf, was Sie über meinen armen Freund beſchließen?"

„Ich werde Sie darum bitten laſſen, mein lieber, lieber Vetter!“

Paul nannte den Gaſthof, wo er logirte. Der Graf umarmte ihn, als er ſich zum Fortgehen wendete. Auf dem Corridor gewahrte er wieder die ſchwebende, farblos gekleidete Pförtnerin. Er grüßte ſie durch eine tiefe Verbeugung.

„Ihren Eintritt ſegne Gott, Ihren Ausgang gleichermaßen,“ lispelten die fein geſchnittenen Lippen der jungen Herrnhuterin.

Während Paul von Podelwitz, die Bruſt voll ſchwellender Hoffnungen, die Treppe hinabſtieg, beugte Graf Zinzendorf ſeine Kniee und ſuchte ſich in langem, inbrünſtigem Gebete zu ſeinem Vorhaben zu ſtärken.

Eilftes Kapitel.

Stadtpfeifer und Doctor.

Doctor Günther war ſeit einigen Tagen in Aller Munde. Der als ruhig bekannte Mann, dem man wohl barſches Weſen, nicht aber leidenſchaftliche Heftigkeit zum Vorwurfe machen konnte, hatte ſich dergeſtalt verändert, daß ihn die Meiſten für krank, und zwar für geiſtig krank hielten. Er zeigte ſich überall zerſtreut. Mußte er Kranke beſuchen, ſo lachte er ihrer Klagen und nahm auch die bedenklichſten Symptome ſcheinbar leicht. Wußte er ſich allein, ſo ſprach er mit ſich ſelbſt, und Mancher war ihm begegnet, wie er mit hoch geſchwungenem Stocke drohend einherſchritt. Seine Augen glühten, ohne daß ſie feſt auf irgend einem Gegenſtande hafteten. Kurz, der allbekannte und hochgeachtete Arzt gerieth in den Ruf, er habe ſich überſtudiert, und wenn er ſich nicht ſehr ſchone, könne er wohl in Irrſinn, vielleicht gar in Tobſucht verfallen.

Ueber die Veranlaſſung zu dieſer auffallenden Veränderung des Doctors hatte man nur Vermuthungen. Fragen mochte den barſchen und nichts weniger als leutſeligen Herrn Niemand, und von ſelbſt pflegte er ſich über ſeine Verhältniſſe, ſeine Sorgen und Bekümmerniſſe gegen Keinen auszuſprechen. Man wußte nur, daß noch immer zwiſchen dem pedantiſch eigenſinnigen Arzte und deſſen excentriſchem Sohne keine volle Ausſöhnung ſtattgefunden habe, und wer mit der Häuslichkeit Doctor Günthers näher vertraut war, dem konnte es nicht entgehen, daß ſeit einiger Zeit der ſtille Friede, der ſonſt darin waltete, aus demſelben gewichen ſei. Die Annahme, der einzige mißrathene Sohn des Doctors — denn für mißrathen galt Chriſtian ohne Ausnahme der ganzen Einwohnerſchaft Strigaus — möge dieſe Friedensſtörung veranlaßt haben, lag allen Anzeigen nach ſo nahe, daß Jeder darauf verfiel und die Verſtimmung des bejahrten Herrn den leichtfertigen, vielleicht gar ſchlechten Streichen des in der Welt herumvagabondirenden Sohnes Schuld gab.

Der Erſte, welcher dies offen ausſprach, war der Stadtpfeifer Brumſer. Dieſer ſtarrköpfige Muſik-Enthuſiaſt war auf den Doctor erbittert, ſeit derſelbe ſeinem Louis keine Medizin zur Erlangung des an dem jungen Menſchen ſo peinlich vermißten Sitzfleiſches verſchreiben wollte. Zu eigener Genugthuung Brumſers war es dieſem indeß gelungen, durch ſtrenge Conſequenz ſeinem

Sohne die nöthige Ausdauer einzukuuffen, ſo daß Louis ſeit anderthalb Monaten ganz auffallende Fortſchritte im Geigenſpiel gemacht hatte. Es war ſchwer zu ſagen, ob der junge Brumſer den unerbittlich ſtrengen, ja harten Vater mehr fürchte oder liebe. Das kümmerte auch den Stadtpfeifer nicht, wenn er nur ſeinen Willen durchſetzte und er die Genugthuung hatte, daß der Sohn in der edlen Muſica ſich auszuzeichnen beginne. Dies Kunſtſtück war Brumſer wirklich geglückt und deshalb prahlte er gegen Jedermann mit ſeiner praktiſchen Methode.

„Ich mach's, wie jener Bauer, den ich als Junge noch kannte," ſagte er eines Abends zu einigen ſeiner näheren Bekannten, die ihre Verwunderung über die Kunſtleiſtungen Louis zu erkennen gaben, „ich knuffe, ſtoße und ohrfeige mir den Jungen zurecht. Ihr ſolltet den Bengel nackt ſehen. Blau und weiß carrirt, wie dies mein Taſchentuch, iſt er über den ganzen Buckel. Dafür ſtreicht er aber auch auf der Quinte einen Ton, daß einem Muſikverſtändigen das Herz im Leibe lacht!"

„Und das habt Ihr einem Bauer abgelernt?" fragte Einer ſeiner Zuhörer.

„Ja, ſo gewiſſermaßen," fuhr Brumſer mit ſarkaſtiſchem Grinſen fort, die Brille ſchärfer auf ſeine ſteile Naſe klemmend. „Der Bauer, den ich meine, hatte nämlich ein junges Mädel geheirathet, ein hübſches, ramaſirtes, aber eigenſinniges Weibſen. Ihr eigener Vater ſagte von ihr,

man könne mit ihrem Kopfe Thüren einrennen, und was ſie einmal wolle, das führe ſie auch aus. Als nun beſagter Bauer um das ſtörrige Ding warb, lachte das Mädel ihn aus und benahm ſich ſo bäuriſch derb dabei, daß jeder Andere gewiß nicht ein zweites Mal bei dem hübſchen Satan angefragt hätte. Der Bauer aber machte ſich gar nichts aus dieſen mißliebigen Aeußerungen, und als der Vater des wilden Mädchens zu ihm ſagte, er gebe gern ſeine Einwilligung, wenn der Werbende nur mit dem ſtörrigen Eigenſinn auszukommen glaube, ſo antwortete dieſer: Das iſt meine Sache! Wilde Mädel werden die folgſamſten Weiber! Damit wurde man Handels einig und ein paar Monate ſpäter war die unbändige Marliſe des Bauers Frau. Nun begab es ſich gleich nach der Hochzeit, daß der Bauer ſeiner jungen Frau den Befehl ertheilte, Kartoffeln zu waſchen und zu Feuer zu bringen. Marliſe ließ ſich aber nichts befehlen. Sie achtete deshalb nicht der erhaltenen Weiſung, ſtellte jedoch zuletzt aus Eigenſinn die Kartoffeln ungewaſchen zum Feuer. Der Bauer ſah ſich Alles gelaſſen mit an, ohne ein Wort darüber zu verlieren. Als aber die Frau die ungewaſchenen Kartoffeln auf den Tiſch ſtellte, ergriff der Bauer die Schüſſel und warf ſie mit ſammt den Kartoffeln an die Erde. Gewaſchen will ich ſie! rief er mit Donnerſtimme, faßte die Frau unſanft am Arm, ſtieß ſie noch unſanfter aus der Thür, trieb ſie mit Püffen zur Kartoffelpuderze,

zwang ſie hier, neue in ein Faß zu ſammeln, drückte ihr einen Beſen in die Hand, geleitete ſie zum Waſſertroge, und half ſo lange mit wohl angebrachten Klappſen nach, bis die eigenſinnige, vor Wuth heulende Frau ihm den Willen gethan hatte. Dieſe Kur wiederholte der Bauer jeden Tag, bis Marliſe windelweich geworden war, und fortan Alles unaufgefordert that. Sie tanzte ſchon vor Vergnügen und eilte auf ihren Mann zu, wenn dieſer nur pfiff, und nie hat Jemand wieder eine Klage aus dem Munde des Bauers über ſeine Frau noch dieſer über ihren conſequenten Mann gehört. Daraus iſt die Lehre zu entnehmen, daß Kneifen, Stoßen, Knuffen, und wenn's ſein muß, reſolutes Prügeln zu rechter Zeit Alles in beſten Schick bringen."

Brumſers Zuhörer lachten, indeß meinten ſie doch, eine ſolche Behandlung könne auch gefährliche Folgen haben, und einen Widerſpänſtigen noch widerſpänſtiger machen.

„Nichts da," verſetzte der Stadtpfeifer. „In Zeiten angefangen, wird ein ſtarrer Wille auch in Zeiten gebrochen! Was fehlt meinem Louis? Iſt er etwa krank oder verkrüppelt? Hängt er's Maul oder hat er's Lachen verlernt? Kein Gedanke daran! Der Bengel hat einen Appetit, wie ein Wolf; er ſpringt und ſchreit und balgt ſich, aber er ſteht da, wie gegoſſen, wenn ich winke und ihm den Fiedelbogen zeige. So muß es ſein in einem vernünf-

tigen Hausſtande. Das nenn' ich Kindererziehung! Während mein Louis ein richtiger Muſiker wird durch meine Puffmethode, ludern anderer Leute Kinder, die ſich 'was Recht's einbilden und immer das große Wort hatten, als Taugenichtſe in der Welt herum."

„Wen habt Ihr dabei im Sinne?" fragte Einer der Zuhörer.

„Nun, ich kann, wenn Ihr nicht rathen wollt oder blöde ſeid, meinen Mann auch nennen," fuhr Brumſer fort. „Des Doctors verdorbenes Früchtchen mein' ich, den verlaufenen Studenten, den ſchlechten Quackſalber, den Pasquillenſchmierer. Hätte der Satansjunge bei Zeiten den Bakel gefühlt, und wären ihm die Ohren gerieben worden, bis er die Engel ſingen hörte, würde ſein Herr Vater jetzt Freude an ihm erleben. Statt deſſen macht der Thunichtgut den Alten zuletzt noch verrückt."

„Ihr red't Euch in's Stockhaus, Brumſer!"

„Meinethalben in's Zuchthaus," rief der Stadtpfeifer giftig. „Was wahr iſt, muß ein richtiger Kerl ſagen dürfen, ſonſt' hol' der Henker das Leben! Und ich ſage die Wahrheit!"

„Wißt Ihr denn beſtimmt, Brumſer, daß Doctor Günther's Sohn ſo gar ſchlimm aus der Art geſchlagen iſt?" fragte Einer der Neugierigſten.

Der Stadtpfeifer rückte ſeine Brille zurecht und legte den Finger an ſeine gewaltige Naſe.

„Ich weiß es genau, weil ich mir von Niemand ein X für ein U machen laſſe," ſprach er. „Der Alte iſt wild und zerſtreut. Dafür muß ein Grund vorhanden ſein. Graſſirte eine Seuche in der Stadt und ſtürben ihm die Patienten weg wie die Fliegen, wenn ſie Gift geſogen haben, ſo könnte man ſeine Stimmung auf ſothanes Unglück ſchieben. Es gibt aber anitzo keine Seuche und Eiferſucht kann's auch nicht ſein, denn die Frau Doctorin iſt eine ganz charmante liebe Frau, aber gar nicht mehr aimable. Bleibt alſo nichts übrig, als der Nichtsnutz von Sohn und deſſen ſchlechte Aufführung."

„Das ſind trotzdem keine Beweiſe," bemerkte ein Zweifelnder.

„Nun, ſo glaubt, was Euch beliebt," grinſte Brumſer. „Mir iſt's klar, daß der Satansrange dem Alten den Kopf verdreht. Darum flennt auch ſeine Frau den ganzen geſchlagenen Tag, und wenn der Doctor nach Hauſe kommt, geht's Lamentiren los und 's Händeringen. Die Magd hat's ja allen Nachbarsleuten erzählt."

„Die armen Doctorsleute!" ſeufzte bedauernd der Zweifelnde.

„Kann ſie gar nicht beklagen," ſagte Brumſer. „Wer nicht hört, muß fühlen, und wer immer klüger ſein will, als andere Leute, ſoll nicht jammern, wenn er den Schaden davon hat."

„Doctor Günther jammert auch nicht."

„Nicht, daß man's hört, deſto mehr läßt er's ſehen, wie's in ſeinem Herzen beſtellt iſt. Aber nur Geduld! Mir ſoll er nächſtens Rede ſtehen. Wir haben ein Abkommen getroffen unter uns, daß der ein lautes Wort ſoll ſprechen können, deſſen Erziehungsmethode am beſten anſchlägt. Fährt mein Louis fort, wie in letzter Zeit, ſo iſt er zu Weihnachten ſchon oder zu Neujahr ein firmer Orgelſpieler, und ich will den Doctor zwingen, daß er ſich ſelbſt im Beiſein meines Jungens einen Eſel ſchilt! Hat mich der gelehrte Herr mit ſeinem lateiniſchen Kriemskram ausgelacht meiner Notenſtube wegen! Tyrann nannte er mich, Rabenvater, Wüthrich, weil ich den Louis zwölf Stunden täglich bei Geige und Poſitiv feſthielt, und nicht locker ließ mit Zanken und Stoßen, bis er die Regeln des Generalbaſſes eben ſo gut auswendig wußte, wie die zehn Gebote. Brauch' ich mich jetzund zu ſchämen, daß ich ſtreng war und nicht nachgab, hä? Muß ich herumlaufen wie ein ſtörriger Stier und über jeden Stein ſtolpern? Oder den Takt in der Luft ſchlagen zu der Narrenmotette, die ſich die wirren Gedanken im Kopfe früh und ſpät vorplärren? Hoch tragen will ich meine Naſe und mir 'was zu Gute thun in ſpätern Jahren auf meinen Louis, während der Doctor mit ſeinem verlaufenen und verluderten Chriſtian die Sperlinge von den Zäunen verſcheuchen kann."

Dies und Aehnliches ſprach Brumſer an öffentlichen Orten ganz ungenirt aus. Dadurch verbreitete ſich das

Gerücht immer weiter, des Doctors Sohn habe ſich ganz verworfen, und werde Vater und Mutter durch ſeinen ſchlechten Lebenswandel vor der Zeit in die Grube bringen.

Doctor Günther entgingen nicht die vielen heimlich fragenden Blicke, die man auf ihn richtete, und wenn es auch mit ſeinem Geiſte nicht ſo übel beſtellt war, wie der grimmige Stadtpfeifer vermuthete, ſo mußte der bekümmerte Arzt ſich doch ſelbſt eingeſtehen, daß er weniger Gewalt über ſich habe, als früher.

Seine Bekümmerniſſe Andern mitzutheilen, erlaubte ihm ſein eigener hochfahrender Sinn nicht. Der Schlag, der ihn getroffen, mußte überwunden, die Schmach, die er ſich angethan wähnte, ſtill verarbeitet und ganz heimlich eingeſcharrt werden. Es war Abſicht des Doctors, von dem mißrathenen Sohne mit Niemand mehr zu ſprechen. Er ſelbſt hatte ſich bereits von ihm losgeſagt, nur die Mutter, deren Herz unter den Leiden ſeufzte, die ihr geliebter Chriſtian ihr und dem Vater bereitete, konnte und wollte der Forderung ihres Gatten ſich nicht fügen. In dieſem Widerſtreben des Mutterherzens lag der Grund des geſtörten Friedens im Hauſe des Arztes. Es verging kein Tag ohne neue Controverſen zwiſchen beiden Gatten, ohne neue Stürme. Und immer endigten ſich dieſe heftigen Scenen mit einer Niederlage der Mutter. Sie trieben den ergrimmten Vater aus dem Hauſe und überließen die ſchwer Betrübte ihrer einſamen Qual.

Hervorgerufen wurde dieſe bedauerliche Friedensſtörung im Hauſe des Doctors durch den Brief der von Chriſtian vernachläſſigten Doris. Das bekümmerte Mädchen hatte dem Vater ihres Geliebten in ſo rührenden Worten ihr Leid geklagt, daß ein weniger ſtrenger und ſittlich rigoroſer Mann ſchon von dieſen Klagen einer offenbar Getäuſchten gerührt worden ſein würde. Der Vater unſeres Dichters aber ward gerade durch dieſe Eröffnung mehr noch gegen den ungerathenen Sohn erbittert, als durch alle früher von demſelben begangenen Exceſſe. Die Leichtfertigkeit, die gewiſſensloſe Leidenſchaftlichkeit, die ein unerfahrenes Kind mit falſchen Vorſpiegelungen, mit unbedachten Liebesſchwüren umgarnte, hielt er für Verbrechen, die eine ſchwere Strafe verdienten. In ſeiner tief moraliſchen Entrüſtung war der unglückliche Vater nahe daran, den eigenen Sohn zu denunciren und die Hilfe der weltlichen Gerechtigkeit gegen ihn in Anſpruch zu nehmen. Daß es zu dieſem Aeußerſten nicht kam, war Folge der unabläſſigen Bitten und Vorſtellungen ſeiner Frau. Der ſtreng rechtliche, aber ſtarrſinnige und einſeitige Mann ließ ſich zwar erweichen, doch blieb er bei ſeinem Vorſatze, daß der frevelhaft leichtſinnige Sohn für dieſe neue Schmach büßen ſolle.

Die mildere Mutter hätte gern die Fürſprecherin der bethörten Doris gemacht, allein bei der tiefen Erbitterung ihres Gatten, den jede Berührung dieſes Gegenſtandes

heftig aufbrauſen ließ, konnte vorerſt an das Loos des armen Mädchens gar nicht gedacht werden.

Sie ſchlug vor, den verirrten Sohn zurückzurufen, ſie deutete leiſe auf die Vermittelung des jungen Edelmannes hin, der ja ſchon einmal eine glückliche Wendung angebahnt hatte.

Doctor Günther verwarf alle dieſe Vorſchläge. Von einer Vermittelung Woldemar's von Raſchau wollte er vollends gar nichts hören.

„Der junge adlige Herr hat mich entweder abſichtlich hintergangen," ſprach er, „oder er ſelbſt iſt von unſerm heilloſen Buben hintergangen worden. In beiden Fällen kann er nicht die geeignete Perſon ſein, deren Händen wir dieſe unſaubere Geſchichte zur Vermittelung oder Beilegung anvertrauen dürfen. Und was kann es helfen, wenn ich verlange, der mißrathene Sohn ſolle dem mit vollem Recht zürnenden Vater unter die Augen treten? Schuldbewußt, wie er iſt, wird er einem ſolchen Befehle eben ſo wenig gehorchen, wie er früher meine Bitten und Ermahnungen nicht beachtet hat. — Nein, Er ſoll bitten, wenn er von mir Verzeihung erhalten will! Die Noth, der Mangel, die Armuth, das Elend ſollen ihn bis an die Schwelle des geſchändeten Vaterhauſes peitſchen, und wenn er vor dieſer Schwelle reuig niederſinkt, wenn er in Demuth der Strafe ſich unterwirft, die ſein Vater ihm auferlegt, wenn er ſie ohne Murren erduldet und aufrichtig

ſich zum Beſſern kehrt: dann erſt will ich ihm vergeben, ihm wieder als Sohn die Thür meines Hauſes öffnen!“

„Und das unglückliche Geſchöpf?“ ſagte die weinende Mutter. „Kannſt Du die Bedauernswürdige vergeſſen? Sie iſt arm, wie es ſcheint, ſie wird Noth leiden, vielleicht gar hungern müſſen!“

Doctor Günther richtete ſein zornglühendes Auge faſt ſtrafend auf die Gattin.

„Ich verſtehe Dich und Dein Geſchlecht nicht mehr,“ ſprach er. „Ihr Weiber ſollt, denk' ich, die Träger der Sittlichkeit ſein, Ihr ſollt die Laren des Hauſes behüten und fern halten alles ſündhafte Treiben von dem gottgeweihten Tempel der Familie. Und nun muß ich von Dir ſelber hören, daß Du Dich für eine leichtfertige Dirne verwendeſt, blos deshalb, weil das ſittenloſe Geſchöpf klug genug war, auf die Familie ihres Galans zu ſpeculiren!“

„Du beurtheilſt dieſe Unglückliche in Deiner Aufregung zu hart, Günther! Bedenke, daß ſie unerfahren iſt, daß ſie liebte! Und Liebe, ach, beſter Mann, Liebe iſt immer leichtgläubig und voll Vertrauen!“

„Wenn wir ſchwach ſind, befördern wir nur die Laſterhaftigkeit. Wer ſündigt, der trage ſeiner Luſt wegen auch die Folgen der Sünde!“

„Du biſt ein guter Chriſt, Günther, wenigſtens möchteſt Du es immer ſein. Dieſe Härte finde ich nicht chriſtlich.“

„Der Unſittlichkeit hat Chriſtus niemals das Wort geredet.“

„Deſto lieber verzieh er den Reuigen, wenn ſie Leid trugen. Doris bereut längſt ihre Leichtgläubigkeit und —“

„Darum ſoll ich einen Bankert in's Haus nehmen, meinſt Du?“ fiel Günther heftig ein. „Die Hand ſoll mir verdorren, wenn ich's jemals thue!“

Chriſtians Mutter fuhr innerlich zuſammen vor der Heftigkeit ihres Gatten. Sie wagte nicht weiter zu ſprechen, nur ihr Auge ſtreifte einige Male die finſtere Stirn ihres auf- und abwandelnden Gemahls. Etwas ruhiger ſprach er nach längerem Schweigen:

„Ich bin ſchon mit mir zu Rathe gegangen, was dem Mißrathenen am förderlichſten ſein möchte. Nachſicht beſſert ihn nicht, das haben wir wiederholt erlebt; daß es Strenge thut, iſt bei ſeiner Charakteranlage ebenfalls zu bezweifeln. Verſuchen wir's deshalb mit gänzlicher Nichtbeachtung. Thun wir, als wüßten wir gar nichts von ihm und ſeinem unſaubern Treiben. Ignoriren wir ihn, dann wird er frühzeitig genug an uns, die Vernachläſſigten, Verſäumten, Gekränkten zu denken genöthigt werden. Es legt ſich dann, das weiß ich, die harte Hand der Noth auf ſeine ſündenbelaſtete Schulter, und dieſe Noth wird ihm der beſte Lehrherr ſein. Auch daß die Dirne das Elend kennen lernt, hat ſie wohl verdient. Hätte ich Geſetze zu geben, ich würde jede Gefallene zur Strafe

der Armuth verurtheilen, damit ſie die Demuth kennen lerne und der Sünde, die ſie in ſolche Erniedrigung gebracht hat, für immer entſage. Unter der Hand aber will ich mich nach dem Verwilderten erkundigen laſſen. Und nunmehr ſchweigen wir über dieſe traurige Begebenheit. Ich bedarf der Ruhe und Sammlung, und ich will nicht, daß mein Auftreten und mein zerſtreutes Weſen der halben Stadt Gelegenheit gebe, Gloſſen über mich und mein Haus zu machen."

Dieſe letzten Worte des Doctors beruhigten ſeine Gattin einigermaßen. Es war ſchon ein Gewinn, daß er Zeit gewinnen wollte. Die Mutter ſchloß daraus, daß der Sohn dem Vaterherzen doch noch nicht ganz entfremdet ſei, und obwohl ſie die Leidenſchaftlichkeit Chriſtians und deſſen in der Leidenſchaft unbeſonnenes und rückſichtsloſes Handeln fürchtete, leuchtete ihr es doch ſelbſt ebenfalls ein, daß die Noth dem ſchwer zu Bändigenden mehr nützen könne, als ſelbſt die großmüthigſte Verzeihung. Und ſo wiegte ſich denn das tief bekümmerte Mutterherz in Hoffnungen ein, die eine feſte Stütze in den vertrauensvollen Bitten fand, welche ſie täglich mehrmals aus ihrer Einſamkeit zum Himmel aufſteigen ließ.

Zwölftes Kapitel.

Traurige Heimkehr.

Schuldbewußtſein, Bangen vor der Zukunft und der inſtinctive Drang, einem immer ſchneller ſich nahenden Unglück zu entfliehen, ließen Chriſtian, der längſt ſchon gewöhnt war, Gutes wie Schlimmes leicht zu nehmen, einen Entſchluß faſſen und dieſen auch unverweilt ausführen. Doris hatte dem Vater geſchrieben! Dieſe Nachricht, die ſein zuverläſſigſter Freund ihm mittheilte, erſchütterte ſein ganzes Daſein. Er kannte die Anſichten ſeines Vaters über leichtſinnig eingegangene Liebesverhältniſſe. Oft genug hatte er ſolche Verbindungen auf das Strengſte von ihm tadeln hören, und noch jetzt nach Ablauf faſt eines Decenniums erinnerte er ſich der eindringlichen Lehren, welche der ſittlich ſtrenge Vater ihm mündlich gab, als er das Elternhaus verließ, um die Univerſität zu beziehen.

Wie wenig hatte er dieſe Lehren beachtet! Wie ſelten ſich ihrer nur erinnert! Chriſtian mußte ſich jetzt, ſeine Vergangenheit überblickend, ſträflicher Nachläſſigkeit zeihen, und wollte er ehrlich ſein gegen ſich ſelbſt, ein unbarmherzig hartes Urtheil über ſein Leben fällen. Was hatte er denn gethan, um die großen Erwartungen ſeines Vaters zu rechtfertigen? In Saus und Braus verſchwelgte Tage und Nächte, leichtſinnig vergeudete geiſtige Gaben, Genüſſe, die in Dumpfheit endigten: das waren die erkennbaren Markſteine auf ſeinem Lebenswege! Und er hatte nichts erreicht, nichts, als eine Anzahl zerſtreuter Bewunderer ſeines Talentes, vielen Verdruß, zahlloſe Vorwürfe und den Ruf, daß er ein Mann von Geiſt, aber ohne Charakter ſei! Dem Vaterhauſe war er längſt ſchon fremd geworden durch ſein Treiben. Was nun blieb ihm denn noch übrig in dieſem unklaren Lebenschaos, wo die Stoffe ſich nicht ſchieden, ſondern nur immer wirrer und regelloſer ſich durcheinander miſchten? Die paar Freunde, die mit ihm ſchwelgten, ihn liebten und verehrten? Oder die leuchtenden Augen junger Mädchen, deren Herzen er durch ſeine heißblütigen Lieder erobert und — gebrochen hatte? Alida war ihm geraubt worden und verloren gegangen durch die pedantiſche Ehrbarkeit ihres proſaiſchen Vaters. Doris hatte er ſelbſt aus Angſt vernachläſſigt, und nun ſchritt ihr Schatten händeringend vor ihm her durch Nacht und Wind und Wettergraus, und klopfte wimmernd an die Thür des väterlichen

Hauſes, um ihn, den Leichtſinnigen, den Wortbrüchigen vor ſeinen entſetzten Eltern zu verklagen!

Der Schatten dieſes von ihm ſo leichtfertig, ſo gewiſſenlos bethörten Mädchens war es, der dem wankelmüthigen Chriſtian plötzlich Thatkraft verlieh. Doris mußte gerettet, ihre Anklage durch ein offenes Wort, durch ein reumüthiges Bekenntniß, ja, wenn es nicht zu umgehen war, durch einen Fußfall entkräftet werden.

Er hatte keine Zeit zu verlieren. Jeder Pendelſchlag der Uhr vergrößerte die Gefahr. Er mußte handeln, um das Urtheil, das ihm vorausgeeilt war, zu überholen.

Die Angſt gab Chriſtian faſt übernatürliche Kräfte. In Haſt packte er ſeine wenigen Habſeligkeiten zuſammen, ſchnürte ſie in ein Bündel, und verließ Leipzig, noch ehe der Morgen graute. Er hatte nicht den Muth, an der verſteckten Wohnung der trauernden Doris vorüber zu gehen, viel weniger das Mädchen zu ſehen. Ihr vorwurfsvoller Blick, mehr vielleicht noch ein freudenvolles Aufjauchzen bei ſeinem Anblick würde ihn zu Boden geſchmettert haben. Seufzend ſtreifte er mit flüchtigem Auge das ihm wohl bekannte Erkerfenſter, von dem aus Alida ihm manche Kußhand verſtohlen zugeworfen, manch' bezeichnendes Roſenknöspchen ihm als Wink und Gruß heimlich und als ſpiele ſie nur damit, gezeigt hatte! — —

Chriſtian mußte die Reiſe nach Schleſien zu Fuße antreten. Seine Kaſſe war ſehr erſchöpft, und um nur einiger-

maßen ſchnell fortzukommen, hätte er Poſtpferde miethen müſſen. So vertraute er ſeiner phyſiſchen Kraft und dem Ungefähr. Warum ſollte es ihn nicht noch ſicherer geleiten, als ein churſächſiſcher Poſtillon? Er begann ſchon wieder zu ſchwärmen. Glücklicher, beneidenswerther Leichtſinn eines ſangesreichen Dichtergemüthes!"

Die heitere Stimmung träufelte aber nur momentane Linderung in ſeine Seele! Mit dem Eintritt der Dunkelheit legten ſich auf den näher zu ihm heraufkriechenden Schatten auch wieder die Dämonen der Angſt um ſeine ſtrauchelnden Füße. Seine feurige Phantaſie gab allen Gedanken, die ihn quälten, Form und Geſtalt. Umſchwirrt von einem Heer grinſender Schatten ſchritt der Geängſtete die öde Straße entlang. Funkelte irgendwo ein Licht, ſo ſah er neben der zuckenden Flamme die bleiche Doris ſitzen und ihre Thränen auf eine Schnur reihen, die ſich glitzernd wie eine Schlangenhaut um den ſchwanenweißen Hals des Mädchens wand. Wenn das Schilf im feuchten Graben neben ihm im Winde rauſchte, glaubte er das Schluchzen der Geliebten zu hören! — — Es ſchneite, und der rieſelnde Schnee, der vor ihm im Winde tanzte, verdichtete ſich zu jenem weißen Kleide, das Doris an jenem Sonntage trug, wo er ſie zuerſt kennen lernte und ihr weicher warmer Arm zum erſten Male in dem ſeinigen ruhte!....

Chriſtian dankte Gott und hätte faſt gebetet, als nahes Hundegebell die ſchreckhaften und quälenden Gebilde ſeiner

erhitzten Phantaſie verſcheuchte, und eine Fuhrmanns-ſchenke ihm als längſt erſehntes Nachtquartier winkte.

In dieſer aufgeregten Stimmung legte der wandernde Dichter täglich fünf bis ſechs Meilen zurück. Er fühlte nicht, daß er litt, daß er ſeine Kräfte überbot, denn die geiſtige Spannung ſtählte ſeine Natur. Nur wenn er des Abends todtmüde auf eine harte Streu niederſank, die ihm achtlos von einer mürriſchen Magd im Winkel der Schenke aufgeſchlagen ward, ließ ein dumpfer Schmerz in allen Gliedern ihn oft lange nicht einſchlafen.

Ab und an traf er ein Fuhrwerk, deſſen Benutzung ihm unentgeltlich für eine Strecke Weges angeboten ward. Darum bitten mochte Günther nicht, denn er mußte ſparſam mit ſeiner geringen Baarſchaft umgehen. So hoch hatte er den Werth des Geldes noch niemals geſchätzt, ſo richtig noch nie erkannt, daß der Sparſame auch mit ſehr Wenigem ſelbſt bedeutende Hinderniſſe überwinden könne.

Als er ſich am ſiebenten Tage ſeiner ermüdenden Wanderung der Grenze ſeines Heimathlandes näherte, ward die Witterung bedeutend rauher. Seither war das Wetter unbeſtändig geweſen. Heller Himmel wechſelte ab mit bedeckter Luft. Es nebelte, regnete und ſchneite, und mehr wie einmal wehte ein ſo heftiger Wind, daß Fußgänger ſchwer gegen den ſtarken Luftdruck zu kämpfen hatten.

Günthers Kräfte waren erſchöpft, ſeine Reiſekaſſe leer. An ſeinen Kleidungsſtücken ließen ſich die Strapatzen der

weiten Fußwanderung unter fortwährend wechselndem Wetter erkennen. Ihm selbst leuchtete dies erst ein, als die Schenkhalter ihn von Kopf bis zu Fuß mit mißtrauischen Blicken maßen. Für einen wandernden Handwerksburschen konnten sie ihn nicht gut halten. Ein solcher hätte gröbere Kleidung, derberes Schuhwerk getragen. Auch würde einem solchen Wanderer ein knotiger Stock und ein schweres Felleisen nicht gefehlt haben. Von dem Allen besaß Günther nichts. Sein Rock hatte den modisch feinsten Schnitt, sein Stock war ein leichtes Rohr, und das Bündel, das er sich zusammengeschnürt hatte, hing an einer grünen Schnur über seiner linken Schulter. Wofür also hielten ihn die Wirthe?

Er sollte darüber nicht lange in Zweifel bleiben. Als er das letzte Nachtquartier, bereits auf schlesischem Boden, betrat, ließ der Wirth die Frage fallen, ob er durchgegangen sei?

Günther wäre beinahe wie gewöhnlich aufgebraust, wenn ihm Jemand Unrecht that oder seiner Ehre zu nahe trat. Er besann sich aber schnell und erwiderte nur stirnrunzelnd:

„Was wollt Ihr damit sagen? Bin ich Euch bekannt?"

„Nichts für ungut, Herr," versetzte der Schenkhalter. „Verwichen*) spielte eine Komödiantenbande in der Scheune

*) Im vorigen Jahre.

des Kretſchams, und da hab' ich gerad' ſo einen Musje einen gar verrückten Liebhaber vorſtellen ſehen."

„Und weil ich dieſem Komödianten oberflächlich ähnlich ſehe, meint Ihr, ich müſſe ſelbſt Euer Komödiant ſein? Viel Dank! Ein Stück Brod, wenn ich bitten darf!"

Dieſe Bitte ward erfüllt. Der Wirth entſchuldigte ſich, flüſterte mit ſeiner Frau, ſpäter auch mit ſeinen Leuten, als dieſe ſich zum Abendeſſen einfanden, und Alle vermieden ſichtlich jede Berührung mit dem einſamen, herabgekommen ausſehenden Fußgänger.

Günther lächelte bitter.

„Die guten Leute halten mich jetzt für einen Vagabunden, wo nicht für noch etwas Schlimmeres," dachte er. „Nun ſo gar unrecht haben ſie nicht. Bin ich doch ein Vagabund des Geiſtes. Welcher Dichter wäre es nicht! Von der guten, bürgerlichen Geſellſchaft verfehmt, verkannt von Freunden, verlaſſen von der Welt, geächtet vielleicht ſchon jetzt von den eigenen Eltern!... O, ich würde mich nicht mehr wundern, wenn die Bettelvögte mich aufgriffen, mich dem erſten beſten reitenden Gensdarme auslieferten und dieſer einen Strick um meine Hand ſchlänge, um mich der nächſten Obrigkeit als höchſt verdächtiges Subject zu übergeben!"

Da Chriſtian nur noch wenige Groſchen ſein nannte, getraute er ſich nicht, um die Herrichtung einer Streu zu bitten. Er hoffte, der Schenkwirth werde dieſe unauf-

gefordert für ihn aufſchlagen laſſen. Es geſchah indeß nicht. Man wies dem verdächtigen Wanderer als Nachtlager „die Hölle“ hinter dem Ofen an, löſchte den brennenden Buchenſpan, der das mangelnde Licht erſetzte, und ließ ihn dann in der Dunkelheit allein.

Eine ſchwere Nacht brach für den unglücklichen Dichter an. Schatten der Vergangenheit und Geſichte der Zukunft tanzten einen wilden Reigen um ſein hartes Lager, und das Gezirp der Heimchen in den Ritzen der Wände klang wie heiſeres Lachen ſchadenfroher Dämonen.

Draußen ſtürmte es. Nach dem ſäuſelnden Geräuſch zu urtheilen, mußte es heftig ſchneien.

„Wär es nicht beſſer, ich verließ die Hölle, um mich in den Schnee zu betten und all' meine Sünden und Vergehen in dieſem reinen Himmelsbade für immer abzuwaſchen?“ fragte ſich Günther in der Angſt ſeines gefolterten Herzens. Aber da trat aus dem finſtern Schooß der Nacht die Geſtalt ſeiner Mutter auf ihn zu, die Hände nach ihm ausſtreckend, wie damals, als ſie ihn zum Abſchiede küßte und ein ſegnendes Wort auf ihren Lippen in Thränen erſtickte.

„Mutter! Meine Mutter!“ rief der erhitzte Dichter und breitete die Hände nach dem weſenloſen Phantaſiegebilde aus.

Es war ſchon verſchwunden. Lichtloſe Nacht umgab ihn wieder. Die Heimchen zirpten fort und die Todtenuhr hämmerte eintönig im Getäfel.

„Warum zählt ſie nicht die Secunden meiner letzten Lebensſtunde!“ ſeufzte Günther, ſchloß die Augen und drückte beide Hände feſt darüber, bis jenes buntfarbige Geflimmer vor den geſchloſſenen Pupillen zitterte, das bald als Sternenhimmel ſich über den Halbträumenden breitete, bald als lodernder Feuerſtrom ihn in ſeine wirren Strudel mit fortriß. Im Hinblick auf dies Farbenſpiel, das aus ſeinen eigenen überreizten Nerven erblühte, verſank Günther in einen tiefen, tiefen Schlaf.

Unſanftes Schütteln erweckte ihn. Vor ihm ſtand der Wirth und ſah ihn nicht eben ſehr freundlich an.

„Sind S' müde?“ ſagte er zu dem abgehärmt Ausſehenden, der ihm jetzt noch verwilderter als am Abend vorkommen mochte. Gleichzeitig zuckte er die Achſeln und fügte die Bemerkung hinzu, daß er ihm nicht länger Quartier geben könne.

Günther antwortete nicht. Er aß ſchweigend und in ſich gekehrt von der Suppe, die man ihm unaufgefordert vorſetzte, legte ſeine letzte Baarſchaft als Zeche auf den Tiſch, griff nach Stock und Bündel, und verließ mit ſtummen Gruß das unfreundliche Haus.

„Das iſt ein richtiger Strolch,“ meinte der Wirth, dem mit unſichern Schritten Fortgehenden eine Zeit lang nachblickend. „Ich glaub', ich wich' ihm weit aus, wenn er mir mutterſeelenallein im Freien begegnete!“

Anfangs fiel Günther das Gehen ſchwer. Die Füße

ſchmerzten ihn, und die kalte Schneeluft, die ihm gerade entgegenwehte, machte ihn frieren. Es hatte ſtark geſchneit und das Waten im Schnee ſtrengte an. Dieſe körperliche Anſtrengung erwärmte indeß den unermüdlich Ausſchreitenden bald, und das unbehagliche Gefühl, mit dem er erwacht war, verlor ſich. Wäre ſeine Seele nicht von Furcht und Kümmerniß bedrückt geweſen, dann würde er vielleicht heitern Sinnes auf den ungebahnten Wegen weiter gepilgert ſein und ſich zum Zeitvertreib die Melodie eines muntern Liedes vorgepfiffen haben. Je näher er aber dem heimiſchen Heerde kam, deſto banger wurde dem Armen. Kaum vermochte er den müden Körper mit der kranken Seele noch vorwärts zu ſchleppen, und als die Dämmerung einbrach und abermals ſtarkes Schneegeſtöber einfiel, begann wieder jener nervenaufreibende Tanz quälender Bilder, die ihn nun ſchon mehrere Abende hinter einander umſchwirrten. Es war eine Auferſtehung ſeiner Vergangenheit, ſo qualvoll für ihn, daß er wiederholt laut aufſchrie und in der Aufregung des Augenblickes wüthend mit ſeinem Stocke nach den gegen ihn herantretenden fratzenhaften Gebilden ſchlug.

Endlich trug die Luftwelle den Klang einer Glocke ihm zu. Er verhallte dumpf und matt im Schneegeſtöber. Dieſen Ton kannte Günther. Es war die Stadtuhr ſeiner Heimath, die er tauſendmal hatte ſchlagen hören.

Er blieb ſtehen, um freier Athem zu holen. So nahe

dem Vaterhause und sein Herz klopfte doch so bange! Das Blut stieg ihm zu Kopfe, daß es ihm vor den Augen flirrte und purpurrothe Ringe, grell gelbe Flammen auf der weißen Schneedecke hin und wiederliefen.

„Vorwärts!“ rief er sich selbst zu, „vorwärts, damit ich zum Ziele komme!“

Günther beschleunigte seine Schritte. Bald tauchten vereinzelte Lichter vor ihm auf, dann sah er wie graue Riesenbäume die Thürme durch die schneeige Luft schimmern. Noch einige Minuten und das Stadtthor, von röthlich trübem Laternenlicht überflimmert, lag vor ihm. Die Wächter saßen kartenspielend am Fenster. Es sah ihn Niemand, als er die finstere Wölbung betrat. Der Gedanke, daß man ihn anhalten und fragen könne, hatte ihn schon während der ganzen Reise geängstet. Nun war er diesem Examen glücklich entgangen, und dies stärkte seinen Muth. Er fühlte sich leichter, als er die stille Straße hinaufschritt nach dem Marktplatze. Auch hier begegnete Günther keiner Seele, nur an den Häusern sah er ein paar dunkle Gestalten forthuschen, die sich beeilten, wieder unter Dach zu kommen. Denn es fiel fort und fort Schnee in dichten Flocken vom Himmel, und die Luft ward mit jeder Viertelstunde kälter.

Jetzt bog der gebeugte Dichter um die Ecke und schräg vor ihm lag das Haus seiner Eltern. Die Windfahne auf

dem Giebel kreiſchte, daß es ihn überrieſelte. Alle Fenſterläden waren geſchloſſen, kein Lichtſchimmer zu entdecken.

„Sie werden im kleinen Hinterzimmer ſitzen," ſprach er. „Da mochte die Mutter immer am liebſten ſein, wenn es draußen ſtürmte. Die gute Mutter! Wenn doch ſie es wäre, die mir zuerſt entgegenkäme! Ihr Kuß, ihre Umarmung würden mich kräftigen, um muthvoll dem Vater entgegen treten und deſſen wahrſcheinlich kalten Gruß ertragen zu können! — Heiliger Gott, ſtehe mir bei! Himmliſcher Heiland, ſende mir einen Deiner Engel, daß er mich trägt und ſchützt vor dem Zorne meines Vaters!"

Er ſchritt die drei Stufen hinan, warf noch einmal einen bittenden Blick zum kalten ſchneedurchwehten Himmel und erfaßte dann den metallenen Klopfer, um ihn dreimal langſam und hart gegen die Platte fallen zu laſſen.

Dreizehntes Kapitel.

Die Mutter grüßt.

Doctor Günther war am späten Nachmittag zu einem ſchwer Erkrankten gerufen worden. Unterwegs begegnete ihm der Briefträger und übergab ihm einen mit der eben angelangten Poſt an den Arzt eingelaufenen Brief, um ſich einen Weg zu erſparen. Der Doctor kannte die Hand nicht, der Poſtſtempel war verwiſcht, und da er Eile hatte, ſteckte er das Schreiben zu ſich, um es ſpäter in Ruhe zu leſen.

Es war nichts Ungewöhnliches, daß der beſchäftigte Arzt länger ausblieb, als er ſelbſt meinte. Seine Gattin beunruhigte dies nie. Sie beſorgte, wie gewöhnlich, den Abendtiſch, damit der Heimkehrende Alles in gewohnter Ordnung vorfinden möge. Dann begann ſie zu ſtricken, während ihre Gedanken über die Mauern der Stadt hinausſchweiften und ihr Herz bei dem fernen, in ſo traurige Wirren verſtrickten Sohne weilte. Ihr Gatte kehrte nicht zurück; er mußte demnach länger bei dem Kranken aufgehalten oder von dort zu einem andern Leidenden gerufen worden ſein. Da hörte ſie die heftigen drei Schläge des

metallenen Klopfers. Sie erſchrak über die Stärke derſelben und vermuthete abermals einen eiligen Boten, der ihren Mann ſuchte. Der Doctor ſelbſt pflegte auch ſtark, aber in anderer Weiſe den Hammer zu handhaben.

Sie ſtand auf, um zu öffnen, da ſie die Magd gerade im obern Stock des Hauſes beſchäftigt wußte. Mit dem Licht in der Hand betrat ſie die Hausflur und ſchob den Riegel zurück. Die Hand ſchirmend vor das Licht haltend, ging ſie ein paar Schritte zurück, ſo daß ſie genau die Geſtalt des Eintretenden erkennen konnte. Ein bleiches, eingefallenes Geſicht mit tiefliegenden, glanzvollen Augen, von durchnäßten Haaren wüſt umhangen, blickte ſpähend durch die zurückweichende Thür. Dann traf der freudige Aufſchrei: „Meine Mutter!“ ihr Herz wie ein Donnerſchlag und das Licht entglitt ihrer Hand.

Chriſtian aber war ſchon herbeigeſprungen, um die Erſchrockene mit liebevollen Armen zu umfangen.

„Meine Mutter!“ wiederholte jetzt der Sohn mit einer Stimme, die mehr einem Schluchzen glich als freudigem Aufjauchzen. „Meine liebe, theure Mutter! O, wie bin ich ſo glücklich!“

Er küßte der noch immer Zitternden Stirn, Augen und Wangen, und in die Schneetropfen, die von ſeinem durchfeuchteten Haar herabrieſelten, miſchten ſich Thränen der ſüßeſten Freude.

Bald erholte ſich auch die Mutter von ihrem Schreck.

Sie zog den Sohn an ſich, ſchlang ihre Arme um ſeinen Nacken und unter dem wiederholten Ausruf: „Mein lieber Sohn! Mein armer Chriſtian!“ brach ſie in lautes Weinen aus.

Chriſtian führte ſie in's Zimmer, warf ſein Bündel auf die Ziegel beim Ofen, ſtellte ſeinen Stock in die Ecke und ſetzte ſich der tief erſchütterten Mutter gegenüber. Er wollte nach dem Vater fragen, aber er brachte das Wort „Vater“ nicht über ſeine Lippen. Das Herz ſtand ihm ſtill, wenn er nur an ihn dachte.

„O, mein Gott, wie haſt Du Dich verändert! Wie biſt Du bleich, faſt alt geworden, Chriſtian!“ ſagte jetzt die bekümmerte Frau, als ſie den Sohn mit ruhigeren Augen betrachtete.

Ein ſchmerzliches Lächeln zitterte um Chriſtians Lippen.

„Das kommt von der Anſtrengung, beſte Mutter,“ verſetzte er beruhigend, „von nichts weiter, als von der ſtarken Bewegung in Schnee und Wind. Ich habe mich dieſe Tage her etwas ſehr angegriffen.“

Die Mutter ließ ihre Blicke von dem Geſicht des Sohnes auf deſſen Anzug gleiten, betaſtete dieſen und ſah erſt jetzt, daß er gänzlich durchnäßt war.

„Du biſt doch gefahren, Chriſtian?“ ſagte ſie ſtotternd.

„Geflogen, wenn Du willſt, liebe Mutter!“ erwiderte dieſer. „Ich hatte Eile und meine Füße waren beſchwingt, als hätte Merkur mir die ſeinigen zur Kurzweil überlaſſen.“

„In ſolchem Wetter! Es wird Dein Tod ſein!“

„Wie wäre mir wohl, könnte ich ihn hier finden, hier im Angeſicht meiner Mutter!“ rief der tief bewegte Dichter. „Lieber ſterben, recht bald, als noch lange ſo fortleben müſſen! Ich bin des Lebens überdrüſſig und möchte am liebſten mich ſelbſt vernichten und gleichzeitig die Welt in Scherben ſchlagen!.... Ich war ſo unglücklich, Mutter!... Vergibſt Du mir mein Unglück?“

„Alles Chriſtian, Alles vergeb ich Dir,“ ſagte dieſe, „aber der Vater —“

Chriſtian ließ die Hände der Mutter, die er warm in den ſeinen hielt, gleiten und ſprang trotz der Müdigkeit in all ſeinen Gliedern auf. Mit matter Hand ſich über die Stirn ſtreichend, fiel er ein:

„Der Vater! Iſt er daheim?“

„Ich erwarte ſeine Rückkunft in jedem Augenblick.“

„Er zürnt mir, nicht wahr? Er will nichts von mir hören!“

„Lieber Chriſtian, faſſe Dich!“

„Er nennt mich hinterliſtig, falſch, wortbrüchig, einen Verlorenen!“

„Sei ruhig, Chriſtian! Demüthige Dich, wirf Dich ihm zu Füßen —“

„Ehe er mich hört?“

„Er wird Dich dann hören.“

„Vertheidigen muß ich mich dürfen, Mutter, denn ich bin nicht ſchlecht! Bei Gott, Mutter, ich bin nicht ſchlecht, und ſtände die ganze Welt auf, um gegen mich zu zeugen!“

„Du haſt Dich ſchwer vergangen, Chriſtian!“

„Nicht gegen den Vater!“

„Gegen Sitte und Religion, und Du weißt —“

„Ach ja, ich weiß, daß es der Vater natürlich finden würde, könnte man die Kinder von den Bäumen ſchütteln! Als ob Menſchen nicht auch Sinne hätten, wie alle übrigen Geſchöpfe! — „Mutter,“ fuhr er fort und richtete ſich ſtolz auf, der zagenden Frau gegenüber: — „Ich habe geliebt, und Gott weiß es, ich liebe noch! Daß mein Blut heißer iſt, als das anderer Menſchen, wen ſoll ich deshalb anklagen? Wollte ich darüber Beſchwerde führen, ſo müßte ich mit Gott ſelber hadern. Ich ſchäme mich dieſer aufbrauſenden Jugendwallungen nicht! Sie gehören zu mir und meinem Weſen, wie das Herz, dem ſie entquollen, wie das Wort zur Sprache. Wäre ich anders geartet, kein Menſch noch kennte den Namen, den ich trage!“

„Den Du entehrt haſt!“ jammert der Vater.

„Entehrt!“ rief Chriſtian empört aus. „Kann der Geiſt, der in dieſem Namen lebt, entehrt werden von den vorübergehenden Zuckungen ſinnlicher Leidenſchaft? Hat die Welt ein Recht, über mich, über den Namen Günther die Hände zu ringen, wenn ein ungekanntes Mädchen weint, weil ich ſie erſt zu heiß und dann zu kalt küßte?“

„Du haſt ſie verführt und dann verlaſſen!“

Chriſtian ward ſtill. Er ging ſeufzend auf und nieder.

„Doris hat mich alſo wirklich bei Euch verklagt?“

ſagte er nach kurzer Pauſe. „Ich habe das nicht verdient und hätte ſie eines ſolchen Schrittes auch nicht fähig gehalten. Das entfernt mich von ihr, das mindert ihren Werth. Wenn ich ſie jetzt von mir ſchleuderte, wie ein abgetretenes, ſchadhaft gewordenes Kleidungsſtück, wahrlich, ich glaube, mir wäre wohler!“

Seine Augen glühten dämoniſch. Er ſtand ſo drohend vor der Mutter, daß die geängſtete Frau namenloſe Furcht überfiel.

„Mein lieber Chriſtian,“ ſagte ſie ſanft bittend. „Demüthige Dich vor Deinem Vater, und es wird Alles gut werden!“

Abermals fiel der Hammer gegen die Hausthür, Chriſtian horchte auf und kehrte ſein Auge der Mutter zu.

„Es iſt der Vater,“ ſagte dieſe tonlos. „Ich will ihm entgegen gehen und ihn vorbereiten.“

Chriſtian hielt ſie zurück.

„Nur ein paar Secunden noch laß mir Zeit!“ ſprach der Sohn. „Ich muß erſt zu Athem kommen, um den Gruß — des Vaters — ertragen zu können.“

Zum zweiten Male und jetzt viel ungeduldiger ließ der Klopfer ſich hören.

„Es iſt ſchon gut, Mutter,“ ſtammelte Chriſtian, „ich bin bereit, einem Orkan die Bruſt entgegen zu werfen.“ Die Mutter ging. Chriſtian ſetzte ſich neben dem Ofen auf einen Stuhl, ſtützte beide Arme auf ſeine Kniee und ließ das brennende Haupt in beide Hände ſinken. So erwartete er den Vater.

Vierzehntes Kapitel.

Verſtoßen.

Der flüſternden Stimme ſeiner Mutter, deren Worte Chriſtian nicht verſtand, folgte die barſche Antwort des Vaters:

„Ein Gaſt? Woher und was will er?“

„Du kannſt es von ihm ſelbſt hören,“ erwiderte die Mutter, während Doctor Günther mit ungeduldigem Druck die Thür aufſtieß.

Chriſtian blieb regungslos ſitzen. Es bangte ihm, dem Vater in's Auge zu blicken.

„Wo iſt Dein Gaſt?“ fragte er nochmals haſtig, nach dem gedeckten Tiſche ſich kehrend, auf deſſen Mitte ein brennendes Licht ſtand.

Die Mutter deutete ſtumm nach dem Ofen. Sprechen ließ ſie die Furcht vor dem Kommenden nicht.

Der Doctor näherte ſich dem zuſammengekrümmt Daſitzenden. Chriſtian ließ die Arme ſinken und hob ſein Haupt. Die bleichen, verlebten und vergrämten Züge des Sohnes, feucht von dem naſſen Haar, ſahen bittend zum Vater auf, indem die Hände mit einer flehenden Bewegung ſich ihm entgegenſtreckten. Dieſer erkannte den Sohn. Er blieb ſtehen und griff nach der Wand, um ſich zu halten. Der Stock entſank ſeiner Rechten.

„Du!“ ſtieß er dumpf aufathmend hervor. Kein zweites Wort kam über ſeine Lippen.

„Ich, Vater,“ lallte der Sohn und ſtand auf. „Ich komme —“

„Hinaus!“ donnerte ihm der Vater zu, und ſeine Rechte deutete nach der Thür. Die Mutter lehnte ſich händeringend an den Tiſch.

Chriſtian behielt ruhig ſeinen Platz. Er ſuchte das Auge des zürnenden Vaters, das kalt und ſtrafend auf ihm lag.

„Höre mich, Vater!“ ſprach er dann in bittendem Tone. „Ich habe gefehlt und bitte deshalb um Verzeihung. Aber höre mich und vergib mir! Ich will mich beſſern.“

Er trat dem Vater näher. Dieſer wich zurück, indem er zum zweiten Male, nur härter noch das entſetzliche Wort: „Hinaus!“ dem Sohne zurief.

„Acht Tage lang bin ich gewandert,“ ſprach Chriſtian,

„ohne Raſt und Ruh', mit wunden Füßen und blutendem Herzen, um mich Dir zu Füßen —"

Ein fürchterliches Lachen des Vaters unterbrach die Rede des Sohnes.

„Winſele, wie ein getretener Hund!" ſchrie der Vater dem jetzt ſich Entſetzenden zu, „verſprich, betheure, ſchwöre, es hilft Dir nichts! Ich weiß, Dein ganzes Daſein iſt eine Kette ſchön zuſammengeflochtener Lügen; ſie zu verlängern und Alle, die Dir ſich nähern, damit zu umſtricken, Dein unabläſſiges Tichten und Trachten. Ein ſyſtematiſcher Lügner verdient kein Vertrauen. Ich glaube Dir nichts, kein Wort, keine Thräne! Es iſt Alles in Dir Heuchelei! Du biſt verrottet durch und durch. —— Wäre ich ein Römer, die Hand würde ich legen an meinen verdorbenen Stamm und ihn vertilgen von der Erde, damit er meinem Namen nicht Schande machte in Ewigkeit!"

Chriſtians Geſtalt ſchien zu wachſen während dieſer entſetzlichen Anklage des tief erbitterten Vaters.

„Beſchönigen will ich nicht, was ich gefehlt habe," erwiderte er grollend, aber ſich mäßigend. „Ich bin ſogar bereit, Unrecht zu ertragen und Strafe über mich verhängen zu laſſen, meine Seele aber, Vater, meine geiſtige Kraft, die allein mich trug in Unglück und Schuld, dieſe laſſe ich nicht beſchimpfen, auch nicht von dem Manne, dem ich mein Leben zu verdanken habe! Nimm Deine

Worte zurück und auf meinen Knieen will ich Vergebung von Dir erflehen.“

„Du willſt mir drohen, Bube?“ verſetzte der Vater. „Fürchte meine Hand, Verworfener, und wage nicht, Dich und Deine Schandthaten vertheidigen zu wollen! An den Pranger gehörſt Du, feiger Wüſtling! Eine Tafel müßte Dir die ſtrafende Gerechtigkeit um den Hals hängen, auf der geſchrieben ſtände: Für Lüge, Wortbruch, Hintergehung, Schwelgerei, Verrath, Unzucht und Ehebruch!“

Chriſtians Aufſchrei machte den grimmigen Vater verſtummen. Bis zur Raſerei gereizt durch dieſe ſchonungsloſen Worte trat er mit wüthender Gebehrde dem Zürnenden entgegen.

„Du lügſt, Vater!“ rief er aus. „Du lügſt, wie Alle, und Du allein trägſt die Schuld, wenn ich noch werde, weſſen Du mich bezüchtigſt!“

„Ohnmächtiger Sünder!“ erwiderte Doctor Günther mit verächtlichem Lächeln, indem er einen Brief hervorzog. „Wer ſo ſchlecht iſt, daß er Mädchen verführt und ſie nachher verläßt, den nenne ich einen Schurken, und wer die Erbärmlichkeit ſo weit treibt, daß er ſich in Familien einſchleicht und während die erſte Bethörte noch um den Treuloſen jammert, ſich ſchon ein zweites Opfer für ſeine gemeinen Lüſte ausſucht, der iſt reif für's Zuchthaus. Verbrechern aber verſchließt jeder rechtliche Vater ſchon Anſtands halber ſein Haus. Alſo hinaus, bis Du gebüßt

haſt und durch die Buße Dich gebeſſert! Hier halt' ich, was Dich als unverbeſſerlichen Lügner, Heuchler und Betrüger brandmarkt!"

Er hielt das Papier hoch empor. Chriſtian rang furchtbar mit ſeinen verletzten Gefühlen.

„Das Papier!" ſtotterte er röchelnd. „Ich will's ſehen!"

Der Vater ſchleuderte es ihm in's Geſicht.

„Nimm es hin, das Mal Deiner Gewiſſenloſigkeit, und erſticke an der eigenen Schande, indem Du es lieſ't!" rief der maßlos Gereizte.

Chriſtian raffte das unſelige Blatt auf, trat an den Tiſch und ſah nach der Unterſchrift. Es entſank ſeinen krampfhaft zitternden Händen, indem er dumpf vor ſich hinmurmelte:

„Alida Ehrenhold!"

Er ſank auf den nächſten Seſſel. Die Mutter faßte die Hand ihres Gatten und ſprach flüſternd:

„Laß' ihm Zeit, Günther! Er iſt ſo unglücklich, und doch unſer Beider armes, einziges Kind!"

Der Doctor ſtieß die Hand ſeiner Gattin zurück.

„Wollte Gott, er wäre todt!" rief er aus. „Ich glaube mir wäre dann wohler!"

Chriſtian erhob ſich wieder. Sein Anſehen glich dem eines Verurtheilten, der zum Tode geführt werden ſoll.

„Todt möchteſt Du mich wiſſen?" ſagte er ſtammelnd.

„Beſſer todt ſein, als in Schande und Entehrung leben!“

„Wir bedürfen Alle der Vergebung.“

„Droben! Bei Ihm, den Du nicht kennſt, nie kannteſt! Deſſen Gebete Du immer hohnlachend übertrateſt! Von Ihm erflehe ſie Dir, nicht von mir!“

„Du willſt mich alſo verſtoßen? Deinen einzigen Sohn?“

„Ich habe keinen!“ ſprach Günther finſter.

Chriſtian reichte der jammernden Mutter die Hand.

„Gibſt Du mir Deinen Segen, Mutter?“ fragte er mit gebrochener Stimme.

Die Mutter ſchlang ihre Arme um des Sohnes Nacken und brach in ſchluchzendes Weinen aus.

Günther machte ſich ſanft frei aus dieſer Umarmung und küßte die Stirn der Gebeugten.

„Ich danke Dir, Mutter,“ ſprach er in entſchloſſenem Tone. „Dein Segen ſoll die Krücke ſein, mit deren Hilfe ich mich durch's Leben ſchleppen will, bis meine Kräfte aufgerieben ſind. Hier iſt meines Bleibens nicht länger.“

Er riß ſich los und griff nach ſeinem abgeworfenen Bündel.

Die Mutter warf ſich ihrem Gatten zu Füßen.

„Vater, hab' Erbarmen mit ihm!“ rief ſie aus. „Er geht rettungslos in den Tod, wenn Du ihn hinausſtößt in die eiſige Winternacht!“

Der finſtere ſtarre Doctor rührte ſich nicht. Chriſtian ſtand zum Aufbruch gerüſtet. Noch einmal bat die Mutter, doch ohne Erfolg.

„Leb' wohl, Mutter," ſagte Chriſtian. „Ich ahnte es, daß ich in's Verderben gehen würde. Dein Schattenbild, das immer händeringend mir zurückwinkte, hat mir jeden Abend mein Schickſal verkündet."

Er ſchritt an dem regungsloſen Vater vorüber. Unter der Thür nur warf er noch einen Blick auf den Unbeugſamen zurück. Da hob der Doctor den Arm und deutete abermals auf die Thür. Chriſtian glaubte zum dritten Male das verhängnißvolle, ihn verſtoßende Wort: Hinaus!" zu hören.

In der nächſten Minute wirbelten Schneeflocken um ſein Haupt, der Klageruf der Mutter: „Chriſtian, mein Chriſtian!" waren die letzten Worte, die ihm aus dem Vaterhauſe in die Finſterniß nachhallten.

Fünfzehntes Kapitel.

Wirklichkeit und Traum.

Taumelnd, wie ein Betrunkener, wankte der verstoßene Sohn die nächste menschenleere Gasse hinab. Niemand sah ihn, Niemand begegnete ihm. Er würde kaum irgend einen Gegenstand genau haben unterscheiden können, wäre nicht hin und wieder aus einem Fenster ein Lichtstrahl auf den Schnee gefallen und hätte diesen mit blitzendem Brillantfeuer bestreut. Es schneite noch immer sehr stark und der Nordostwind pfiff sausend um Giebel und Schornsteine.

Günther achtete weder auf Wind noch Wetter. Er war so stumpf, daß er im Augenblick gar nichts fühlte. Sein Hirn glühte, aber es schmerzte ihn nicht; seine Augen brannten, aber auch davon hatte er keine Belästigung. Wie ein Automat, der so lange Arme und Füße regen muß, bis der Mechanismus abgelaufen ist, der ihn treibt, bewegte Christian Günther sich vorwärts.

Erſt als der Wind ihm das Gehen erſchwerte, und nicht mehr Schneeflocken, ſondern Schneeſäulen um ihn tanzten und wirbelten, kehrte das Gefühl ihm zurück. Er blieb ſtehen und ſah ſich um. Ohne es zu bemerken, hatte er die Stadt verlaſſen. Die zerſtreuten Häuſer der Vorſtadt mit ihren jetzt kahlen Gärten lagen zu beiden Seiten vor ihm. Die Straße war verſchneit und auch hier kein lebendes Weſen zu ſehen.

Chriſtian warf noch einmal einen Blick hinter ſich und hob drohend ſeinen Stock gegen die dunkeln Maſſen hinter dem rieſelnden Schneevorhange.

„Mein Elend gehört Dir!“ murmelte er dumpf vor ſich hin. „Es wird ſchwer laſten auf Deinem Leben und dereinſt mit Dir hinabfahren in die Grube!“

Er ſchritt, ſo raſch er konnte, die Häuſer entlang, bis er aufs freie Feld kam. Hier raſtete er wieder kurze Zeit, um mit ſich zu Rathe zu gehen, was er beginnen ſolle. Es wandelte ihn die Luſt an, ſich unter einen der alten Lindenbäume zu ſetzen, die zu beiden Seiten der Straße ſtanden und hier ruhig den Tod zu erwarten. Dieſer Gedanke hatte etwas Beruhigendes für den Verſtoßenen und erzeugte ein freudiges Gefühl in ſeinem ſo zermarterten Herzen.

„Wenn ſie mich morgen am Tage ſteif gefroren finden, und irgend Einer erkennt mich,“ ſprach er, „dann ſtellen ſie

die Eispuppe wohl vor meines Vaters Thür, daß ſie ihm entgegenpurzelt, wenn er ſeinen erſten Ausgang machen will. Dann hab' ich ihm doch den Willen gethan und ihm in Demuth reuig die Füße geküßt!"

Er malte ſich das Entſetzen des Vaters mit feurigen Farben aus, wenn er als Todter, als von ſeiner maßloſen Härte in den Tod Gejagter wieder zurückkehre zur Schwelle des Vaterhauſes, und ſeine ergrimmte Seele ergötzte ſich an dem Gedanken, daß den eigenen Vater Grauſen erfaſſen würde vor dem erfrorenen Sohne; daß er ſich ſelbſt zum Geſpenſt mache, deſſen ſich der Vater nicht mehr werde erwehren können, und daß er ſo für die Härte Rache nehme, ohne doch ein Glied zu rühren, ein Wort zu ſprechen. Er fing an zu lachen, immer gerad' aus in die Schneenacht hinein ſchreitend, ohne zu fragen, wohin ein ſolches Umirren ihn wohl führen könne.

„Wenn ich ſo als todter Mann in meine Vaterſtadt komme," fuhr er in wüſtem Selbſtgeſpräche fort, „werd' ich in Jahrzehnten nicht mehr vergeſſen... Dem Vater zum Tort macht der Tod mich zu einem berühmten Manne!... Des Doctors Sohn werden die lieben Philiſter mich nennen. „Der grüßt, wie des Doctors Sohn!" wird ein Sprichwort werden in ganz Schleſien, wenn ein recht grauſiges Unglück Jemand in's Haus fällt, und das Wort: „Der läuft vor des Doctors Sohn" wird genügen, einen

bis dahin vernünftigen Mann als Irrenhaus-Candidaten zu bezeichnen. „Ja ich wills!“ schrie er mit gellender Stimme in die Nacht hinein. „Und wenn ich dem Teufel künftighin alle Nächte den Bart scheeren und seine Klauen verschneiden soll, ich will sie Alle zusammen, Gute und Böse, Gerechte und Ungerechte, Männer, Weiber und Kinder, Alle, Alle, Alle will ich sie verrückt machen!“

Ein heftiger Stoß warf Christian in den Schnee. Der arme Mann wußte nicht, daß er selbst nahe daran war, den Verstand zu verlieren.

Die Kälte des frisch gefallenen Schnees, in den sein Kopf einsank, that ihm wohl. Die grausigen Gedanken verschwanden. Der jähe Sturz hatte sie verweht wie einen Schwarm unheimlicher Gespenster.

Er raffte sich wieder auf und blickte um sich. Eine graue Mauer mit schimmernd weißer Schneebedachung lag vor ihm. Ueber sie herauf ragte die Spitze eines Kirchleins. Er stand vor dem Eingange eines Kirchhofes.

Während sich Christian zu orientiren suchte, gedachte er wieder der Mutter und sein entsetzlicher Vorsatz war vergessen.

„Ich würde sie tödten, die Gute!“ sprach er entsetzt. „Ich würde noch im Tode zu ihrem Mörder!..... Vergib mir, Vater im Himmel!.... Ich will leben, ich will wirken, ich will des Segens meiner Mutter mich würdig

machen, damit der unausgesprochene Fluch des unbarmherzigen Vaters seine Kraft verliert!"

Wieder begab der Verstoßene sich auf die Wanderung. Obwohl bekannt mit der Gegend, konnte er sich doch in der trüben Schneenacht nicht zurecht finden.

Er wußte weder, wo er sich befand, noch wohin er ging, und was vor Kurzem ihn noch getröstet, ja entzückt hatte, der Gedanke, im Schnee einen raschen Tod zu finden, das erfüllte ihn jetzt mit Furcht und Grausen.

Er gedachte der Freunde, mit denen er manche glückliche Nacht durchjubelt hatte, der Schönen, die er geküßt, der unglücklichen Glücklichen, die er durch seine Liebe zugleich mit sich unglücklich gemacht.

„Nur einmal noch laß mich ihre Augen schauen, noch einmal ihren süßen Mund berühren!" seufzte er, die Schneewehen durchbrechend, die der Wind schräg, wie weiß gefrorene Wellen über die Felder baute.

Das feurige Lied, das er vor wenigen Wochen gedichtet hatte, als Ehrenhold ihm für immer sein Haus verboten und den Anblick Alida's ihm entzogen, trat dem Sehnsüchtigen, von Weh Durchzuckten, von den widersprechendsten Empfindungen Erhobenen und Gepeinigten auf seine Lippen, und als könne er mit lauten heißen Worten den Schmerz in sich tödten und die sichtlich schwindenden Kräfte aufs Neue erstarken machen, declamirte er, Alida's anmuthige Gestalt sich vorzaubernd, laut diese Verse:

„Will ich Dich doch gerne meiden,
Gib mir nur noch einen Kuß,
Eh' ich sonst das letzte Leiden
Und den Ring zerbrechen muß.
Fühle doch die starken Triebe,
Und des Herzens bange Qual!
Also bitter schmeckt die Liebe,
So ein schönes Henkermahl."

„Laß Dich etwas Beſſers küſſen!
Alles gönn' und wünſch' ich Dir;
Aber frag' auch Dein Gewiſſen!
Dieſer Zeuge bleibet mir.
Lerne doch nur weiter denken,
Dürft' es Dich auch einmal reu'n?
Dürft' auch mein verſtoß'nes Kränken
Deines Eh'ſtand's Hölle ſein?"

„Sieh, die Tropfen an den Birken
Thun Dir ſelbſt ihr Mitleid kund;
Weil verliebte Thränen wirken,
Weinen ſie um unſern Bund.
Dieſe zährenvolle Rinden
Ritzt die Unſchuld und mein Fleh'n;
Denn ſie haben dem Verbinden
Und der Trennung zugeſehn."

„Dieſes rührt die todten Bäume;
Dich, mein Kind, ach, rührt es nicht!
Aber daß ich mich noch ſäume,
Da Dein Scheiden gar nichts ſpricht!
Gönnt mir doch, ihr holden Lippen,
Eine kurze, gute Nacht!
Eh' der Raum an ſolchen Klippen
Mein Gemüthe ſcheitern macht."

„In den Wäldern will ich irren,
Vor den Menſchen will ich flieh'n,
Mit verwaiſ'ten Tauben girren,
Mit verſcheuchtem Wilde zieh'n;
Bis der Gram mein Leben raube,
Bis die Kräfte ſich verſchrei'n,
Und dann ſoll ein Grab von Laube
Milder als Dein Herze ſein!"

„Kann ich Dich an Treu beſchämen,
Will ich noch Dein Conterfei
In dem Tod an's Herze nehmen,
Daß er recht beweglich ſei.
Sieht es Niemand von den Leuten,
Sieht es doch der Himmel an,
Der Dich bei geleg'nen Zeiten
Wohl damit noch ſtrafen kann."

„Wirſt Du einmal durch die Sträuche
Halb verirrt ſpazieren geh'n,
Ei, ſo bleib bei meiner Leiche
Nur mit andern Augen ſtehn!
Zeige ſie dem neuen Schatze,
Der Dir das Geleite gibt,
Und vermeld' ihm auf dem Platze:
Dieſer hat mich auch geliebt."

Vor dem Irrenden zuckte ein rother Strahl auf, und machte ihn verſtummen. Die poetiſche Begeiſterung hatte Chriſtian allen Jammer ſeines hoffnungsloſen Lebens momentan vergeſſen laſſen. Erhitzt, ſchweißtriefend, mit gefrorenem Haar ſtampfte er immer fort im Schnee, ohne raſch vorwärts zu kommen. Er war im Kreiſe herum-

gelaufen und ſah jetzt daſſelbe Kirchlein, das vor einer Stunde oder auch länger ihm links gelegen hatte, jetzt zu ſeiner Rechten aus der beſchneiten Landſchaft ragen. Weiter zur Linken aber züngelte eine rothe Flamme in die ſchneeige Luft, erleuchtete mit grellem Purpurſchein das Land und ließ Chriſtian unfern ein großes Gehöft, von Bäumen umragt, erkennen. Ein allein ſtehender Schuppen war in Brand gerathen und loderte luſtig im Winde, ohne den übrigen Gebäuden Gefahr zu drohen.

Chriſtian begrüßte dieſe unbedeutende Feuersbrunſt als ein Zeichen, daß Gott ſeine Hand noch nicht ganz von ihm abziehen wolle. Während die Glocke auf der kleinen Kirche zu bimmeln begann, um die zunächſt Wohnenden zur Rettung aufzurufen, ging Chriſtian geradeswegs auf das matt erhellte Gehöft zu.

Allein die Entfernung war größer, als er glaubte, und da er nur die gerade Richtung einzuhalten ſich bemühte, ſo verſank er oft bis über die Hüften in Schneewehen, und ſeine über Gebühr angeſtrengten Kräfte verließen ihn von Minute zu Minute mehr. Körperliche Anſtrengung und geiſtige Erſchütterung wirkten jetzt zuſammen, den verirrten Dichter mit jedem Schritte dem Untergange näher zu führen.

Schon war das Feuer niedergebrannt und der Hilferuf der bimmelnden Glocke wieder verhallt. Rothbrauner

Rauch nur qualmte noch matt über dem glimmenden Schutt, als Chriſtian in einer Vertiefung kraftlos zuſammenbrach.

Er hatte ſich athemlos gelaufen und war trotz des ſcharfen Windes und des noch immer in dichten Flocken fallenden Schnee's ſo erhitzt, daß er eine Zeit lang ruhen mußte. Noch beſaß er vollkommen ſeine Beſinnung, aber die Ueberanſtrengung ſeiner phyſiſchen Kräfte machte ſich ihm in beängſtigender Weiſe fühlbar. Seine Füße, anfangs kalt wie Eis, waren ihm jetzt ſchwer wie Klumpen, die ihm nicht ſelbſt gehörten. Wie er ſie auch bog und ſetzte, er fühlte ſie nicht. Nicht viel beſſer erging es ihm mit ſeinem Kopfe. Er hatte eine Empfindung, als ſei er ihm feſt auf den Nacken geſchraubt. Seine Kopfbedeckung hatte ihm der Wind entführt. Chriſtian irrte ſchon über eine Stunde lang mit bloßem Kopfe in der windigen Schneenacht umher.

„Nur eine Minute will ich verſchnaufen," ſagte er zu ſich, kreuzte die Hände über der ſchwer röchelnden Bruſt und lehnte ſich gegen die Schneewand der Vertiefung, in die er hinabgeglitten war. Gerade vor ihm lag das Gehöft; er erkannte es an dem immer ſchwächer werdenden fahlen Dunſt, den die Brandſtätte noch aushauchte.

Plötzlich röthete ſich in der Richtung, wohin der Ermattete ſah, der Himmel in höchſt eigenthümlicher Weiſe. Dies wunderbare Roth, durchleuchteten Roſen vergleichbar, konnte nicht von einer neuen, größeren Feuersbrunſt herrühren. Auch ein Nordlicht ſtrahlte nicht in ſolchen Flam-

men. Es mußte eine Erſcheinung ſein oder der Traumgott ging vorüber an dem gequälten Dichter und der leuchtende Saum ſeines Gewandes ſtreifte die Wimpern des müden Erdenpilgers.

Chriſtian ſah unverwandt in dieſe Helligkeit, die Alles um ihn her verklärte. Er regte ſich nicht, denn er wollte nach ſo viel Angſt und Schmerz dies Zauberbild, das ſo ungerufen vor ihm aufſtieg, mit ganzer Seele in vollen Zügen genießen. Er fühlte ſich wohl, ein Friede, wie er ihn nie gekannt hatte, zog durch ſein matt klopfendes Herz. Und ſeltſam, während er in dies roſige Flammenmeer hineinblickte und ſein Schäumen und Wallen bewunderte, ſah er das Bild ſeines eigenen bewegten Lebens auf demſelben treiben. Er konnte gar nicht zweifelhaft ſein: der Steuermann mit dem befiederten Ruder war er ſelbſt. Chriſtian kannte ſich zu gut; er war eitel und hatte ſich oft genug im Spiegel beſchaut, um zu wiſſen, wie er ausſah. Aber die Geſtalt, die ſo bleich und ernſt das ſonderbare Steuer hielt, ſtand auf keinem Schiff. Der feurige Schweif eines bunt ſchillernden Drachen war es, der ihn trug, und als Segel blähten ſich ſilberglänzende Flügel über dem Leibe des Ungethümes, und friſche Mädchengeſichter lachten zwiſchen den Flügeln und ſahen ihn an mit ihren verführeriſch ſchönen Augen. Er kannte ſie alle, dieſe Geſichter. Er hatte mit ihnen geſcherzt, gekoſ't, getanzt! Sie hatten ihm alle geſagt, daß ſie ihn liebten, daß ſie ihm angehören wollten mit Leib

und Seele für Zeit und Ewigkeit. Und die Betheuerungen der herzigen Kinder hatten ihm so wohl gethan, daß er Gleiches mit Gleichem vergalt!

Jetzt beugten sich die Mädchengesichter weit über den stachlichen Leib des Drachens vor, sie stürzten über Bord und mit den rosigen Wellen sich schlagend, schwammen sie zu ihm herüber. Kurze Zeit tauchten sie unter in der durchsichtigen Fluth, und wie er sie wieder erblickte, waren die Züge Aller verwandelt. Sie lachten nicht mehr, sie weinten. Manche sahen bleich aus und verkümmert, Andere saßen mit gefalteten Händen da und stierten vor sich hin, wieder Andere rauften sich verzweifelt die Haare. Eine aber schluchzte so laut, daß Christian es hören konnte. Es war Doris!... Er wollte rufen, aber er konnte nicht! Die Stimme in seiner Brust besaß keinen Klang mehr, und ein tiefer Schmerz zitterte wie ein lauter gellender Schrei in seiner Seele!....

Darauf erlosch nach und nach das rosige Licht und die finsterste Nacht breitete sich vor ihm aus. Nur ein Punkt leuchtete in dieser Nacht, und aus diesem Lichtknoten entwickelte sich wieder seine eigene Gestalt. Er sah sich jetzt als Wanderer, den Stab in der Hand, das schmale, leichte Bündel auf der Schulter. Alle Gegenden, die er durchwandert war, glitten in schattigem Halbdunkel an ihm vorüber. Endlich tauchten die Thürme seiner Vaterstadt auf. Die Mutter winkte ihm, schloß ihn an ihre Brust, nannte

ihn mit ſüßen Schmeichelnamen. Es ward ihm wieder froh und leicht. Da zuckte ein rother Blitzſtrahl auf ihn herab und zerriß ſein Herz.... Die Nacht verſchwand, hell und warm ſchien die Sonne — er fühlte ſich wie von Flügeln getragen, und abermals erkannte er ſich ausgeſtreckt auf weißem Lager. Um daſſelbe knieten all' ſeine Freunde. Auch Doris und Alida's Geſtalten erkannte er. Sie lächelten ihn wieder mild und ſelig an. Dann öffnete ſich der Himmel, wunderbare Melodieen, wie Chöre der Seligen, umflutheten ihn, verhallten und verklangen in entzückenden Accorden. Eine Fülle von Roſenblättern wehte herab aus lichten Höhen, häufte ſich vor ihm an und bildete die Geſtalt eines Grabhügels. Nun vernahm er ein ernſtes Trauerlied, wenigſtens klang es ihm ſo. Es ward nur von zwei Stimmen monoton, melancholiſch, klagend geſungen, von einer Männer- und einer Frauenſtimme, und als der letzte Ton verrauſchte, öffnete ſich unter ihm der Boden und er ſank tief, tief, unendlich tief in die Erde, aber alles Weh, das ihn gedrückt, alle Qual, die er im Leben empfunden hatte, machte einem Gefühl der Seligkeit Platz, in die ſein ganzes Daſein jubelnd aufging.

Sechszehntes Kapitel.

Gerettet.

An demſelben Abend kehrte der fromme Herrnhuter mit ſeiner Tochter Hanna aus dem Gebirge zurück. Der Sendling Zinzendorf's und der kleinen Gemeinde, für deſſen Haupt der glaubensſtarke Graf bereits gelten konnte, hatte ſeinen Auftrag erfüllt. Er wollte nun den jungen Edelmann, wo er ſo zuvorkommende Aufnahme gefunden hatte, nochmals beſuchen und jetzt in vertrauten Geſprächen nachholen, was bei ſeiner erſten Einkehr durch das Zuſammentreffen mit Kaplan Florian aus Klugheitsrückſichten unterbleiben mußte.

Am Fuße des hohen Bergwalles überraſchte die Reiſenden das Schneegeſtöber und hielt ſie länger auf, als es ihnen lieb war. Das zarte Mädchen, obwohl von kräftiger Conſtitution und eine rüſtige Fußgängerin, ermüdete doch früher als ſonſt in dem ſich ballenden Schnee, und ſo ward

ihr Vater genöthigt, die Tagereiſen abzukürzen. Am letzten Tage, wo ſie noch etwa vier Meilen zurückzulegen hatten, überraſchte ſie bei dem heftigen Wehen der Abend zu frühe. Des Weges nicht genau kundig, mußten ſie ihnen Begegnende oft fragen, um die Richtung nicht zu verlieren. Dennoch kamen ſie zuletzt vom Wege ab, und es wäre ihnen vielleicht ſchlimm ergangen, hätte der Zufall nicht die helle Fackel angezündet, die auch dem verirrten Chriſtian neuen Muth einflößte.

Hanna's Vater erkannte in der auflodernden Flamme eine Leuchte des Herrn, und nach Art ſeiner Glaubensgenoſſen, die in jedem Ereigniſſe, auch dem zufälligſten, das ganz beſondere Walten der Vorſehung erblicken, ſtand er nicht an, für dieſen Gnadenbeweis des Herrn dieſem laut und inbrünſtig zu danken.

Während der mähriſche Bruder, ſeine Tochter umarmend, und dadurch ſie nach Kräften gegen den Wind ſchützend, dem Feuerſcheine zuſchritt, betete er laut einen Pſalm, der ihm auf den vorliegenden Fall zu paſſen ſchien. Die nicht weniger bibelfeſte Hanna that ein Gleiches, und ſo wanderten Vater und Kind voll Glaubensfreudigkeit ihre mühſelige Straße durch Schnee und Wind.

Nach Beendigung ihres pſalmiſtiſchen Vortrages glaubten ſie unfern von ſich abgebrochene Laute einer menſchlichen Stimme zu hören. Der Wind führte ſie ihnen zu, und da ſie ſich oft wiederholten, bald dumpfer, bald lauter,

bisweilen ſogar wie heiſeres Rufen klangen, ſo hielt der menſchenfreundliche Mann es für Pflicht, dieſen unverſtändlichen Tönen nachzugehen. Um ſich ſelbſt zu ermuthigen und falls ein Unglücklicher ſich in Bedrängniß befände, dieſem ein Zeichen zu geben, daß Hilfe nicht fern ſei, erhoben Beide wieder ihre Stimme. Diesmal aber intonirte Evermann ein Bet- und Bußlied; denn er ging von dem Geſichtspunkte aus, daß Gott uns nur in ſchwere Verſuchung führe, theils um unſere Glaubensſtärke zu erproben, theils, um uns zu Reue und Buße unſerer zahlreichen Sünden wegen zu veranlaſſen.

Nach wenigen Minuten gewahrten ſie, ſchon halb von Schnee überſtäubt, eine menſchliche Geſtalt. Daß der Ermattete, hilflos Niedergeſunkene noch lebe, bewies die noch nicht entflohene Wärme ſeiner Bruſt und das krampfhafte Zucken ſeiner Geſichtsmuskeln. Während ſie immer ſingend dem Verirrten ſich näherten, war deſſen ſtöhnendes Rufen immer leiſer geworden und hatte zuletzt ganz aufgehört.

Evermann beugte ſich über den Bewußtloſen, Hanna öffnete die Feldflaſche des Vaters, in der ſich ein kleiner Reſt Ungarwein befand, beſtrich damit die Schläfe des Armen, und benetzte ſeine Lippen. Bald begann er ſich wieder zu regen, das Bewußtſein aber ſtellte ſich noch nicht wieder ein.

„Bitte den Heiland, meine Tochter," ſprach der fromme Mann zu Hanna, „daß er uns gnädig bleibt und

nicht ſterben läßt dieſen armen jungen Menſchen in der Wüſteuei, ehe er gebeichtet hat alle ſeine Sünden und dafür empfangen vom Herrn Vergebung! Rufe, rufe, mein Kind, wie der Hirſch ruft nach friſchem Waſſer!"

Hanna gehorchte ihrem Vater. Sie begann abermals mit glockenreiner Stimme einen Choral zu ſingen, daß die friſchen Töne des jungen Mädchens weithin über das Blachfeld hallten. Dieſen Geſang vernahm ein Trupp Männer, welche ſich aufgemacht hatten, um beim Löſchen des Feuers thätig zu ſein. Sie folgten ihm und entdeckten alsbald den barmherzigen mähriſchen Bruder neben der gläubig fortſingenden Tochter, wie er ſich vergeblich abmühte, den halb Erſtarrten aus dem Schnee herauszuarbeiten.

Mitleidig unterſtützten ſie die ſelbſt Erſchöpften. Chriſtian Günther zeigte kein Leben, obwohl daſſelbe noch nicht völlig in ihm erloſchen war. Die Männer ſtanden rathlos und ſahen einander unſchlüſſig an.

„Liebe Brüder," ſprach da der Sendling Zinzendorfs, „ſo Ihr ein gutes Werk thun wollt und wohlgefällig werden dem Herrn, ſo nehmet dieſen Verunglückten auf Eure Hände und traget ihn hinüber nach jenem Edelhofe, von dem eine Fackel aufleuchtete nach Seinem Willen, damit wir fänden die rechten Stege und entdeckten dieſen armen Menſchen in ſeinem ſchneeigen Bette!"

Dieſer Aufforderung folgten die Männer ſogleich.

Chriſtian ward, noch immer ſtarr und bewußtlos, aufgehoben. Der mähriſche Bruder legte ſeinen eigenen Mantel um ihn, und ſo ſetzte ſich der Trupp nach dem nicht mehr fernen Edelſitze in Bewegung.

Ein Hund ſchlug an, als die laut mit einander Sprechenden jetzt über die alte knarrende Holzbrücke ſchritten. Der Thorweg ſtand noch offen und matter Feuerſchein zuckte momentan im Hofe auf. Ein paar Handſpritzen waren in Thätigkeit, die glühende Aſche des Stalles, deſſen Strohbedachung wahrſcheinlich durch verwehtes Feuer aus der nahen Schmiede in Brand gerathen war, vollends auszugießen. Außer dem zahlreichen Hofgeſinde befanden ſich nur noch wenige zu Hilfe geeilte Fremde auf dem Hofe. Der Beſitzer deſſelben, Woldemar von Raſchau, ſprach eben ſeinen Dank gegen dieſe aus und ſchüttelte ihnen die Hände, als der mähriſche Bruder mit ſeiner Tochter, und hinter dieſen vier Männer mit dem erſtarrten Dichter eintraten.

Woldemar ging den Ankommenden raſch entgegen. Er erkannte auf der Stelle den Sendboten des Grafen, war aber nicht wenig erſtaunt, dieſen in ſo auffallender Begleitung zurückkommen zu ſehen.

„Der Herr iſt's, der uns ſendet, Herr Baron," ſprach Evermann. „Er hat uns gezeiget einen Findling, der ſicherlich berufen iſt zu großen Dingen!"

Woldemar warf einen neugierigen Blick auf den Machtloſen, der ſich zu regen begann.

„Er lebt!“ ſprach Einer der Männer, die ihn trugen. „Er holt tief Athem!“

„Er ſchlägt die Augen auf!“

Sie traten in die hell erleuchtete Halle, deſſen Lichtſchein die ſchwachen Augen des zum Leben Erwachenden blendeten. Woldemar ſtrich ihm die Haare aus dem todtenbleichen, verhärmten Geſicht.

„Günther! Chriſtian Günther!“ rief er aus, die Hände gegen ſeine eigene Stirn drückend. „Welch ein Wiederſehen!“

Er fand keine Worte mehr, um ſeine Empfindungen kund zu geben. Den verſtörten Dichter in ſeine Arme nehmend, trug er ihn in's Zimmer und bettete ihn auf dem alterthümlichen Lederſopha an der holzgetäfelten braunen Wand, der Uebrigen nicht weiter achtend. Der Zuſtand des Gefundenen, die dürftige ſchadhafte Kleidung, die zerriſſenen Schuhe, aus denen blaue und geſchwollene Füße hervorſahen, erfüllten ihn mit bangen Ahnungen. Die Nennung des Namens aber ſchien in Günthers träumender Seele die Lebensgeiſter wieder zu wecken. Sein Athem ward regelmäßiger, die Augen ſahen ſich verwundert um und blieben dann feſt auf Woldemar gerichtet, der neben ihm kniete und die matten Schläge des wiederkehrenden Pulſes zählte.

Mühſam richtete ſich Chriſtian auf. Der Ort, wo er ſich befand, die Umgebung, der laut betende mähriſche

Bruder, das feine fromme Geſicht Hanna's, die wie ein Engel des Lichts zu Füßen ſeines Lagers kniete: Alles dünkte ihm ein Traum zu ſein.

„Günther!“ ſprach Woldemar auf's Neue. „Kennen Sie mich nicht mehr? Ich bin ja der Freund Ihres Freundes Paul! Schon einmal legten Sie vertrauensvoll Ihr Schickſal in meine Hände, und nun führt ein wunderbarer Zufall Sie in mein Haus, das Sie vielleicht ohne denſelben noch lange nicht betreten hätten.“

„Alſo ein Traum nur!“ lallte Günther matt, mit geſchloſſenen Augen wieder auf ſein Lager zurückſinkend. „Ein Traum nur hat mir das Paradies gezeigt!“

Er legte beide Hände über ſein Geſicht und begann heiſer zu röcheln.

„Gott war ſichtlich bei Ihnen, armer Freund,“ ſprach Woldemar tröſtend. „Sie wären ſonſt rettungslos eine Beute des Todes geworden!“

„Der Herr ließ aufleuchten eine Feuerflamme und rufen den Verirrten in ſeiner Noth, damit wir nachgingen ſeinen Spuren und ihn erhielten dem Leben!“ fiel Evermann mit ſalbungsvollem Tone ein.

„Ein ſonderbarer, höchſt ſonderbarer Zufall!“ ſprach Woldemar.

„Eine weiſe Schickung des Herrn,“ belehrte der mähriſche Bruder. „Wir ſind allzumal Looſe in ſeiner Hand, die er ſchüttelt und auswirft nach ſeinem unerforſchlichen

Rathſchluſſe, damit wir dienen nur ihm und vollziehen ſeinen heiligen Willen!"

„Die tiefſinnige Lehre des Grafen von der Beſtimmung der Menſchen in der Hand Gottes!" ſagte Woldemar nachdenkend.

Er winkte den Männern, welche Günther zu ihm gebracht hatten, daß ſie ſich entfernen, am nächſten Morgen ſich aber wieder bei ihm einfinden möchten, damit er ſich für die gehabte Mühe gegen ſie erkenntlich erweiſen könne.

Chriſtian verhielt ſich ruhig, ſcheinbar gänzlich theilnahmlos. Die Hände fortwährend über ſein Geſicht gebreitet, röchelte er wie ein ſchwer Erkrankter.

Woldemar wollte ihn durch Fragen nicht aufregen. Er gab Befehl, ein wohnliches Zimmer für ihn herzurichten und zeigte ihm in jeder Hinſicht die hingebendſte Theilnahme eines Freundes.

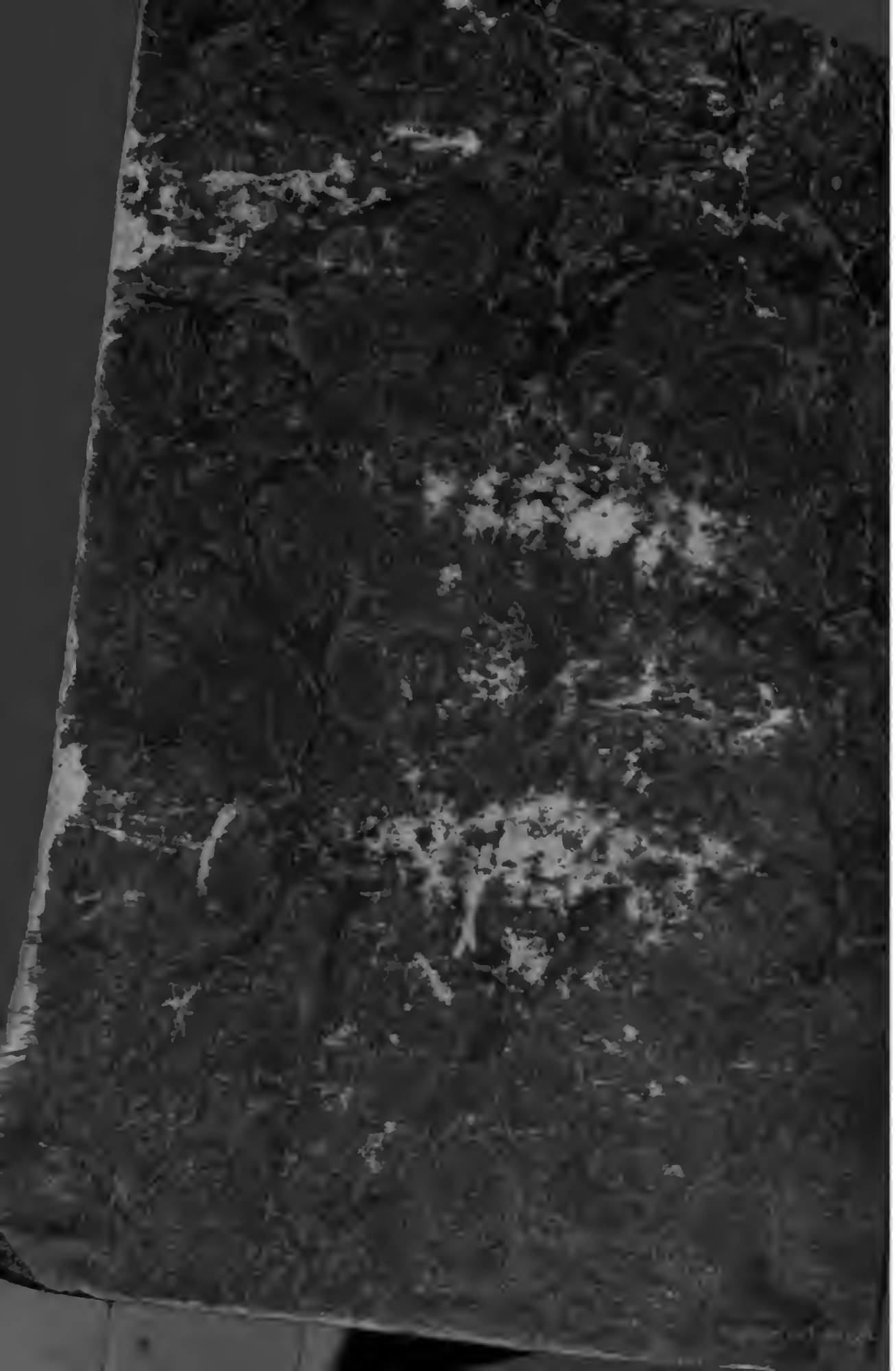
Als er ſich allein ſah mit dem kranken, körperlich gebrochenen Dichter und dem Sendlinge Zinzendorfs, reichte er dem Letzterem die Hand, indem er ſprach:

„Nachbar im Geiſt, ich dank' Euch! Es iſt Euch, glaub' ich, in dieſer merkwürdigen Nacht gelungen, den Lehren Eures großmüthigen Beſchützers einen aufrichtigen Anhänger zu gewinnen."

Chriſtian ſtieß einen tiefen Seufzer aus. Evermann aber reichte Woldemar ſeine Linke, legte die Rechte ſanft auf das Haupt des entkräfteten Dichters und ſagte:

„Wen der Herr lieb hat, den züchtiget er, und wer berufen iſt, ſeinen Namen zu verkündigen und zu wirken für ſeinen Ruhm, den errettet er aus Schnee und Eis, aus Waſſerfluthen und Feuerflammen! Darum ſei Er geprieſen und gelobet immerdar und in allen Landen!“

Der fromme Mann beugte in Demuth ſeine Knie. Hanna folgte ihm, und als beide mit lauter Stimme einen Pſalm zu beten begannen, der Ergebung und Hingabe an die allwaltende Macht Gottes athmete, ward Woldemar von der Gewalt dieſer Glaubensinnigkeit dergeſtalt ergriffen, daß er in leiſem Tone mit einſtimmte und über dieſem Gebet zeitweiſe ſelbſt den unglücklichen Mann vergaß, den ein unerforſchliches Schickſal oder eine höhere Macht ihm zugeführt hatte, damit er ihn ſchütze vor den Menſchen, vor ſich ſelbſt und vor ſeinen Leidenſchaften.

Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.

H. G. FORSTER
bey Buchbinder
in München